Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)

16. Maximiliansplatz 16.

Gestern und Heute.

Roman

von

[Johanna]

J. Niemann.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1892.

Erster Theil.



I.

Hier muß es sein! Hier! Halt!

Der Wagen hielt, und die darin saßen, ein dunkelhaariger Mann und eine blonde Frau, schauten neugierig prüfenden Auges an dem Hause in die Höhe. Es war von jener alten Bauart, die der Innenstadt ihre Signatur gab: Hohes Spitzdach, die Giebelseite der Straße zugekehrt, eine aufrechte Steinfigur oben und das Gekröpf der schrägen Seitenkanten scharf in den Abendhimmel gezeichnet. Die Wasserrinnen gegen die Nachbardächer liefen vorn in speiende Delphinenköpfe aus und zur Hausthür führte eine kleine Vortreppe mit Eisengeländer.

Der Hausbesitzer trat in die Thür; er war in weißes Leinen gekleidet und sein Gesicht erinnerte an die bildlichen Darstellungen, die man bisweilen noch auf den Schildern kleiner Wirthschaften über der Aufschrift „Zur Sonne“ antrifft. Den kreis=

runden Schmuck obligater Sonnenstrahlen ersetzte ein gelber Strohhut mit tellerartigem, flachem Rande. Als er jetzt diesen Hut abnahm und sein rundes, rothes Gesicht mit den blauen Augen und kalkweißen Zähnen dazu lachte, wechselten Mann und Frau im Wagen einen belustigten Blick. Dann sprang der Mann heraus und schüttelte dem Weißgekleideten die Hand.

„Guten Abend, Herr Kapitän! Da sind wir! Pünktlich auf die Minute und hoffentlich nicht ungelegen.“

„Schon erwartet! Sehr erwartet! Bitte, bitte, mir zu erlauben —“

Kapitän Großmund half der jungen Frau aus dem Wagen und belud sich dienstfertig mit den kleineren Gepäckstücken, während ein Junge mit langer Schürze hervorstürzte und das Uebrige ins Haus schaffen half.

„Lauter gute Dinge warten oben,“ flüsterte der Kapitän den Angekommenen zu. „Und ein Himmel heute! Ein Wetterchen! Es wird Ihnen gefallen, Herr Doktor!“

„Das gebe Gott, daß es uns hier gefällt; wir bringen guten Willen mit.“

Sie standen jetzt im Flur des Hauses, von

all' ihrem Gepäck umgeben und von den grellen Augen des Kapitäns gemustert. Er hielt die Beine gespreizt, die Hände in den Hosentaschen und verstellte ihnen so den Weg zur Treppe.

„Johnny, die Sachen nach oben, Johnny, vorher zählen: Sieben Stück, Johnny, sieben Stück." Seine Augen wanderten von den sieben Gepäckstücken abermals zu deren Eigenthümern.

„Er und sie, im Süßwasser der Ehe," sagte er. „Hier meinen Glückwunsch zu den Flitterwochen." Noch einmal that er den Hut vom Kopfe.

Die Beiden, denen sein Glückwunsch galt, lachten den Kapitän aus, denn sie schifften schon etwa drei Jahre in dem erwähnten Süßwasser und waren sich einiger Winddrehungen bewußt, während welcher sie sich bedeutend außerhalb der Flitterwochen gefühlt hatten.

„Meine Frau ist sehr müde," sagte Doktor Baer. „Wir möchten bald zur Ruhe kommen."

Auf der Treppe ihnen voransteigend, drehte sich Großmund zweimal rückwärts, um dem Doktor vertraulich, aber hörbar zuzuraunen:

„Sie ist niedlich, äußerst niedlich! Ist sie eine Freundin von Wasserfahrten? Dann werde ich

morgen auf mein Dampferchen bitten, auf meinen kleinen „Allegro‘.“

Irgend eine gefällige Seele hatte den so Empfangenen die Wohnung für den Anfang eingerichtet und dann diskret überlassen.

Sie waren jetzt allein. Roland Baer fühlte sich so guter Laune, daß er seiner Frau selbst das Reisehütchen losband und sehr viel Zeit dazu brauchte, weil er nicht genau auf die Bandschleife, sondern in das Gesicht darüber schaute und in die Tiefe der zu ihm aufgeschlagenen Augen, darin die Liebe wohnte. Endlich fiel der Hut doch in den Nacken und Roland umfaßte mit beiden Händen den Kopf seiner Frau und drückte in heftiger Zärtlichkeit seine Haarfülle und die heißen Wangen. Dann zog er ihren Arm in den seinen und so gingen sie musternd durch ihre neue Behausung, die aus vier bescheiden ausgestatteten Wohnräumen bestand. Wohnzimmer und Eßstübchen nach vorn hinaus, Schlafstube und Arbeitskabinet gegen den Hof gelegen. Diese Wanderung, so kurz sie hätte sein können, wickelte sich langsam, regellos und mit vielen Unterbrechungen ab. Einmal saßen sie längere Zeit zu Zweien auf einem Stuhl, trotz der unbequemen Enge in ernsthaftes Gespräch vertieft,

dann wieder nebeneinander auf dem besten Sofa, so weit hineingerückt, daß die Füße der Frau nicht auf den Teppich reichten und sie die ausgestreckten auf die ihres Mannes setzte und dazu lachte. Als der große Spiegel in der Ecke ihre Gesichter zurückwarf, sagte Baer: „Sind das nicht zwei Grasaffen da im Glas? Komm, Herz, wir wollen uns menschlich machen.“

Sie klapperten darauf mit den Waschgeräthen und hatten auch dabei so viel zu lachen und zu schwatzen, daß der Klang der frohen Stimmen durch das offene Fenster über den Hof bis zum Hinterhause drang. Zuletzt schoben die Arme der Frau den Mann vor sich her und schlossen eiligst hinter ihm die Thür zu.

Ausgewiesen, stand er ein paar Sekunden unschlüssig, rieb sich die Schulter, drehte den Schnurrbart und ging am Ende pfeifend und ganz Entschlossenheit an dem Schreibtisch und den Bücherschränken vorüber, zu dem Ledersofa, streckte sich darauf, faltete die Hände über der Brust und schloß die Augen.

Eingeschlafen? Er regte sich nicht, als sie nach kurzer Zeit wieder erschien, in frischem blumigen Sommerkleid mit Schürze davor und mit

halbentblößten Armen. Sie trug den Kopf so sicher, als fühlte sie sich ganz Herrin des Terrains, und ihre Blicke, gleichgiltig und wichtig zur selben Zeit, fragten: „Wo ist mein Schlüsselkorb?" und nicht etwa: „Wo ist mein Mann?"

Nein, sie ging an ihm vorüber in das Vorderzimmer, kehrte wieder zurück in sein Stübchen, darin er schlief, und blickte suchend zu den Schränken und jetzt zu dem Gesimsbrett über dem Sofa hinauf, und —

„Hexe Du!" dachte er.

Hexe stand am Sofa, hob sich auf den Fußspitzen, reckte die Arme in die Höhe und langte über den Schlafenden weg nach dem Gesimsbrett, so daß ihre Schürzenfrisur seine Hände streifte, die er noch immer vollständig ruhig über der Brust gefaltet hielt.

Ein Mensch, der vom Hinterhause zur Doktorwohnung hinübersehen konnte, preßte bei diesem Anblick seine eigenen Hände vor die Augen, weil er Schwindel fühlte; als er sie einige Sekunden später wieder sinken ließ, stand Doktor Baer aufrecht mitten im Zimmer und hielt seine Frau in verdienter Strafe für ihre Keckheit so fest an sich, daß sie wie ein geducktes Vögelchen kaum zu sehen war. Er küßte sie, wohin er immer traf.

Im Hinterhause wurde das Rouleau geräuschvoll niedergelassen, in der Wohnung Doktor Baers aber tönte die Klingel. Johnny mit langer Schürze erschien.

„Empfehlung von Herrn Kapitän und hier wäre der Hausschlüssel.“

„Her damit. Empfehlung an Herrn Kapitän und es wäre gut.“

„Mir den Schlüssel!“ sagte die Frau.

„Nein, mir.“

„Es sind auch Briefe an Frau Doktor Baer gekommen.“

Ihr Mann griff danach. „Sieh 'mal, einer von Deiner Mutter, einer von Tante Renate, hier Deine Freundin Lise. Nichts weniger als Alle.“

Er lachte herzhaft, als sie aber die Hand nach den Briefen ausstreckte, steckte er sie zu sich, hielt ihre Hand fest und sagte:

„Das eilt nicht. Was können sie denn zu melden haben? Gluckenangst ums Küchlein. Und Du bist doch mit mir hier, mit Deinem besten Freund. Jetzt habe ich Dich endlich ganz, ganz für mich. Das wird uns Beiden sehr gut bekommen, glaube mir.“

„Ja,“ sagte sie. „Ich hoffe es.“

„Du hoffst es nur? Fühlen sollst Du es, darauf schwören sollst Du. Viel liebenswürdiger sollst Du sein, Du unartige Baerin. Sage, liebst Du mich überhaupt noch?“

„Du weißt es ja.“

„Hast Du dies hübsche Kleid für mich angezogen? Dann laß Dich belohnen.“

Aber sie wehrte sich gegen erneute Zärtlichkeit.

„Höre doch auf, das ist keine Belohnung.“

Er widersprach nicht, weil er das leise Zittern in ihrer Stimme durchhörte, legte mit Sanftmuth seinen Arm um ihre Schulter und führte sie auf den kleinen Balkon vor dem Wohnzimmer. Von hier aus waren ein paar Kirchthürme und ein Thorbogen gegen den Fluß hin zu sehen. Vereinzelte Bäume mit vollem Laubschmuck machten die Straße sommerlich anziehend, die übrigens in gewundener Linie verlief, aus der ab und zu ein Haus vortrat, so daß Winkel und Schatten von charakteristischer Wirkung entstanden.

„Dort liegt das Meer,“ sagte Roland und zeigte gegen Nordost. Seine Brauen rückten etwas zusammen, weil er den Blick sammelte, auch den geistigen, so daß die gewohnte Freundlichkeit seines

Gesichtes wie unter Wolken verschwand. Plötzlich hellte sich Alles darin wieder auf.

„Du bist so still, Christiane! Gefällt Dir dies alte Stadtgesicht etwa nicht?"

„Doch, sehr! Es läßt schon viel Charakter merken; aber Du selbst versankst in Schweigen."

Er nickte zustimmend. „Das Bild hier faßt mich wunderbar; neu und vertraut, eng gedrängt und zugleich, als wären keine Grenzen. Es kann das merkwürdigste, entzückendste Leben werden, das wir nun beginnen. Zunächst heißt es viel und genau sehen, wandern, hören, denn wir müssen natürlich tief hineintauchen, bis jeder Stein Sprache gewinnt und wir den Geist loci zwingen, daß er uns Rede steht, wie groß und wie klein sein Wesen war und ist und sein wird."

Er sprach noch eine Weile fort von dem, was sie nun erfahren und empfinden würden in dieser Stadt, welche die Heimath und Arbeitsstätte seiner Familie durch mehrere Generationen gewesen, und die nur ihm, dem Enkel, fremd geworden, noch er sie recht gekannt, deren Historiker zu werden er aber jetzt entschlossen war.

Christiane hörte aus seinen Reden vor Allem das „wir" heraus, ohne sich Rechenschaft davon

zu geben, was es sei, das ihr Herz dabei klopfen und die vorschnellen Thränen zu den Augen steigen machte. Wir! Genuß und Arbeit, Erregung und Gelingen dachte er als ihnen Gemeinsames und gab ihr so das Größtmögliche auch für diejenige Stimmung, in welcher ihr Herz sich um Unmögliches grämte.

„Christiane, dieser Kapitän, unser verehrlicher Hauswirth ist nicht übel! Solch' ein Feixen auf männlichem Antlitz zählt beinah zu den unerlaubten Dingen."

„Er sah wie ein glücklicher Mensch aus."

„So? Ein glücklicher Mensch kann doch wohl noch anders aussehen. Ich bin heute wonnig glücklich."

Da sie die Thränen jetzt nicht mehr zurückhalten konnte und er sie über ihre Wangen fallen sah, zog er sie wieder an sich, doch nicht ohne einige Scheltworte, wie: Wasserweide, Hausrinne mit ständigem Leck u. a. m. „Haben wir noch Eßbares zur Hand?" fragte er endlich. „Oder soll ich mich draußen versorgen?"

Diese Wendung kannte sie. Sich draußen versorgen. Er wollte noch ausgehen. Was an kalter Küche vorhanden war, nahm er denn auch

ziemlich zerstreut und schweigsam hin, stand bald wieder auf und griff nach seinem Hut. „Du hast noch mit Auspacken zu thun, nicht wahr?“

Sie nickte.

„Soll ich Dir helfen?“

„O nein, danke, es ist schon gut, geh' nur.“

„Ich muß, Christel, mein Kopf ist dumpf.“

Die Gedankenwelt, die in diesem Kopf sich stieß, trieb ihn hinaus. So strich er durch die Stadt und warb, ein noch zaghafter Verehrer, durch stummes Anschauen und Sinnen um ihre Gunst. Jeder Weg, wo er auch auslief, war dabei der rechte, der Fluß ein ebenso schicklicher Begleiter wie das Glockenspiel vom Thurm. Ein Vorortzug, der eben anbrauste, brachte dunkles Menschengewimmel heim, es drängte sich zu den Thoren, und sein Geschwätz, seine Hast und Schwüle hemmte den einsam dagegen Schreitenden und wickelte ihn zeitweilig ganz ein. Er wußte sich Allen unbekannt und doch überkam ihn inneres Lachen und sieghafte Ueberlegenheit bei dem Gedanken, daß er bald Derjenige sein werde, der am besten unter ihnen zu Hause sei, weil er die Wurzeln ihres Gewordenseins studirt habe.

Auch von den Gesprächen fing er dieses und

jenes Wort auf, das ihn zu heimlicher Antwort reizte.

„Unter uns, der Versuch mit Bucho erweist sich als solider Reinfall," sagte einer der Vorübergehenden zu seinem Gefährten. „Indeß: Preise dem Kinde die Puppen, für die es die Groschen hinwirft, und Du wirst Kindern und Krämern ein Gott."

Baer stutzte.

„Nein," dachte er, „nicht so windig weltklug! Zum Beispiel nicht dem großen Kinde Menschheit nur seine Puppe ‚Vergnügen' preisen, an die es den Groschen: Tag und Kraft hingiebt. Lieber vor seinen Augen Kampf und Werth und Irrthum seiner Vergangenheit entfalten, auf deren Schultern es doch gegenwärtig steht, und ihm helfen die Zukunft ohne Riß aus dem Vergangenen zu entwickeln. Solch' Wegweiseramt ist manneswürdige Arbeit."

Wieder überkam ihn, was er zu Christiane gesagt hatte, daß er wonnig glücklich sei, und von Neuem besann er sich darauf, wie er dazu gelangt war.

Die Stadt Danzig hatte vor längerer Zeit ein Kapital als Vermächtniß empfangen, mit der Bestimmung des Testators, damit einen Autor zu dotiren, der es unternähme, die heldenhafte und

weit zurückgreifende Geschichte der Stadt zu schreiben. Bis zur Vollendung seines Werkes sollten ihm die Zinsen des Kapitals gezahlt und hinsichtlich seiner Person keine andere Bedingung geltend gemacht werden als die, daß er durch Geburt oder Familie zu Danzig gehöre und im Besitz der nöthigen Bildung und Begabung für seine Aufgabe sei, einerlei, welchem Beruf er sonst etwa obgelegen.

Nach langem Suchen und Erwägen war die Wahl unter den Aspiranten auf Roland Baer gefallen. Seine Voreltern hatten in Danzig gewurzelt und gewirkt, er selbst galt für frisch, begabt, kenntnißreich und tüchtig, man fand ihn freudig bereit, seine knapp dotirte Amtsrichterstelle in einer kleinen Stadt der Provinz aufzugeben und dieses Pferd von freierer Gangart zu reiten. Gelang ihm der erste Ritt, so mochte sich wohl der Satz bewähren, daß, wer einmal im Sattel sitzt, das Wiederherunterfallen schwerer als das Hinaufsteigen findet.

Mitten in seinem Nachdenken kehrte Roland auf seinem Spaziergang um. So dem Menschenstrom dauernd entgegenstreben, wurde unbequem. Im Gehen verirrte er sich in der, von der ärmeren Klasse bewohnten Altstadt und setzte sich dort auf eine Bank, die zwei Stunden früher von alten

Weibern mit dem Strickzeug oder jungen Frauen mit dem Säugling besetzt zu werden pflegte.

Hinter ihm strich die Radaune in träger, dunkler Strömung und brachte Kühlung in den Rücken, die der junge, gesunde Mann, wenn er sie überhaupt spürte, doch nicht fürchtete. In der Häuserreihe vor ihm unterschied sein Blick die rothen Laternen eines halben Dutzend von Schankstätten und sein Ohr vernahm die mißtönige Musik, welche in Tanzlokalen niederen Ranges aufgespielt wurde. Die Außenthüren dieser Lokale standen offen und von Zeit zu Zeit kamen Mädchen, heiß und aufgeregt, heraus, um sich auf der Gasse abzukühlen. Einige junge Dinger, noch im Schulalter, standen als Zuschauer dieses Treibens oder schwenkten sich auf ihre Hand miteinander herum. Eine darunter, etwa zwölfjährig, mit herrlichen, aber scheuen Augen, setzte sich mit ihrer Gefährtin zu Roland auf das andere Ende der Bank.

„Du, Klara will nichts mehr von ihm wissen," flüsterte sie, „ich ahnte schon so was, daß sie auseinander wären."

„Das ist seine Schuld, warum küßt er so wild. Da kommen sie."

Die Mädchen flogen auf und die Gasse hin-

unter, ein paar halbwüchsige Jungen ihnen nach. Aus dem nächsten Tanzhause wurden durch das offene Fenster Vorübergehende zum Mittanzen angerufen. Freche Worte fielen auf beiden Seiten, vom Flusse her schwankte aus dem Dunkel der Bäume ein Betrunkener bis zum Straßendamm, fiel um und blieb auf dem Pflaster liegen. Kein Wächter ließ sich blicken, es schien, man trieb hier, was man wollte. Dem rückwärts in die Vergangenheit gerichteten Geiste Rolands machte dies Alles wenig oder gar keinen Eindruck und gleich dem dunkeln Strom spülte auch die trübe Fluth des nächtlichen Treibens an seinen Sinnen vorüber, ohne ihn seinen Gedanken zu entreißen. Der Platz neben ihm wurde wieder besetzt. Ein großer Mann in dunklem Paletot und guten Stiefeln ließ sich schwerfällig auf die Bank fallen, stemmte beide Hände auf die Knie und beugte den Oberkörper vorn über; wenn Jemand im Vorbeigehen den Schritt verlangsamte, hob der Sitzende den Kopf ganz wenig und schickte dem Andern von unten einen unsicheren Blick nach. Einmal wurde er gegrüßt, rückte an seinem Hut und Roland sah ein Gesicht von groben Zügen und bleicher Farbe, das ihm mißfiel.

„Sie hätten wohl nicht die Gefälligkeit, mir einen Zwanzigmarkschein zu wechseln?“ fragte ihn der Fremde.

Nein, Roland hatte nicht so viel Geld mit, stand mit Entschuldigung auf und empfahl sich, konnte aber in diesem Stadttheil nur wenig Schritte gehen, ohne Ansprache zu erfahren. Als er die Mittelstadt und den Bohlenweg, der sie von der Mottlau trennte, erreichte, sah er ein kleines Dampffahrzeug den Fluß heraufkommen, die Schraube theilte so rasch die dunkle Welle, daß ein Spielzeug sich zu bewegen schien, die Laternen am Schiffsschnabel aber beleuchteten dessen Inschrift: „Allegro“. Kapitän Großmund und sein Dampferchen! Sollte Roland ihn erwarten? Er blieb mit andern Personen stehen, die dem kleinen Fahrzeug nachschauten.

„Mama, der ‚Allegro‘! Wenn wir hier warten, können wir Tony Köster einmal sehen, ich brenne so darauf,“ bat ein junges Mädchen.

„Wer ist Tony Köster?“ fragte Baer einen jungen Burschen, der am Geländer des Anlegeplatzes lehnte.

„Von der Oper,“ war dessen kurze Antwort.

„Allegro“ legte an der Treppe an und das

Laternenlicht fiel auf das rothe Gesicht Großmunds, in dem die weißen Zähne blitzten.

Eine Dame mit großem Federhut stieg zuerst aus, nach ihr ein verwachsenes kleines Mädchen, zwei junge Männer und eine ältere Frau. Großmund half ihnen die Treppe hinauf; oben erblickte er Roland.

„Diener, Diener, Herr Doktor!" und ohne weitere Frage Roland bei der Hand fassend und sich gegen die Anderen wendend, setzte der Kapitän hinzu: „Frau Tony Köster, die Herren Forelli, meine Frau!"

Die so Vorgestellten schienen an diesem Verfahren nichts Auffälliges zu finden. Großmund aber, noch nicht zufrieden, flüsterte mit der Sängerin und sagte dann, hoffnungsvoll in dem kleinen Kreise umschauend, zu Roland: „Die Herrschaften lassen bitten, ein Stündchen in den ‚Hopfenbräu' zu wandern. Solides Café. Echtes Kulmbacher, Krebse, auch Wein."

Aber Roland hob den Hut und lehnte ab.

Das könnte spät werden und Christiane war allein.

Sollte ihr bester Freund sie schon am ersten Abend allein lassen?

II.

Doktor Klaus König, zu dessen Wohnung im zweiten Stock auch die Stube im Hinterhause gehörte, war, nachdem er das Rouleau so plötzlich herabgelassen hatte, eine Weile in seinem verdunkelten Gemach stehen geblieben, unter den Büchern und Schriftstücken auf dem Schreibtisch unruhig hantirend. Sollte er Licht machen? Sechs Streichhölzchen nacheinander blitzten auf und sprangen ab, ohne Flamme zu fassen, weil er zu heftig über das Sandpapier am Kästchen fuhr, und als er endlich mit dem siebenten dennoch zu Stande kam, drückte seine unbedachte Hand den Cylinder so gewaltsam in den Dochtring der Lampe, daß er zersprang.

„Auch gut," sprach er für sich, ließ die Dinge, wie sie waren, nahm den Hut und war ein paar Sekunden später auf der Gasse; von dort blickte er rasch prüfend nach oben und sah Christiane in

ihrem hellen Kleide auf dem Altan stehen, die Arme auf das Eisengeländer gelegt, die Augen in den Anblick von Himmel und Ferne verloren. Er mußte sich zwingen, den Blick von ihrer Gestalt zu lösen, und eilte darauf sehr rasch seinem Ziele, der Brauergasse zu. Das Schildchen, unter welchem er dort den Klingelknopf zog, trug den Namen „Forelli."

Eine Dame öffnete.

„Guten Abend, Therese. Ich sah schon von der Straße her, daß Sie zu Hause sind. Allein?"

„Sahen Sie auch das etwa?"

„Nein, aber ich hoffte es, denn ich möchte Sie allein haben." Er faßte ihre Hand und drückte sie. „Versuchen Sie nicht mich fortzuschicken, ich habe eine Stunde mit Ihnen nöthig, wie die Luft."

Er folgte ihr in die Stube, setzte sich an den Tisch und schaute nachdenklich und schweigsam zu, wie sie ihre Arbeit forträumte, um nach ihrem Ausdruck „zunächst etwas Ordnung zu schaffen". Eine Handnähmaschine stand auf dem Tisch und die Schnitttheile einer Kleidtaille lagen umher.

„Ich bin dabei, mir ein Kleid zu machen," sagte sie. „Diese hellen Sommertage haben unbarmherziges Licht. Sehen Sie, lieber Klaus, dies hört doch auf anständig zu sein."

Sie zog das seidene Einsatzstück ihres Wollenkleides vorn etwas auseinander und zeigte ihm, wie vielfach zerschlitzt und fadenscheinig es in Wahrheit beschaffen war.

„Das dürfte allerdings Mitleid wecken," meinte er. „Aber schließlich, Sie wollen es nicht anders, Therese."

Sie antwortete nicht, wandte sich ab und machte sich an einem Seitentischchen zu schaffen. Er folgte ihren Bewegungen und hing mit dem Blick an ihrer Gestalt, dem gewellten Haar, dem schmalen Profil und dem beseelten Ausdruck ihrer Geberden.

„Wollen Sie Thee trinken?" fragte sie, halb zu ihm gewendet.

„Nein, danke! Bin reichlich warm."

Sie setzte sich ins Sofa und sah ihn von der Seite an.

„Was haben Sie denn heute? Sie sehen fast grimmig aus."

„Ich weiß nicht. Vielleicht bin ich grimmig, vielleicht das Gegentheil, ein Wunder wäre beides nicht, denn ich habe mit ansehen müssen, wie gut es andern Menschen geht; darüber bin ich heiß geworden, schwindlig, verstimmt, weil das Ding so einfach ist, so überaus einfach und so übermenschlich

beglückend wäre, wenn — — Ja, Therese, es ist nicht schön von Ihnen, mir solche Qual mit ruhigem Blute zu bereiten, immer wieder zu bereiten."

„Ich?" fragte sie. „Was habe ich denn versehen? Ich weiß durchaus nicht, was Sie meinen können, Klaus?"

„Natürlich nicht," versetzte er mit bitterem Nachdruck. „Wann wüßten Sie jemals, was ich meine, wenn ich meine, Sie könnten mir einmal zeigen, daß ich Ihnen etwas werth bin."

„O, wie Sie undankbar, ungerecht und ohne Gedächtniß sind! Aber das zu hören, nützt Ihnen wahrscheinlich im Augenblick sehr wenig, darum sagen Sie mir lieber, was passirt ist, damit ich helfen kann, wie ich möchte."

Er erzählte. Unmuthig, abgerissen, sich selbst verspottend und doch sichtlich berückt von den Proben lieblicher Thorheit, die er zu Hause von seinem Fenster aus beobachtet hatte.

Therese wurde roth, behielt aber ihr stilles Lächeln und sagte erst am Schluß:

„Nun, mein lieber Klaus, das ist gehörig grillenhaft und geht eigentlich über den Spaß: Auf bloßes Ansehen hin einem wildfremden Menschen seine junge Frau mißgönnen?"

Klaus sprang auf, als müsse er sich irgendwie Befreiung und Luft schaffen und seine Stimme klang heftig erregt, als er rief:

„Therese, davon ist gar nicht die Rede, Sie wissen das recht wohl. Schon gut! Dem Doktor Dingsda drüben seine blonde junge Frau mißgönnen? Ich? — An ihm ist nichts, an ihr ist nichts, könnten ebenso gut Strohwische sein. Aber wenn Sie, Therese, die Frau und ich der Mann in dem Neste wären, sehen Sie nicht, wie einfach die Vorstellung ist? wie überwältigend, berückend, wie ganz, ganz anders noch? Und haben wir nicht das gleiche, nein, haben wir nicht ein tausendfach stärkeres Anrecht auf solch' Glück. Sie, Therese, weil keine Frau Ihnen gleicht, ich, weil ich Sie liebe, wie kein Mann außer mir Sie lieben könnte, noch lieben würde —"

„Nun ist's genug, Klaus," fiel sie ein und hielt seine Hand beschwichtigend fest. „Sie machen mich ganz traurig. Ohne diesen Eigensinn, der Sie gerade mich begehren heißt, könnten Sie längst so glücklich sein, wie Ihr neuer Hausgenosse Ihnen zu sein scheint. Die Welt ist voll von guten und schönen Mädchen."

Er zog ärgerlich seine Hand fort.

„Therese, ich kann nicht alle Tage Alles von Ihnen vertragen. Das Ende ist, Sie machen einen schlechten Menschen aus mir.“

„Ganz unmöglich,“ erwiderte sie.

„Ganz gewiß.“

„Aber ich habe noch nie erlebt, daß ein Mensch, den ich wirklich und herzlich liebte, schlecht gewesen oder geworden wäre, mein Auge und mein Gefühl irren sich in den Gegenständen ihres Wohlgefallens nicht. Mag das nun Frauenzimmerlogik sein, das Leben hat sie nicht widerlegen können.“

Ach, Therese wußte gut, wie wohl ihm diese ihre Logik that. Erschüttert sah er sie an und strich mit beiden Händen zärtlich über ihren Scheitel.

„Wer den Weg zu Ihrem Herzen wüßte,“ murmelte er.

„Er liegt ja offen, wahrhaftig, er liegt offen für Sie jeden Tag — aber —“ Ein plötzlicher Husten überfiel sie und raubte ihr die Stimme. König war an das Fenster getreten und starrte auf die Straße.

„Bitte, öffnen Sie das Fenster,“ sagte Therese, als sie wieder zu Athem gekommen war, „und dann setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns vernünftig sein.“

Er that, wie sie wünschte, saß neben ihr und ließ es geschehen, daß sie dankbar und freundlich seine Hand umschloß.

„Sie machen mir in allen Stücken Schmerz,“ sagte er. „Dieser Husten, das zerschlitzte Kleid, der Unsinn, ein neues selbst zu nähen, Ihr häufiges Alleinsitzen hier! Nach dem, was Sie bedürfen, Therese, müßten Sie viel besser versorgt werden.“

Er sah prüfend im Zimmer umher, als wenn er es zum ersten Mal unzureichend fände. Alles in Allem war es ein Zimmer von erträglicher Behaglichkeit, nicht reich und nicht dürftig, nicht schön und nicht häßlich, nicht besonders veraltet und noch weniger sehr modern ausgestattet. Das Auszeichnende darin waren ein großer Flügel in der Nähe des einen und die Gruppe kräftiger Blattpflanzen vor dem anderen Fenster.

„Sie könnten es wesentlich besser haben, Therese,“ wiederholte König.

Sie lachte.

„Einer von uns Beiden soll also der schlechte Mensch werden. Denn wenn ich es zuließe, daß Sie sich in meiner Person eine kränkliche und nicht mehr junge Frau anschafften und meine beiden losen Brüder als Schwäger dazu auflüden, ich müßte doch allen Respekt vor mir selbst verlieren.“

„Wenn Sie statt dessen etwas mehr Respekt vor mir und meinen Wünschen hätten, es wäre für alle Theile besser.“

„Nein, Sie verstehen die Dinge nicht, wie sie liegen. Sie wissen doch nur, was alle Welt weiß, daß Lukas und Erich sträflich sorglose Menschen sind; ich aber weiß: ihr ganzer Rest von Gewissen und Ehre bin ich, und was sie hält, ist einzig das zu Zeiten verdunkelte, dann aber wieder erwachende Bewußtsein brüderlicher Pflichten und Rücksichten gegen mich. Wird dieser Faden durchschnitten, wissen sie mich ihrem Gesichtswinkel entrückt, so fallen sie ins Schrankenlose und — man läßt sie fallen. — Es ist furchtbar, das zu denken, aber es ist meine Ueberzeugung.“

Sie sprach diese Ueberzeugung doch leidlich gelassen aus, so daß er sie erstaunt darauf ansah. Ihr blasses Gesicht in seinem Ausdruck sagte ihm dann freilich, daß für sie das Schwerste vielleicht schon vorüber war und auf dem Erfahrungsweg gelegen haben mußte, der vom ersten Zweifel bis zur heutigen bitteren Klarheit führte, und sein Zorn wallte gegen die beiden Leichtfüße auf, welche Therese in diesen Weg gezwungen hatten.

„Wenn Lukas und Erich denn nicht anders

können und nichts Besseres wollen, so mögen sie doch fallen," rief er rauhen Tones. „Die Welt verliert nicht viel dabei und Ihr Beruf, Therese, kann es nicht sein, zwei erwachsenen leistungsfähigen aber nicht willigen Menschen zu Gefallen auf Heirath und Eigenglück zu verzichten."

„Anderen zu Gefallen nicht heirathen ist immer noch leichter, als heirathen aus Gefälligkeit," sagte Therese halblaut, als spräche sie mehr zu sich als zu ihm.

„Warum?" fragte er. „Mein Glaubenssatz ist, daß ein tüchtiger Mann seiner Frau allemal Liebe abzwingt und hat er sie so weit, ist sie auch glücklich."

„Wonach alle traurigen und verunglückten Ehen in das Schuldbuch der Männer gehören müßten," meinte Therese und lächelte.

„Was wissen Sie von traurigen, verfehlten Ehen? Glauben Sie doch nicht alle Märchen."

Sie rieb den Kopf unruhig gegen die Sofalehne, so daß ihr Haar in eine Unordnung kam, die nicht ohne Reiz war.

„Nein, ich glaube nicht alle Märchen! Das ist es. Ich glaube nicht, daß Eins für Alle sein muß, Heirath für den, der nicht heirathen will und — Ja: Klaus, was hilft es? ich will nicht."

„Das ist denn freilich der Grund aller Gründe, vor dem ich in alle Ewigkeit ein großer Narr bleibe. Sie wollen nicht. Wer könnte Sie zwingen? Wenn ich's nur besser vertrüge, gerade Sie so querköpfig zu finden. Aber Sie sind wie Ihre Brüder: lieber darben, als sich verpflichten, lieber ankerlos vor dem Winde treiben, als treu sein."

Er hatte scharfen, leidenschaftlichen Tones gesprochen. Jetzt ballte er seine Hände zusammen und drückte die geschlossenen gegen die klopfende Stirn. Therese stand schweigend auf, öffnete den Flügel und spielte ohne Notenblatt ein Notturno.

Sie spielte wunderbar, mit ebenso viel Sicherheit wie Seele, mit ebenso viel Leidenschaft wie Klarheit. Er achtete zuerst gar nicht darauf, sondern dachte nur an seine Wünsche und daß er ohnmächtig sei, ihre Erfüllung zu erlangen; er fühlte nur Theresens Gegenwart und sah ihre Persönlichkeit, die ihm gefiel und ihn anzog, so wie sie war, nicht mehr jung und nicht blühend, nicht durch Form und Farbe und Putz die Sinne reizend und doch für sein Auge den weiblichsten Zauber ausstrahlend. Allmählich erst trug ihn ihr Spiel in verwirrende Träumerei; er hatte die Empfindung, als flöge ihre Gestalt ihm vergeistigt, verklärt und

leidenschaftlich bewegt entgegen, um gleich darauf wieder zu entweichen, als breite sie die Arme umfangend, begehrend und nach Vereinigung seufzend und als winke sie danach doch abwehrend: „Fort, fort! Rühre mich nicht an.“ Als wollten ihre Lippen küssen und ihre Augen weinen, bis Küsse und zärtliche Thränen in Zorn und Erstarrung übergingen: „Ich will nicht! Ich will nicht! Und wenn ich Dich noch so sehr liebe, ich will Dir nicht zu eigen sein. Lieber sterben als das.“

Diese Träumerei hielt ihn gebunden, wie einen physisch Träumenden, der, in seinem Bette ruhend, doch wandert und der im Schlaf das Weckwort nicht findet, das den Zauber löst.

Diesmal sprach es ein Anderer für ihn. Die Flurthür wurde von außen aufgeschlossen und Erich, Theresens Bruder, kam ins Zimmer.

„Resa! Freund König! Guten Abend.“

Er schüttelte Beiden die Hand, setzte sich neben Therese ins Sofa und fing an zu schwatzen von Diesem und Jenem, lebhaft, witzig und liebenwürdig.

„Resa, heute Abend eine neue Bekanntschaft gemacht, ein Doktor Roland Baer.“

Therese sah zu Klaus hinüber. „Welch’ ein Nest ist unsere Stadt! Der Mann ist heute Abend

angekommen, ich habe meine Stube nicht verlassen und höre schon den zweiten Bericht. Was sagte er denn, Erich?

„Nichts! Dazu kam es nicht, aber Lukas meint, er sähe versprechend aus und es würde lohnen, ihm näher zu treten.“

König hob die Brauen. „Nur nicht zu nahe,“ warnte er, und Therese fragte: Warum meint Lukas so?“

„Weil er ein gutgestellter Mann ist, frische Jahre und ein fesselndes Gesicht hat. Gieb einmal her.“

Er nahm einen Brief, der auf dem Tische lag, wendete ihn um, fand einen Bleistift und entwarf den Umriß eines Männerkopfes. Therese sah, an seine Schulter gelehnt, zu, nickte und reichte das Blatt sodann Klaus.

„Richtig?“ fragte sie.

Klaus mußte lachen.

„Nun, ganz so charakteristisch wie Ihr Gesicht, Klaus, ist es nicht,“ meinte Erich, seine blauen Augen fast mit Zärtlichkeit auf König heftend, dessen Schüler er früher gewesen war.

„Räthselhafte Schwarzkunst,“ sagte Klaus. „Der Mensch könnte es ungefähr sein; so auf den ersten Blick gesehen, die Stirn, die Haltung des Kopfes.“

„Mehr als einen ersten Blick gab es auch nicht.“

Erich rief es vom andern Tische her, wo er, ein ewig Unruhiger, inzwischen Platz genommen hatte. Man hörte einen schrillen Klang wie zerspringendes Metall.

„Erich, was machst Du? Meine Maschine!“

Er hatte das Rad der Nähmaschine gedreht und die Nadel zerbrochen.

„Kaput!“ sagte er lakonisch. „Entschuldige! Solche Dinger sind wie hübsche Mädchen: nur nicht anrühren. Die häßlichen nehmen's schon weniger übel.“

Therese begann von Neuem zu husten.

„Rauchen Sie nicht so toll, Erich,“ rief König. „Hier sollten Sie es niemals thun.“

„Das ist richtig.“ Erich hatte eben eine neue Zigarre angezündet, trat nun ans Fenster und warf sie hinaus.

„Viel Geld übrig!“ murmelte Klaus.

Erich kam auf ihn zu, faßte ihn an beiden Schultern, schüttelte ihn und sagte: „Ja wohl, ja wohl, ja, ja, ja, ja! O mein Lieber, Kluger, Weiser, Braver. Sie sind ja nur verdrießlich, weil ich die

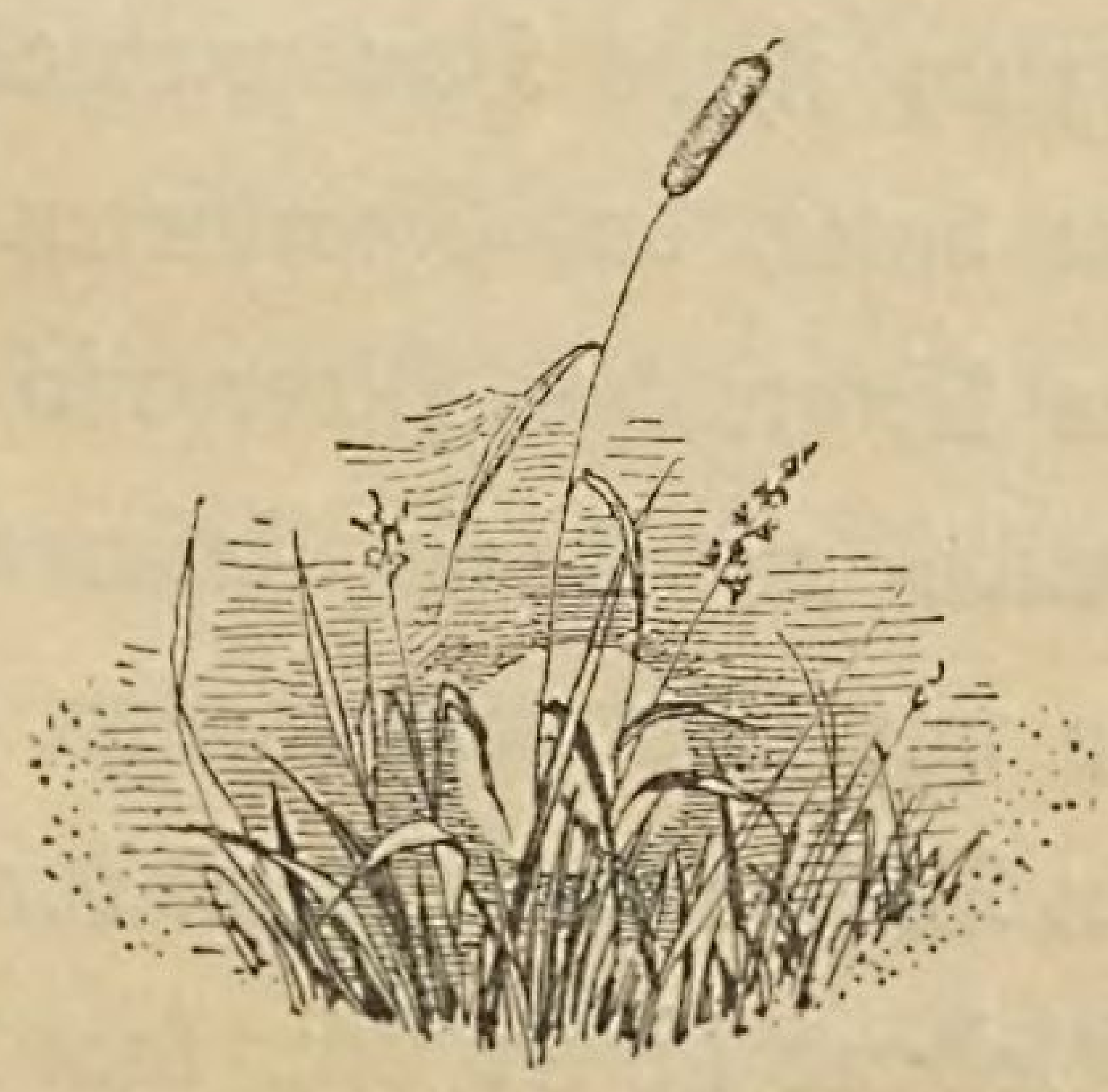
Dreistigkeit habe, geboren zu sein und etwas zu früh heute nach Hause zu kommen."

Aber Klaus König war nicht in der Stimmung den gutmüthigen Spott heiter zu nehmen.

— — — — — — — — — — —

Als er wieder zu Hause in seiner Arbeitsstube stand, schob er den Fenstervorhang etwas zur Seite und sah noch einmal zur Wohnung Baers hinüber. Ein Fenster stand offen — Alles war dunkel.

Er setzte sich an den Schreibtisch, und die Feder zog kräftige Schriftzüge über das Papier; wie rasch und rennend sie jedoch hinfuhr, der Gedanke flog ihr voraus und der leidenschaftliche Zug eines heißen Temperaments setzte sie fort, so daß sie manchmal spritzte und kratzend versagte.



III.

„Roland, was ist das?“

„Die Stimme des Meeres.“

Christianens Augen wurden groß; sie lief auf gut Glück voraus, um Büsche und Biegung, dem Brausen entgegen. Roland sah ihr mit stillem Vergnügen nach. Es war der erste Tage mit Nordostwind und deshalb zum ersten Besuch am Strande ausgewählt. Auf einem der Stundendampfer waren sie den Fluß bis zur Mündung hinabgefahren, nicht auf dem Fahrzeug ihres Hauswirthes, obgleich es schwer gehalten hatte, das Anerbieten abzuschlagen; aber Christiane kannte das Meer nicht und Roland wollte die Freude an ihrem Ueberraschtsein eifersüchtiger Weise mit Niemand theilen.

Die letzten Büsche und damit den letzten Strich festgetretenen Bodens hinter sich, kam sie nicht mehr so schnell vorwärts, wie ihre sturmlaufende Unge-

duld gewollt hatte, und Roland lachte für sich, als er ihre Gestalt schon bedeutend langsamer durch den tiefen Sand stapfen und sodann die Düne hinabklettern sah. Da! Ein Jauchzen ihrer frohen Stimme, ein Wehen mit dem blauseidenen Shawl, den sie hoch im Winde schwenkte.

Roland winkte erwidernd, warf seinen Hut in die Luft, stieß ein langgezogenes „Halli ho“ aus und — sah nichts mehr von Christiane. Sie war die Düne auf der andern Seite hinabgestürmt.

„Sie ist schon ausgelassen vor Freude, ich wußte es.“ Er beschleunigte nun auch seinen Schritt und schickte, auf der Düne angekommen, den suchenden Blick umher. Christiane vermochte er nicht zu entdecken, sie mußte schon unten bei den Fischerkähnen sein. Wie war sie gelaufen!

„Aber wie treibst du's auch wieder mit mächtiger Lockung? Wie bist du wieder du selbst, du sagentönendes, brausendes Meer! Heilige Lieder singst du, flammende Wünsche kühlst du, Athem der Jugend, Kampflust des Mannes hauchst du. Sei gegrüßt, Meer, sei gegrüßt!“

Er stand mit klopfender Brust und entzückten, gefangenen Blicken. „Christiane! Christiane!“ Wind und Wetter übertönten sein Rufen.

Unten am Strande fand er Christiane. Sie lehnte gegen ein umgestürztes Boot; den Hut hatte sie abgethan und der Wind trieb ihr die Haarsträhnen übers Gesicht, das roth und erregt aussah. Ihr Athem ging schwer und als Roland sie anrief, konnte sie nicht antworten und winkte ihm nur zu, daß er hinschauen und staunen möge.

Es war hoher Seegang. Die Wellen folgten sich überschlagend rasch aufeinander. Ihre hohle Bäumung beim Annahen war von glasklarem Flaschengrün, die Thäler gähnten schwarz und schieferfarben und aus den schwarzen Gründen stieg das weiße schaumige Gekräusel kletternd zum Rücken der grünen Wasserkämme hinauf und warf sich mit lautem Tosen in Selbstvernichtung und Tod hinab. So überall. Bis weit zum fernen Horizont das gleiche Nacheinander von Steigen, Jauchzen und Sterben, von schneeigem Glanz und grausiger Nacht, so überall ein aufgeregtes Spiel ungebändigter Kraft, ein rhythmischer, wilder Sang der Leidenschaft und trotzigen Lust; über und in dem Allen aber eine Luft von wunderbarer Art. Wildheit und Uebermuth schien die Seele dieser Luft zu sein, die in freier Strömung, wie über das Wasser, so durch die Kleider, die Haare, die Lungen, das erschreckte Blut und die entzückte Seele fuhr.

Wohin nur sehen und hören, wie Alles fassen und sich selbst noch auf den Füßen halten? Der Himmel, hier nicht mehr das antheillose eherne Dach über Giebeln und Schornsteinen, ließ sich herbei, ein Mitspieler und Mitthuer in dem herrlichen Aufruhr zu werden, er ließ seine Wolken in lange schwarze Streifen zerflattern, bis sie großen Haifischen mit Stoßzähnen oder riesenhaften Rachen glichen, bereit, elektrisch drein zu schlagen. Ueber ihnen knäuelten sich lockere Kissen zusammen, fleischfarbene mit violetten Säumen oder blaßgrünen Rändern, die bald wieder — es war ein fortwährender Wechsel — mit schwefelgelben oder solchen wechselten, die Heliotropfarbe zeigten.

„Nun, Christel?“ fragte Roland. „Meer und Himmel thun, was sie können, um sich Dir interessant zu machen. Aber Du sollst Dich nicht zum Dank erkälten, wir wollen weiter gehen.“

Sie gingen der steinernen Mole zu, bald Arm in Arm, bald hinter einander, Christiane oft ein Stück voraus, mit beiden emporgehobenen Händen das wehende Haar an die Schläfen haltend, mit tanzenden, springenden Füßen die Sohlenspur in den feuchten Sand drückend und oft in Gefahr, von der rasch kommenden Woge überholt zu werden

Zuletzt rannte ihr der weiße Schaum doch einmal über die Füße und durchnäßte das Kleid mit breitem Wassersaum.

Roland zog sie zurück.

„Nicht so übermüthig sein!“ sagte er.

Sie bückte sich, nahm eine Hand voll Sand, Muscheln und Steinchen auf, wie es sich traf, und dann noch eine und noch eine und warf ihn damit, auch wie es sich traf.

„Lächerlicher Mensch, der hier befehlen und moralisiren will. Hier sind größere Herren die Gebieter.“

„Aber nicht Deine Gebieter. Hierher! Links geblieben!“

Sie lachte.

Ein harmloses Vergnügen anderer Art folgte. Christiane sammelte Muscheln, Tangenden, Bernstein, — Roland pflückte eine blaugraue Stranddistel mit architektonisch interessantem Blatt und schöner Krone und erklärte, sie werde Seemannstreue genannt und sei ein solides Gewächs, wie Mannestreue überhaupt, vorausgesetzt, daß die Frau danach sei, eine schnöde Bemerkung, die nicht ungestraft blieb.

Auf der Mole litt der Wind kaum das Gehen

und Roland mußte Christiane festhalten. Wenn sie ihn vorhin erschreckt hatte, so rächte er sich jetzt durch eine Scheinbewegung gegen das Wasser und den Drohruf:

„Hinunter mit Dir, Last meines Lebens, die Fluth soll Dich verschlingen, ich habe Dich satt, längst satt.“

„Gnade, Gnade,“ flehte sie und setzte, kaum gerettet, schnell hinzu: „Alles, was hier so schön und herrlich ist, für Dich ist es zu schade.“

„Wollen die Herrschaften auf den Thurm zum Fernglas?“ fragte der Wächter.

Ja, sie wollten. Baer nannte den Leuchthurm das Gewissen des Strandes, ein Vergleich, der dem Wächter ausnehmend gefiel und ihn gesprächig machte. Christiane gab nicht Acht, das Lied der Meeres hatte in ihren Ohren besseren Klang, und plötzlich mischte sie die eigene, helle Stimme hinein.

„Sie singt!“ sagte der Wächter, als Roland überrascht den Kopf wendete.

„Sie singt? Weiter nichts? Das können wir auch.“

Leute, die unten standen und die Beiden auf der Galerie des Thurmes singen hörten, schauten empor.

„Die haben Lungen,“ sagt Einer, und eine

Dame bemerkte: „Welche Unvernunft! Es ist höchst ungesund, gegen den Wind zu singen.“

„Wollen wir's unterlassen?“ fragte Roland.

„Warum? Sollen wir Andere um Erlaubniß fragen, ob wir glücklich sein dürfen?“

Wahrhaftig, Andere um Erlaubniß zu fragen. Sie waren nun fast eine Woche in Danzig und hatten noch immer nur gelebt, als wären sie die einzigen Menschen im Weichbilde der Stadt.

„Du thust gewaltig souverän, Christel,“ meinte Roland.

„Ja, liebster Mann, hier könnte ich es werden.“

„Möchtest wohl gar auf das Meer hinaus?“

Sieh sah ihn zweifelnd an, ob er ernsthaft spräche.

„O ja!“ meinte der Wächter, „in einer halben Stunde kann's gehen, dann hat der Wind sich gedreht.“

Eine Stunde später waren sie auf dem Wasser. Der Schiffer bewachte das Segel. Roland saß auf dem kleinen Bänkchen am Steuer und richtete das Rad; die Abendsonne fiel ihm mit färbendem Glanz auf das gedankenvolle Antlitz. Er sprach über Christiane weg mit dem Schiffer von alten und neuen Strandrechten.

„Die Fahrt geht gut, was meinst Du?“ rief er, das Gespräch unterbrechend, Christiane zu.

Keine Antwort.

Er sah sie überrascht an, ihr Gesicht war blaß und schmal geworden und starrte mit gequältem Ausdruck hilfesuchend ins Weite.

„Krank?“ fragte er.

„Roland!“ stieß sie hervor. „Dies ist mein Tod.“

Sie hatte nicht gewußt, welche Tücke das Meer Denen bereit hält, die es unglücklich lieben.

Roland winkte dem Schiffer umzukehren, überließ ihm seinen Platz am Steuer und half Christiane, so gut er konnte. Freilich war da nicht viel zu helfen, und die kurze Strecke bis zum Strande wurde lang durch Kampf und Qual. Das schien gewiß, die Souveränetät Christianens war schlecht fundirt.

Roland athmete erleichtert auf, als sie den Strand erreicht hatten und er Christiane aus dem Boot tragen konnte. Sie wollte ihm dankend zulächeln, brachte es aber nur zum Seufzen, die Augen schlafbedürftig und matt und das Kinn auf die Brust gesenkt; so ließ sie sich langsam führen, ohne rechts noch links zu sehen, ohne zu sprechen noch zu denken. Er trug ihren Hut und darin die ge-

sammelten Schätze; als er umblickte, wo sie denn eigentlich wären, sah er, nicht zur angenehmsten Ueberraschung, dicht vor sich die Plattform eines Strandhotels und viele mit Gästen besetzte Tische.

Was er nicht sogleich sah, war die Geschäftigkeit, mit welcher Kapitän Großmund hier von einem Tisch zum andern ging und mittheilte:

„Doktor Baer! Kommt da eben herüber. Die mit dem Blauen um den Kopf ist seine Frau. Sie haben noch nichts von ihm gesehen? Reizender Mensch! Reizende Leute! Wohnen bei mir.“

Jetzt lief der Mittheilsame über den sandigen Freiplatz den Beiden entgegen. Handschütteln war schwierig, weil Baer erst Christianens Hut dazu in die Linke nehmen mußte; unterdeß rief Großmund schon:

„Ein Stückchen auf See gewesen? Wellchen heute, nicht wahr?“

„Ja, danke; wir haben ein prachtvolles Schauspiel gehabt.“

„Sie sind hier schon gesehen worden,“ und Großmund blickte vielsagend nach der Plattform. „Kommen Sie, ich kann Sie gleich vorstellen. Alles beisammen, was Namen hat.“

„Roland, um Gotteswillen!“ bat Christiane leise.

Roland lachte.

Ja, dies wäre der Augenblick, ihn und Christiane Allem, was Namen hat, vorzustellen.

„Nein, nein! Danke vielmals und bedaure,“ erklärte er dem enttäuschten Kapitän. „Wir sind noch nicht so weit; meine Frau und ich sind noch immer Wildlinge — später, später!“

Damit schwenkte er den Hut mit etwas Uebermuth gegen das Hotel und rettete sich kurzer Hand in den nächsten Seitenpfad.

Der blaue Seidenshawl Christianens stieg mit dem freien Ende hoch in die Luft wie ein geblähtes Segel, den Schleiermänteln ähnlich, in welchen die Maler ihre Madonnen zum Himmel fahren lassen. In dieser blauen, muschelförmig geblähten Seidenwolke sah das versammelte Danzig mit einigem Staunen den Mann, der seine ernsthafte Geschichte schreiben sollte, zum ersten Male vor sich erscheinen und wieder verschwinden.

„Blauer Dunst!“ bemerkte ein vorlauter Mund mit billigem Witz.

Roland aber sprach im Weitergehen zu Christiane: „Schade! Jetzt haben sie uns. Morgen müssen wir in den Frack und Besuche machen!“

IV.

Der nächste Tag brachte keinen Nordostwind, sondern schwüle Luft und grauen Himmel.

Roland zog neue Handschuhe an und machte sich bei passender Zeit zu den Großen der Stadt auf den Weg, den seßhaften Erbpächtern ihrer Ehren und Aemter. Nach zwei Stunden kehrte er, „des trocknen Tons nun satt", zu Christiane zurück und erklärte, den wichtigsten Besuch bei dem Konsul Oertel nur in ihrer Begleitung machen zu wollen.

Dem verstorbenen ältern Oertel verdankte die Stadt jenes „historische" Vermächtniß. Von dem noch lebenden jüngeren Anton Oertel durfte sie sich ähnlicher Gutthat versehen, denn er verleugnete den alten Familienzug in keinem wesentlichen Stücke.

Zu den Familienzügen der Oertel gehörte eine vornehme Freigebigkeit für städtische Gemeinzwecke und eine starke Zurückhaltung im persönlichen Ver=

kehr. „Nur Niemand sich nahe kommen lassen, nur nicht intim werden!“ Nach dieser frostigen Hausregel lebten sie seit Generationen, bis die gewollte Zurückhaltung zur allerschönsten Unbeholfenheit geworden war.

Das unerbittliche Gesetz: Uebung oder Verkümmerung gilt nicht nur von den leiblichen Organen.

Roland war sehr enttäuscht durch den mehr als gemessenen Empfang, wo er einen warmen erwartet hatte.

„Alle Götter, hier ist Nordpoleis!“ dachte er, als er mit Christiane seit einer Viertelstunde im Salon des Konsuls saß und das mühsam in dünnem Strahl heraufgepumpte Gespräch elend zu versiegen drohte. Da öffnete sich leise die Seitenthür und die Kinder des Hauses, vom ältesten halbwüchsigen Mädchen bis herunter zum Jüngsten, einem Bürschlein von zwei Jahren, kamen vorsichtig herein. Roland befreundete sich in der Regel rasch mit Kindern, weil er sie kameradlich nahm, weder onkelhaft noch gemacht kindlich zu ihnen sprach und nur selten den Ton verfehlte. Das Viergestirn der jungen Oertels war schnell gewonnen und darüber kamen auch die Männer in Fluß. Nur den beiden Frauen wollte es nicht glücken.

Christiane sah ganz verändert aus. Anfänglich nur schüchtern, fiel sie in eine traurige und dann in eine trotzige Stimmung.

„Was thue ich hier? fragte sie sich.

„Mama, wie heißt der da?"

„Herr Doktor Baer."

„Gefällt er Dir? Er nickt mir zu."

„Das ist sehr freundlich, sei nur recht artig."

So und ähnlich ging es flüsternd zwischen dem Kleinsten und der Mutter hin und her.

Der Vater rief unterdeß die älteste Tochter, die, zum Ausgehen fertig, erwartungsvoll zur Seite stand, mit Winken näher.

Sie trat zu ihm. Er sah ihr eine Sekunde lang eindringlich in die Augen. „Verstanden, Heidi?"

„Ja, Papa."

„Adieu denn, liebes Kind."

Dunkelroth im Gesicht, knixte das Mädchen und lief aus dem Zimmer.

Roland hatte mit höchstem Interesse zugesehen.

„Der väterliche Blick traf," bemerkte er jetzt.

„Es ist leider sehr nothwendig, auf die eine oder andere Weise zu treffen," sagte der Konsul; die Schule und ihr Einfluß treiben unerwünschte Blasen. Unsere Kinder sind die ersten Oertels, die

eine Schule besuchen, meine Frau und ich (er hatte seine Cousine geheirathet) sind zu Hause unterrichtet worden.

„Und warum?" fragte Christiane, um nur auch etwas zu sagen, und überhörte doch die Antwort weil Frau Oertel in demselben Augenblick die Kleinen fortführen ließ.

Auf ein bedauerndes Wort Rolands entgegnete sie einfach:

„Ich besorge, die Kinder kommen sich zu wichtig vor."

„Einverstanden," versetzte ihr Mann, „wenn es nur die ganze Wahrheit wäre. — Meine Frau besorgt etwas Schelte für sich, weil sie ohne ihren Anhang wieder nicht zu haben war."

„Ein beneidenswerther Anhang," versicherte Roland, und Christiane suchte nach einem Gegenstand im Zimmer, auf den sie unverrückt die Augen heften könne.

Beim Abschied sagte der Konsul etwas persönlicher im Ton, als bisher zu Roland:

„Lassen Sie sich Zeit bei Ihrem Werke, wir bitten darum, und sollten Sie Auskunft brauchen, wir aus den alten Geschlechtern stehen sämmtlich damit zu Diensten."

Roland verbeugte sich. „Ich bringe ehrlichen Willen zur Sache mit," versicherte er warm, „aber ich erhebe auch den Anspruch, die Aufgabe anzufassen, wie ich nach meinem Erkennen muß."

„Die Aufgabe wird Sie fassen," sagte Oertel, „darum ist mir nicht bange. Sie kann nur in einem einzigen Sinne, nämlich in ihrem eignen Sinne verstanden werden. Ob Sie als Künstler oder Wissenschaftler oder vornehmlich als Mensch schlechtweg an sie herantreten, ihrem eigensinnigen Charakter gegenüber werden Sie zum einfachen Werkzeug werden. Vielleicht haben Sie neue Behandlungswege im Sinn, dann gestaltet sich Ihr Thun zu einem Ringkampf mit dem Riesen Vergangenheit, der größer war als die Jetztzeit. Geben Sie Ihre Lende getrost preis, aber lassen Sie den Riesen nicht, er segne Sie denn."

Da Roland schwieg, setzte der Konsul lächelnd hinzu: „Ich habe Sie übrigens nicht entmuthigen wollen. Noch Eins: versäumen Sie nicht, den Maler Herrn Jean Morain aufzusuchen, er kann Ihnen nützlich sein."

Auf der Straße sagte Roland, als wenn ihm der Gedanke an Nordpoleis niemals gekommen sei: „Es war da oben ganz behaglich, Christel."

Christiane sah ihn mitleidig an.

„Du lieber Gott, bist Du genügsam! Frau Oertel weiß vermuthlich schon jetzt nicht mehr, wer wir sind.“

Er lachte.

„Ihre Kinder werden schon dafür sorgen, daß sie's behält. Entzückende kleine Kerle — das Ganze ein Stück heilige Familie!“

Da Christiane stumm blieb, fuhr er ohne Schonung ihrer Empfindlichkeit fort: „Es ist nun mal so! Eine Mutter mit ihren Kindern bleibt eine anbetungswürdige Erscheinung. Jetzt also weiter, zu Jean Morain, dem Maler.“

„Roland, ich bin außer Stande.“

„Was fehlt Dir?“

„Nichts — nur müde.“

Er hustete leise. — „Nun denn, adieu. Ruhe Dich aus, ich gehe zu Jean Morain.“

Für den Augenblick verbesserte es Christianens Stimmung nicht, daß er sie einfach stehen ließ, aber — zum ersten Mal geschah es auch nicht.

— — — — — — — — — — — —

Jean Morain war dabei, das streitbare sechszehnte Jahrhundert auf die Leinwand zu bringen. Eine Anzahl halbfertiger Gemälde stand um den

Künstler her, als Roland Einlaß in sein Atelier fand. Sie illustrirten die einzelnen Wellenschläge der reformatorischen Bewegung in D., und was Jean Morain dabei etwa mit seinem Pinsel schuldig geblieben war, ersetzte er jetzt durch das Wort. Er faßte Roland bei den Schultern, leitete ihn von Bild zu Bild und sprach — sprach so merkwürdig, daß Roland nahezu Hören und Sehen verging über dem, was hier gesehen und gehört werden sollte. Hatte er bisher geglaubt, ein Paar gesund frische Augen und natürliches Empfinden thäten's für den Beschauer, so erfuhr er jetzt, daß ein Gemälde in seiner Symbolik verstanden werden muß, um zu wirken. Ein Stück gemalter Sonnenschein ist, nach Jean Morain, nicht einfach Sonne, sondern die aufgehende Morgenröthe einer besseren Zeit. Ein blaues Frauenkleid, ein Federhut und blühende Rosen sind mehr als diese Dinge, sie bedeuten die Sinnenlust des Katholizismus, dunkles Haar ist romanische Heißblütigkeit, aufrechte Thurmspitzen verkörpern das Zielbewußtsein erwachten Denkens und drängt sich ein Knäuel unentwirrbarer Figuren in dem engen Rahmen gefahrvoll durcheinander, daß Einer beklommen ausrufen möchte: „Luft! Platz! die Leute ersticken“, so findet in diesem Figuren-

wirrniß doch eben nur der Aufschwung des Städtelebens seinen bewegten Bilderausdruck.

So Jean Morain, als er seine entstehenden, jüngsten Werke vor Roland entwickelte. Zuletzt mußte er doch Athem schöpfen, fuhr mit der Hand durch seinen Bart und über das lachende Gesicht und sagte: „Es geht Einem da Allerlei auf, an das man früher nicht gedacht hat, nicht wahr? Ich werde noch überall ändern, vertiefen müssen, es muß noch mehr hinein, was sich auf einmal nicht so sagen läßt. Aber die Dinge sind, hoffe ich, interessant. Es war auch eine interessante Zeit, das sechszehnte Jahrhundert, bedeutend malerischer als die unsere. Schade, daß sie vorüber ist!"

Sie hatten sich auf einem kleinen Sofa den Bildern gegenüber niedergelassen, an denen Morain mit stillbeglückten Augen hing. Rolands Blick wanderte durch das Atelier. Da saß in der Ecke der siebenjährige Junge des Malers und sah großäugig von seinem Spielwerke auf, über ihm hing ein hübsches Kabinetstück an der Wand.

Roland deutete darauf hin.

„Nein, ich mag nicht mehr daran," sagte Morain. „Moderner Stoff! Er kann den Hellmalern verbleiben. In Wahrheit, die Luft von heute ist

der Tod der Kunst.“ Und er stand auf, den todwürdigen Zeugen moderner Richtung mit der Farbenseite gegen die Wand zu lehnen. Dann winkte er Roland ans Fenster.

„Sehen Sie, das ist nun zum Beispiel ‚Gegenwart‘ — kann man die brauchen?“

Sie sahen auf einen wunderbaren Straßenvorgang. Vor dem Hause gegenüber stand ein offener Landauer, in dem Niemand saß; um ihn herum aber bewegte sich eine Gesellschaft halbwüchsiger Mädchen, Schulmappen und Bücherriemen am Arm, einige kamen erhitzt dazu gelaufen, die Hände voll Blumen.

„Rasch! Her damit! — Ja, noch mehr! Entzückend. O pfui, nicht Astern! — Rosen und Nelken lieber. Jetzt!“

So schwirrten die Rufe durch einander. Die Blumen wurden auf die Kissen im Wagen vertheilt, an die Rücklehne geheftet, in blühendem Pfade bis zur Hausthür aufs Pflaster gestreut. Drei der Mädchen lösten die Bandschleifen aus ihren Zöpfen und hefteten sie zu den Rosen ins Polster. Es gab ein Gekicher, Geklettter, Gehaste und Bemühen, ohne alle Rücksicht auf Straße und Publikum.

„Was bedeutet das?“ fragte Roland.

„Es sind die Schülerinnen der Charlottenschule.

Da oben wohnt Tony Köster, die Sängerin. Das Mädchenvolk ist wild auf sie. Aber sehen Sie! Sagen Sie! Sind das Trachten, malerische Trachten, sind das Linien?"

Roland war anderer Meinung. Was man auch sonst dagegen einwenden mochte, daß dieser Mädchenhaufe den Wagen der Sängerin auf offener Straße mit den Blumen des Triumphes und der Huldigung schmückte, malerisch war die Szene unbestreitbar. Er suchte umsonst nach Heidi, aber er meinte, nun den Schlüssel zu jenem väterlichen Warnblick zu haben.

„Sie kommt! Sie kommt! Nein, noch nicht."

Da brach ein Entrüstungsschrei aus. Im grauen Sommeranzug, mit sorglosem Schritt und schweifendem Blick war Erich Forelli die Gasse heraufgekommen, einen Moment stehen geblieben, in welchem sein Auge Wagen, Mädchen und Blumen umfaßte, und dann, es geschah wie ein Blitz, über den Schlag hinweg in den Wagen gesetzt. Von dort aus, ihren besten Rosenstrauß in seinen Händen, nickte der kecke Mensch den entrüsteten Mädchen zu.

„Ich danke Ihnen," rief er, „ich danke verbindlichst. Sie beschämen mich, diese Aufmerksamkeiten sind wirklich zu viel."

Die Mädchenschaar hatte sich zum größeren Theil geflüchtet; nur einige, die geblieben waren, gingen zur Vertheidigung über.

„Nein, ach nein, Herr Forelli! Das gilt nicht! Steigen Sie gefälligst aus, Herr Forelli! Es sind unsere Blumen! Sie müssen aussteigen."

Eine stämmige kleine Jüdin sprang in den Wagen und zerrte unter solchen Rufen den lachenden Forelli umstandslos am Arme; darüber füllte sich die Straße mit Menschen, und Jean Morain an seinem Fenster brach in lautes Lachen aus.

Roland war zurückgetreten, hatte den kleinen Morain aus seiner Spielecke hervorgezogen und sich befreundet. Beim Fortgehen erbat er sich das zutraulich gewordene Bürschchen zur Begleitung.

Unterwegs holte ihn der Wagen der Sängerin ein, sie saß nun inmitten ihrer Blumen, hatte ihre mißgestaltete Tochter neben sich und Erich Forelli gegenüber, die Freundin des alten Kapitäns, der Abgott der Backfische, und Roland hob den Hut und freute sich der unbefangen heitern Art, mit der sein Gruß erwidert wurde.

Seinen kleinen Begleiter führte er zu sich ins Haus.

„Christiane muß es vertragen lernen, das mir

die Kinder anderer Leute gefallen," dachte er und beschäftigte sich den ganzen Nachmittag mit dem Jungen, der immer lebhafter wurde und ihm zuletzt arg zusetzte. Gegen Abend schickte er ihn den Eltern zurück.

„Christiane!"

Sie kam in seine Stube. Er lag auf dem Sofa. Das ungewohnte Spiel mit dem Kinde hatte ihn erschöpft.

„Ich habe Kopfschmerzen."

Sie setzte sich auf die Sofalehne und legte ihre Hand an seine Stirn.

Nach einer Weile zog er diese Hand auf seine Lippen herab und blickte von unten forschend und zärtlich in die Augen über ihm. Ein kleiner Rest durchlittenen Schmerzes ruhte ungetilgt in der blauen Tiefe.

„Du hast Dir wieder mal ganz grundlosen Kummer gemacht, Du liebes Herz. Siehst Du das ein?"

„Ich kann nichts dafür, Roland, ich muß es eben fühlen, mit bitterem Schmerze fühlen, daß —"

„Wenn ich Dir aber doch sage — — Komm!"

Sie glitt von ihrem Sitze, kniete am Sofa nieder und legte ihr Haupt beglückt an seine Brust.

Plötzlich fuhr er in die Höhe.

„Christel, wer ist denn das?"

An dem Fenster in Doktor Königs Stube stand ein Mädchen und sah mit fast andächtigen Blicken herüber.

Roland war aufgesprungen, fast hätte er winkend gegrüßt, da war die Gestalt schon verschwunden.

„Christiane, wer wohnt da drüben."

„Ueber uns wohnt der Rendant Freyhold mit seinen Töchtern, aber die Hinter- und Hofstube hat er an den Stadtrath Doktor König vermiethet. Das Mädchen ist die jüngste Freyhold."

„Also Freyhold! Ein holdes Mädchen."



V.

Ilse Freyhold flog aus der Stube Königs durch den schmalen Gang in die väterliche Wohnung zurück. Sie fühlte sich schuldig, als hätten ihre rücksichtslosen Augen Tempelschändung getrieben. Jetzt saß sie im Wohnzimmer, wo man sich eben für den Abend einrichtete, ein Abend, der dem gestrigen so genau glich, wie ihm der morgende und wahrscheinlich noch ungezählte künftige gleichen würden. Oben am Tisch saß der Vater, die Brille und die Zeitung, ein zahmes Beamtenblättchen, vor den Augen, die schirmlose, gesteppte Taffetmütze auf dem Kopf, um die Perrücke, die er in der Kanzlei trug, zu Hause zu schonen. Die Lampe schien auf sein vorgebücktes Gesicht mit dem gelbweißen Kinnbart, den rothgesprenkelten Backen und dem schmalen gekniffenen Munde, der einen Ausdruck geistiger Feinheit und Entschlossenheit in das Gesicht hin-

eintäuschte, der beim Sprechen sehr bald und völlig schwand.

Minna, die älteste der drei Töchter, breitete vor ihrem Platz große Aktenhefte der Kanzlei aus und schrieb sie fast genau in der Handschrift des Vaters, dem sie ein guter Helfer war, ab. Der Fleiß und die Tüchtigkeit dieses braven, äußerlich reizlosen Mädchens hätten, wenn solche Werthe öffentliche Ausstellungen erlebten, ein Musterstück dafür liefern können. Minna gegenüber saß Ilse in einem großen Korblehnstuhl, welchen sie mit einer Schachtel voll Strick- und Häkelarbeiten aus einer Schulklasse und mit einem zahmen Staar theilte. Der unruhige Vogel erfreute sich mancher Liebkosung von Seiten des Mädchens, während den Strickzeugen wiederholte Seufzer galten.

Etwas später wurden die beiden noch übrigen Plätze am Tisch von Auguste, der zweiten Tochter, und deren Bräutigam Karl Sauberzweig eingenommen. Das Brautpaar kehrte vom Spaziergang heim, brachte mit Begrüßen, Hutablegen, Hin- und Hergehen und Fragen einen kleinen Aufruhr, in seinen persönlichen Zügen aber ein Element in die Stube und den Abend, das in keiner Ausstellung unter die Musterstücke gehört hätte.

Auguste nähte an ihrer Ausstattung, Sauberzweig zwischen ihr und Ilse sitzend, spielte mit der Scheere, ließ ein Garnknäulchen fallen, entschuldigte sich, lachte verlegen und sprach manchmal einen Gemeinplatz, der für Alle, oder einen andern, der nur für Auguste bestimmt war; in der Zwischenzeit ließ er seine Braut unter dem Tisch aus einer Düte Konfekt naschen.

Die Süße dieses Brautstandes lag zum besten Theil in den Bonbons.

Sobald sich Karl an Ilse wandte, fiel ihm gewöhnlich Beppo, der Staar, ins Wort: „Nichts! Wieder nichts! Absolut nichts!" oder: „Hör' auf, hör' auf, ich kenne Dich!"

„Es wäre Zeit, daß Beppo etwas Klügeres lernte," hatte Auguste gestern gesagt und Ilses ruhige Antwort war gewesen: „Ganz meine Ansicht, Guste; er könnte mal was Gescheites sagen." Nur daß sie den armen Sauberzweig und nicht den ungezogenen Beppo dabei ansah.

Heute schwieg der Vogel.

Plötzlich warf Ilse sich gegen die Stuhllehne zurück, schlug die Arme über den Kopf zusammen und rief:

„Ach, Du lieber Gott, ich ersticke."

Sauberzweig, der sie mißverstand, wollte helfend aufspringen, brachte aber die Beine nicht glatt unter dem Tisch hervor und warf zu seiner eigenen Bestürzung im Aufstehen den Stuhl um.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte der Vater.

„Ich dachte, ich wollte ein Fenster —“

„Jetzt öffnen? In meinem Rücken? Damit ich einen steifen Hals bekomme?“

„Nichts — wieder nichts! Ich kenne Dich!“ rief Beppo.

„Wenn Du noch einen Spaziergang machen wolltest, Ilse, ich würde gern —“ sagte Karl.

Auguste zog ihn auf seinen Stuhl zurück.

Der Vater hatte Brille und Zeitung von sich geschoben, um die aufgeregte Situation überschauen zu können.

„Ich sollte meinen, Du hättest Bewegung genug,“ sagte er zu Ilse, die Turnlehrerin war. „Man kann Alles übertreiben.“

„Ja,“ erwiderte sie. „Weiß Gott, das kann man. Auch die Langweiligkeit kann man übertreiben, die Dumpfheit eines beschränkten Lebens, wie wir es führen, ohne Poesie, ohne Menschen.“

„Nichts — absolut nichts!“ bestätigte der Vogel und hüpfte auf den Tisch.

Der Vater reckte sich in Positur, äußerlich sowohl wie geistig, was nicht überflüssig war, weil er längere Sätze feierlich und mit vollständiger Interpunktion zu sprechen pflegte.

„Du bringst Dich noch um Deine Existenz mit so kindischem Gerede," sagte er. „Danke Gott, daß Dein Vater und Deine Schwester Minna leben. Lange wird es vielleicht nicht mehr dauern bei meiner schwachen Brust und dem vielen Verdruß."

Ilse senkte den Kopf. „Papa, Dich und Minna immer ausgenommen, wollte ich nur sagen —"

„Du sagtest," fiel er ein, „Du sagtest: In unserem beschränkten Leben ohne Menschen! Erlaube, Ilse, ich verstehe einfach nicht, was das heißen soll. Tausende von armen, verlorenen Seelen wissen nicht woher und wohin, und Keiner bekümmert sich um sie. Tausende von Krankheiten giebt es und Du — die Du gesund bist, Dein väterliches Dach hast und eine sichere Anstellung, Du sprichst von beschränktem Leben? Willst Du als Kunstreiterin zu Pferde steigen? Was ist beschränkt an Deinem Leben? Deiner Unbesonnenheit und Deiner unbedachten Zunge wäre Beschränkung erst zu wünschen. Laß die leichtsinnigen

Worte nur bekannt werden und Du verlierst, was Du hast. Ohne Menschen! Um diesen Tisch hier sitzen wir zu Fünfen. Fünf Menschen um einen Tisch."

„Papa!" rief Ilse zwischen Lachen und Weinen, „Menschen und Menschen, das ist doch Zweierlei —"

Minna kam mit Butterbroten und Biergläsern herein und stellte Jedem sein Deputat hin.

„Das Interessante in Deinem Leben wird schon noch kommen," sagte sie, „Du bist noch jung."

„Was ist denn für Dich gekommen oder für Guste oder für Papa, möchte ich wissen?"

„Nichts, absolut nichts!" schrie der Staar und hackte nach dem Butterbrot. „Ich kenne Euch."

Die Anderen lachten, Ilse aber schob ihren Teller fort, als wenn sie nicht essen könne und gönnte Niemand einen Blick.

„Zeig' einmal Deine Hand, Du hast vielleicht Fieber! Sauberzweig, bitte, reichen Sie mir die Uhr herüber."

„Gott, Papa, Ilse thut so, weil Ihr sie verwöhnt habt. Was macht das Leben interessant? Daß man sich versteht und liebt, nicht wahr, Karl?"

Ilse warf ihre heißen Augen wie zwei Sterne auf.

„Lieben?" sprach sie unter geringschätzigem

Lachen. „Denke doch nicht, daß Du weißt, was lieben heißt. Lächerlich! Dein Lieben! So könnten zwei Fische sich lieben. Zwei blöde, kaltblütige, stumme Fische."

Der Vater verwies Ilse die Lästerung und Sauberzweig sagte unter verlegenem Lächeln: „Liebe Ilse, — man weiß wirklich nicht, was Du recht willst."

Minna war zu Ilse getreten, ihre Stirn zu fassen. „Willst Du Himbeerwasser statt Bier?" fragte sie.

Als Ilse die Hand auf ihrer Stirn fühlte, kam ihr die zuletzt zwischen Roland und Christiane beobachtete Szene ins Gedächtniß zurück. Von Ungeduld und Unbehagen gefaßt, duckte sie achtlos den Vogel, daß er die Federn sträubte und nach ihrem Finger biß. Sauberzweig sah es und wollte abermals helfen, sie stieß seine Hand, deren feuchtkalte Beschaffenheit ihr stets widerwärtig war, zurück. Er mißverstand die Abwehr und im erneuten Kampf versah sich Ilse vollends und krampfte die Finger blindlings und gewaltsam um den Vogel. Er schnappte angstvoll und vergebens nach Luft und fiel, als sie erschreckt die Hand öffnete, todt auf ihre Kniee.

Sie war weiß wie das Leinen auf dem Tisch

geworden, stumm und wie versteinert starrten die Andern auf sie hin, Keiner rührte ein Glied oder fand den Muth zu einem Wort, als ihre zitternden Hände den Vogel umwendeten, betasteten und untersuchten, als sie das Gesicht niederbeugte und ihre Lippen in das graue Gefieder preßte, ihren Athem darüber hauchte, bis zuletzt ihr Kopf unter Schluchzen auf den Tisch fiel, von den langen Locken regellos überfluthet.

„Da haben wir's," flüsterte Auguste ihrem Verlobten zu.

Das unheimliche Schweigen währte noch fort als vom Flur her an die Thür geklopft wurde.

Sauberzweig öffnete und Klaus König trat über die Schwelle. Er verlangte irgend einen Gegenstand für sein Zimmer, kam aber vorerst nicht dazu, davon zu sprechen, so sehr fiel ihm das bestürzte Aussehen der Andern auf.

Sie hatten sich Alle bis auf Ilse erhoben. Der Vater that sogar ein paar Schritte vor und sammelte sich zu schicklicher Begrüßung. Das Bewußtsein, so „verwildert" zu erscheinen, war ihm höchst peinlich.

„Haben Sie Unglück gehabt?" fragte König.

Bei dem Klang seiner Stimme erhob sich auch

Ilse, warf die Haare zurück und hielt ihm den todten Staar auf ihren Händen hin.

„Ach!" sagte er bedauernd. „Der arme Beppo! Todt? Nichts, absolut nichts mehr? Wie ist denn das gekommen?"

„Ich!" sagte Ilse.

„Eine sehr große Unbesonnenheit," ergänzte der Vater.

König sah von Beiden zu Minna hin, als zur Vernunft und Billigkeit in der Familie.

Sie lächelte.

„Ilse ist zu heftig gewesen," erklärte sie, „um einer Kleinigkeit willen. Wenn man jung ist, kommt es wohl vor, daß man aus heiler Haut mit sich und der Welt zankt und zornig wird über nichts."

„Schließlich ist ein Staar bald ersetzt," meinte Sauberzweig und lachte gewohnheitsmäßig, denn sein Lachen war ein ausgewaschener Weg, in den er, auch wenn am schwersten mit Empfindung befrachtet, mechanisch einlenkte, so daß es manchmal gespenstisch und grauenhaft wirkte, gerade wie die Berührung seiner feuchten, schlaff bewegten Hand.

König lehnte gegen den Tisch und blickte vor sich nieder, dabei sagte er mit liebenswürdig herzlichem Klang:

„Auch ältere Leute erleben solchen Stoßwind thörichter Unzufriedenheit, ich bin ihm selbst letzthin anheimgefallen aus keinem anderen Grunde, als weil ein fremdes Menschenpaar mit seinem Glück mir vor den Augen kreuzte. Leider hatte ich keinen Staar als Ableitung, und so mußten meine liebsten Freunde für meine Mißgefühle büßen.“

Er hatte zu Minna gesprochen, bot aber Ilse die Hand.

„Da hilft kein Verstellen, wir Beide erkennen uns als Zorngenossen in einer schlechten Welt, die uns geärgert.“

Auf eine gute Wirkung seiner Worte mochte er wohl gerechnet haben, aber was er nun zu sehen glaubte, machte, daß seine kundigen Augen doch staunend auf dem Mädchen hafteten. In Ilsens Gesicht war ein fremder Glanz, ein Leuchten und Leben aufgegangen. Nicht Kinderschmerz um das zerbrochene Spielzeug, ihren Staar, auch nicht Lachen über Königs Selbstverspottung, sondern etwas Tieferes, verständnißvoll Geheimnißtheilendes, etwas wie Lächeln und Trauer über sie Beide, ihn und sie, die aus gleichem Grunde, bei dem geschauten Glück Anderer in Zorn und Ungeduld gefallen waren.

„Ja, warum ist man so!“ sagte sie mit zuckendem Munde und drückte seine Hand.

„Eine Frage, genau wie eine Schrotladung mit heißem Riß mitten durchfahrend,“ dachte er.

Doch schüttelte er gleich darauf den Kopf zu seinen eigenen Gedanken und besann sich auf das, was er eigentlich hier gewollt hatte; er erbat von Minna ein paar fehlende Gläser, da er Besuch erwarte, und verließ den Rendanten und seine Töchter mit etwas übereiltem Abschied.

Der alte Freyhold hatte Mühe, den Eiligen im Flur noch weiter festzuhalten.

„Was die Mädchen durcheinander sprechen, ist nicht buchstäblich zu nehmen, vielmehr Unbesonnenheit, bei der sie gar nichts denken,“ sagte er mehrmals, denn sein ängstliches Subalternherz zitterte bei dem Gedanken, König, in seiner Eigenschaft als Stadtrath, könne Ilses Gesinnung bei der hochweisen Behörde verdächtigen.

Ilse aber ging in die Schlafkammer, setzte sich, ohne Licht zu machen, auf den Stuhl am Fenster, lehnte den Kopf rückwärts gegen das Fensterbrett und ließ vor den geschlossenen, vom Weinen müden Augen, eine Reihe Bilder und Gestalten vorüber-

ziehen, wie sie seit acht Tagen ihre Seele aufrührten und beschäftigten.

Im Wohnzimmer war das Gespräch wieder lebendig geworden, besonders erging sich Karl jetzt in Vorschlägen, wo und wie ein neuer Beppo zu beschaffen sei, der „schließlich“ doch auch etwas lernen würde

„Beppo, der alte, wäre schließlich doch einmal weggeflogen,“ erklärte er zuletzt, und lachte sich ein paar große greisenhafte Falten über sein junges Gesicht.

„Fünf Minuten vor Zehn begleitete Auguste ihn mit Licht und Schlüssel die Treppe hinunter bis zur Hausthür. Dieser allabendliche Gang war das Stück Romantik in ihrem Brautstande, von dem sie jedes Mal etwas roth im Gesicht und rasch athmend wieder nach oben kam.

Der Anblick dieser Romantik hatte in Ilse niemals auch nur den kleinsten Aufruhr angerichtet.

Minna saß heute länger als sonst auf; sie hatte die Schachtel mit den Kinderstrickzeugen vor sich, die sie auf ihre Fehler hin für Ilse durchsah.

VI.

Ich wollte, Therese wäre eben dabei gewesen, dachte König, als er in seiner Stube hin und her ging und in Erwartung eines Freundes Bier und Zigarren zurechtstellte. Ich wollte, sie hätte Ilse sehen können, wie ich sie eben sah, vielleicht würde sie mich selbst besser begreifen können.

Er setzte sich ins Sofa und wünschte, der Erwartete möge nicht kommen und das Gedankennetz zerreißen, das ihn mit zartem, feinem Reiz umspann. — Plötzlich lachte er vor sich hin: „Nein, Therese, Du würdest vielleicht sprechen: Warum in die Ferne schweifen, wenn das Schöne doch so nah. Du wärst im Stande, mir Ilse als Ersatz zu preisen.“

Darüber lachte er noch einmal, stand auf, nahm ein Flugblatt vom Schreibtisch auf und machte mit

dem Blaustift einen Merkstrich an den Rand. Dazu schrieb er auf einen Zettel:

„Hier, liebe Therese, ist die Frucht der bittern Stunde, die Sie mir neulich bereitet haben; falle Sie Ihnen tief ins Gewissen. Ein biederes Philisterium wird sich wieder entsetzt in die Haare fahren über die Neugedanken. Es weiß leider nicht, daß ein mißhandelter Mann Zornrufe in die Welt schreit, wenn Liebesworte im Vertrauen zu tauschen, ihm versagt bleibt. Uebrigens so oder so, immer der Ihre

Klaus König."

Als Therese am nächsten Abend die „Neugedanken" Königs las — sie betrafen Mißstände in der städtischen Verwaltung — fiel ihr die Rache des gekränkten Freundes nicht als Beschämung ins Gewissen, wohl aber als Freude ins Herz.

Sie hatte laut gelesen. Mit ihr am Tische saß Erich, den Kopf über eine Zeichnung gebückt, an welcher er arbeitete. Bisweilen lehnte er sich in den Stuhl zurück, betrachtete aus gewisser Entfernung, was entstanden war und lachte heimlich.

„Das ist wieder der ganze Klaus," sagte Therese aus ihrer Lektüre.

„Ja, es ist seine Art," war die gleichmüthige

Antwort. Die Gedanken Königs so ganz gleichmüthig nehmen, war sonst nicht Erichs Art, Therese stand daher auf, trat hinter seinen Stuhl und forschte, was er treibe.

Eine Reihe drolliger Karikaturen stand auf dem großen weißen Blatt. Da war die Straßenszene um den Wagen der Sängerin, weiter die Darbringung einer großen Pastete aus gebackenen Fischen, eine Triumphfahrt auf Großmunds „Allegro", eine Konferenz bei der Vorsteherin der Charlottenschule und Anderes mehr. Dazwischen Blüthenzweige, Putten, Vögel, Insekten und die Steinprofile der Häuser, in Allem wunderbare Portraittreue, Wirklichkeit zum Greifen, entzückender Humor und heitere Frische.

„Du bist ein Kobold," sagte Therese und zog den Künstler an der Stirnlocke.

„Still, ich bin noch nicht fertig." Ermuthigt durch ihren Beifall, ließ sein Bleistift noch eine Reihe Figürchen und Abschlußranken entstehen.

„Fehlt noch der Text," rief er, „den muß Lukas machen." Er sprang auf und trat ans Fenster.

Unterdessen betrachtete Therese aufmerksam die künstlerische Spielerei. Nach Stoff und Entstehung war es kaum mehr als eine Spielerei zu nennen,

und bisweilen war die Gesammtleistung einer Woche mit solchem Augenblickswurf erschöpft.

Lukas kam nach Hause.

„Resa, möchtest Du ins Theater? Ich habe Platz für Dich. Aber vorher gieb einen Schluck und Bissen!"

Während sie zur Küche ging, weihte Erich seinen älteren Bruder in den Gedanken seiner Zeichnung ein und bei ihrer Rückkehr ins Zimmer fand Therese die Beiden schon an dem kleinen Seitentisch sitzen, die Köpfe zusammengesteckt. Lukas schrieb den erbetenen Text in Versen nieder, strich aus, verbesserte und las. Sie tauschten flüsternd ihre Einfälle, lachten mitunter laut auf und waren so ganz bei der Sache, daß der verlangte Schluck und Bissen nur nebenbei vom anderen Tisch herübergeholt und während des Schreibens oder im nachdenklichen Auf- und Niedergehen genossen wurde.

Therese machte keine Einwendung gegen diese zwanglose Art zu mahlzeiten, sie wußte schon, daß wenn die Beiden von einem Gedanken ergriffen waren, ihre Hingebung daran bis zur Erschöpfung ging.

Ob das Kunstwerk nach Gegenstand und Zweck

bedeutend oder geringwerthig war, das Verfahren blieb allemal echt künstlerisch.

Jetzt saß Erich und schrieb mit spitzer Feder die gereimte Humoreske zwischen die gezeichnete. Lukas, hinter ihm stehend, diktirte. Die beiden Köpfe so neben einander nahmen sich auffallend brüderlich aus, beide von feinem Linienzug, bleicher Gesichtsfarbe, blondem Schnurrbart, einigen Schmarren und etwas hager in den Muskeln. Lukas' Haar wurde an den Schläfen schon dünn.

„So!“ Erich fuhr mit dem Finger zählend über die Zeilen, prüfte noch einmal das Ganze, sprang auf beide Füße und sagte: „So! Ich taxire 500 Mark, Luks. Rese, bitte, ein Butterbrot.“

Er hatte bisher noch gar nicht zugegriffen und kam jetzt, ganz Heiterkeit und gehobene Laune, an den Tisch zu Therese und ihrem Abendbrot.

Lukas lehnte gegen den Flügel, trocknete Lippen und Hände an der kleinen Serviette und sah vollkommen gelassen aus. Therese fragte, ob sie die Verse nicht hören dürfe.

„Warum nicht? Uebrigens muß Beides zusammen genossen werden. Bild und Worte sind nicht zu trennen.“

„Und Ihr seid Beide Schlingel,“ sagte Therese

am Schluß der Prüfung. Sie machte Miene, die Blätter zu behalten.

„Oho! 500 Mark, Resa!“ rief Erich.

„Was heißt das?“

„Eigenthum der ‚Lustigen Blätter‘.“

„Erich!“ Ihr Gesicht wurde schon heiß, ehe sie noch fragen konnte.

„Ich sage Dir, Eigenthum der ‚Lustigen Blätter‘.“

„Daraus wird nichts, lieber Erich. Lauter Portraits und die Verse mit ihren Anspielungen. Unmöglich! Nicht wahr, Lukas, unmöglich?“

„Wer kennt denn das Dutzend Menschen draußen?“ sagte Lukas.

Erich erhitzte sich. „Ich bin nicht der liebe Gott, Gesichter und Gestalten aus nichts zu schaffen. Es wäre auch ganz neu, Therese, wenn Du lokalempfindlich für Schöppenstedt werden wolltest.“

„Eben weil es sich um Schöppenstedt handelt, solltet Ihr nicht ohne Noth Verdruß schaffen.“

„Ohne Noth?“ Die Brüder sahen einander an. Ihr Lächeln in den Augen wiederholte: „Ohne Noth?“

An dem weiteren Wortstreit der beiden Anderen betheiligte sich Lukas nicht mehr, sondern griff, am Flügel sitzend, versuchend in die Tasten, auch Erich

blieb noch immer gut gelaunt und nur Therese sprach aufgeregt.

Dann fuhr der ältere Bruder plötzlich in seinem Spiel herum, und machte große Augen. Er hatte einen Schrei vernommen, dann ein Geräusch wie das Zerreißen von Papier. Jetzt sah er Therese das ominöse Werk für die „Lustigen Blätter" stückweise in der Hand zerknittern. Ihre Wangen zeigten tiefrothe Flecken und da sie noch sprechen wollte, überwältigte und schüttelte sie schon der Husten. Mit dem war nicht zu rechten.

Erich kniete darum schweigend am Boden, ein paar entfallene Stückchen des zerstörten Machwerks aufzulesen. Der bei weitem größere Theil blieb in Theresens Gewalt und die Finger ihrer Linken knisterten damit, während die Rechte das Taschentuch gegen den Mund drückte.

Lukas schob der Erschöpften einen Stuhl hin, zugleich aber schalt er und hielt ihr vor, daß sie Erich bestohlen habe, geradezu bestohlen, und warum? Einer prüden Gesellschaft wegen, der nichts so dienlich sei, wie daß ein muthiger Bursch sie gegen den Strich bürste.

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde wir Drei noch zusammen bleiben, Therese," sagte er

hochmüthig, „wenn es Dir gefällt, für die Philister Partei gegen den Geist und Muth Deiner Brüder zu nehmen, der freilich nicht in Filzschuhen schleicht, aber dafür eben Geist ist.“

Sie hörte das Alles eine Weile ohne Erwiderung an, als fühle sie sich im Unrecht. Nachdem aber Erich, wie es schien in stummem Gekränktsein, das Zimmer verlassen hatte und Lukas von Neuem anfing mit sichtlicher Entrüstung für den Geschädigten zu sprechen, wurde es ihr zu viel und sie rief heftig:

„Und wenn Du zehnmal recht hättest, Lukas, und sie noch zehnmal mehr Philister wären, so lange Ihr Euch zu Kost- und Bittgängern dieser verlachten Gesellschaft macht, so lange hat sie Ansprüche auf Eure Schonung. Ja, wenn Du leben wolltest wie Du sprichst: ehrlich, männlich, unbestechbar, wenn Du mit so viel Muth und Fleiß das Beste schafftest, wie Du das Erbärmliche verspottest und verlachst, wenn —“

„Als wenn das der Mühe werth wäre,“ murmelte er und nahm sein Klavierspiel wieder auf, während sie in die Kammer ging, das Kleid zum Theatergang zu wechseln.

Der gehabte Streit lag Beiden in den Gliedern

und was sie in der Oper erlebten, war nicht gemacht, ihn zu zerstreuen.

Die „Fledermaus“ wurde gegeben und danach „Die schöne Galathee“ und Tony Köster erntete unbegrenzte Huldigung. Da saßen überall verstreut ihre Verehrerinnen aus der Charlottenschule und zitterten vor Begeisterung. Kapitän Großmund im Parkett hatte einen Kranz mit Atlasschleife in Bereitschaft und sah dem Sonnenabbild auf Herbergsschildern ähnlicher, denn je zuvor. Im Zwischenakte kam er herauf, zog Lukas in den Hintergrund der Loge und sprach erregt auf ihn ein.

Lukas gab knappe Antworten, ließ aber doch hoffen, daß seine Rezension der Oper morgen in der Stadtzeitung nach den Wünschen des Kapitäns ausfallen werde.

„Warum läßt Du Dir denn solche Direktive gefallen?“ fragte Therese, als Lukas seinen Platz neben ihr wieder aufgenommen hatte; und ohne das Glas vom Auge zu nehmen, antwortete er:

„Weil Dein Schöppenstedt in seinen zärtlichen Gefühlen geschont sein will. Du hast es ja selbst vorhin gepredigt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Erich saß unterdeß zu Hause in der großen

wunderlichen Stube, die er gemeinschaftlich mit Lukas als Schlaf- und Arbeitsraum benutzte, hinter verschlossener Thüre und schaffte sich in heimlichem Fleiß heiße Wangen an. Gleich nach Theresens Fortgang war er für einen Augenblick, die Lampe in der Hand, in dem Wohnzimmer erschienen und hatte sorglich ringsumher geleuchtet, war dann in Theresens Schlafkammer gegangen, ihren Toilettentisch und jeden offen liegenden Gegenstand zu durchsuchen. Das Ofenloch und die Tasche mit dem Nachtzeug auf dem Bett wurde durchstöbert; Alles umsonst.

An der Krampe hing das Hauskleid. Erich setzte die Lampe noch einmal nieder und tastete an den Rockfalten umher, fand die Tasche und zog, was er gesucht — die fehlenden Stücke seiner geraubten Zeichnung, freilich in trauriger Verunstaltung hervor.

Seit drei Stunden saß er über deren Neugeburt und sie gelang in ihren Hauptzügen der wunderbar begabten Hand aufs Beste. Abgesehen von einer gewissen, mit Fleiß gewollten Uebertreibung ins Drastische, glich die Kopie dem ersten Entwurf genau. Nach Vollendung schrieb Erich folgenden Brief.

„Hochzuverehrender Herr Konsul.

Beifolgend erlaube ich mir, Ihnen ein künstlerisches Produkt vorzulegen, das ursprünglich für den Abdruck in den ‚Lustigen Blättern‘ bestimmt war, deren Verlag ich verpflichtet bin.

Der Künstler entnimmt seinen Stoff dem Leben des Tages, das immer neu ist, und je unbefangener er das thut, desto sicherer wird ihm Lebendiges gelingen. Ich würde daher nicht einen Augenblick Anstand nehmen, mit der immerhin harmlosen Humoreske mein Versprechen bei dem Verleger einzulösen, wenn mir nicht die Rücksicht auf Ew. Hochwohlgeboren einen anderen Schritt nahe legte, nämlich den Verzicht auf Abdruck und Erfolg, falls Ew. Hochwohlgeboren über das Werk verfügen und dasselbe käuflich erstehen wollen.

In gehorsamster Erwartung baldigen Bescheides erlaubt sich zu zeichnen u. s. w.

Erich Forelli.

An den Konsul Herrn Anton Oertel.“

„Was ist nun aus unserem netten Ding geworden, Erich?“ fragte Lukas am folgenden Tage.

„Nichts, ich schenke es Dir!“ war die Antwort, und Erich zog aus der Tischlade die Stücke des

Originals, wie sie aus dem Kampfe mit Therese hervorgegangen waren.

„Uebrigens — brauchst Du Geld?“

„Hast Du etwa welches übrig?“

Erich hatte zu Lukas' Verwunderung ein paar blaue Hundertmarkscheine. Er theilte sie brüderlich, sorglos, ohne weitere Erklärung mit dem Bruder.

Nicht das Woher? sondern die Frage: Wohin jetzt? war die heitere Bemühung der nächsten Wochen.



VII.

Christiane hatte mit ihrem Ausspruch recht gehabt.

Als der Konsul Oertel einige Tage nach Rolands Besuch seiner Frau die Frage stellte: „Marie, den Doktor Baer werden wir doch wohl bei uns sehen müssen?“ antwortete sie zunächst: „Doktor Baer? Wer soll denn das sein?“

Roland wie Christiane hatten nur blasse Spur in dem Gedächtniß der Frau zurückgelassen, die es für ihr Recht hielt, an keinem Menschen, außer ihren Kindern, lebendiges Interesse zu nehmen.

„Wenn wir ein paar Vertreter des Historischen Vereins dazu bitten, ist es für alle Theile angenehmer,“ meinte der Konsul.

„Gewiß, wie Du willst,“ entgegnete sie und Beide verständigten sich über das Programm.

Die Methode blieb stets die gleiche, nach welcher bei solchen Anlässen in den soliden Räumen dieses

ungastlichen Hauses umhergestanden, Thee gereicht, allmählich und zwar in getrennten Zimmern Platz genommen, um halb zehn Uhr gespeist und danach im Herrengemach geraucht und bei den Damen musizirt wurde. Wer einmal diese Reihenfolge sogenannter Genüsse erlebt hatte, kannte den Verlauf und Inhalt bis auf das letzte Jota.

Als Roland mit Christiane eintrat, fand er die Gesellschaft schon versammelt und der Verdacht beschlich ihn, für sie das fremde, vorgezeigte Thier der Menagerie zu sein.

Etwas in ihren Augen und gespannten Stirnen deutete darauf, denselben Augen, die neulich bei seinem Stranddebut so merkwürdig erstaunt gethan hatten. Aber die Spannung wich sehr bald, sie machte der beruhigenden Empfindung Platz, dieser Mann sei nicht zu fürchten.

Was kann denn auch eine Gesellschaft, die auf gut fundirten Stühlen sitzt, von Einem, der ihres Gleichen ist, zu fürchten haben?

Daß er nicht ihres Gleichen sein möchte. Die Ueberlegenheit ist es, vor der die Mittelmäßigkeit zittert.

Im Herrenzimmer verdichtete sich der Nebel fachlicher Gespräche, er stieg von zwei Gruppen auf,

die, jede für sich, parlamentarisch thätig waren. Aus der Gruppe der rein Gelehrten sprach der Archivrath Faltin am meisten und kräftigsten zur Sache, da er den kunst- und kulturgeschichtlichen Bestand der Stadt am Schnürchen hatte und sich etwas darauf zu gute that, im Geiste seines Archivs gothisch zu sprechen, d. h. mit auslautendem A. — „Meine Herren, das Enda von der Geschichta ist“ — u. s. w. — Zwei Professoren von den Gymnasien, Brehmer und Oberwindt, mußten sich angestrengt ins Zeug legen, um nicht gleich anfangs durch diesen Starken mundtodt gemacht zu werden, was sie Beide nur schlecht vertrugen, nachdem ihr Beruf sie an einseitiges Reden vom Katheder gewöhnt hatte. Der alte gelehrte Brehmer war außerdem mit leiblicher und sein jüngerer Kollege Oberwindt mit geistiger Taubheit behaftet, d. h. mit absoluter Gleichgiltigkeit gegen jede andere, als die eigene Stimme und Meinung. Er hatte vor Kurzem einen Alterthumsroman verfaßt und bemitleidete die Stadt, die aus Testamentsschrullen um den Vorzug gekommen war, ihre Historie von seiner Feder zu erwarten.

Als Vierter mischte Jean Morain die Farben des sechzehnten Jahrhunderts in die Unterhaltung

und ließ freundlich durchblicken, daß Literatur und Wissenschaft untergeordnete Werthe neben der edlen Malkunst seien.

Warum schreiben? Warum dichten? Sind Gemälde nicht Dichtungen in Farben? Gedanken in Linien? Kann nicht Alles durch sie gesagt werden?

Für Roland blieb nur übrig, das Notizbuch vorzuholen und stehenden Fußes so viel der gestempelten Weisheit wie möglich zu fixiren oder — ein schweigender Hörer — des Wortes zu verharren. Er that das Letztere ohne Zwang, weil er sich durchaus noch als Baukünstler fühlte, der zunächst Steine zu seinem Monumentalbau zusammenträgt.

Wenn er oft, in seinem Stuhl zurückgelehnt, in die Vorträge der Andern ehrlicher und frischer hineinlachte, weil er sie zum ersten Mal vernahm, traf ihn der aufmerksame, ja forschende Blick eines Mannes, der seinen Stuhl so gesetzt hatte, daß er in beide Gruppen hinein hören und sprechen konnte, in die stadt- und staatspolitischen Gespräche der drei anwesenden Beamten und in die Kathederreden der Professoren. Dieser Mann war Klaus König.

Der Konsul stand auf, um ein Buch zu holen, von dem die Rede war, er ließ die Thüre zum Nebengemach offen und Roland fing einen Blick

Christianens auf. „Wie mag sie sich unterhalten?“ dachte er, stand auf, ließ den Streit der Männer und setzte sich zu den Frauen.

„Wie geht es?“ fragte er Christiane, als hätten sie sich lange nicht gesehen, und klopfte ihre Hand. Ihr strafender Blick erst rief ihm sein im Vorzimmer gegebenes Versprechen zurück, vor den Anderen nicht handgreiflich zu werden.

Aber die sahen wohl nicht so genau hin. Doch, sehr genau sogar, sie lächelten, und nur das massive, vom Doppelkinn gestützte Antlitz der Frau Brehmer bewahrte entschlossen seinen Ausdruck von Verdruß und Mißtrauen, der ungefähr besagte: „Mehr Kenntnisse und bessere Zeugnisse kannst Du doch nicht haben, als mein Sohn Theodor, und Theodor irrt noch immer als Schulamtskandidat von einem Probejahr ins andere, von einer Stadt zur andern, während sie Dich, den Juristen, zu Ehren berufen haben, die uns, den — Gelehrten zukommen.“

Das erste Wort fand Frau Jean Morain, sie fragte, ob das Geschichtswerk schon angefangen sei, und ihre Nachbarin Oberwindt spann sogleich den Faden fort, indem sie die Hoffnung aussprach: Dr. Baer werde hoffentlich etwas amüsanter schreiben, als sein Vorgänger, der Chronist.

„Wenn die Wissenschaft amüsant sein soll," rief Theodors Mutter, „dann — dann kann freilich jeder Klown Professor werden."

Frau Oberwindt nickte darauf Christiane zu.

„Vielleicht geht es Ihnen wie mir, Frau Doktor, nachdem ich den Roman meines Mannes gelesen hatte. Ich träumte in der Nacht darauf, daß ich mit einem alten, eisgrauen Manne verheirathet sei und war am Morgen nicht wenig froh, als ich die rothen Backen und dunklen Haare meines Robert wieder sah. Gott Lob, sagte ich, Dein Buch ist nur so greisenhaft und Du bist jung."

Roland lachte von Herzen. Die Frauen amüsirten ihn mehr, als sie ahnten.

Mitten in ihrem Geplauder ging die Thüre noch einmal auf und ließ einen verspäteten Gast ein: Therese Forelli. Während sie sich mit der Gesellschaft begrüßte, übernahm es Frau Jean Morain, Roland in aller Eile von Therese zu erzählen.

„Sie hat im Hause des Fürsten G. Haushalt und Kinder geleitet; aus dieser Zeit ist ihr so Manches geblieben, auch die lange goldene Gliederkette, die sie über dem schwarzen Kleide trägt und die ihr nicht übel steht."

„Und was thut Fräulein Forelli jetzt?“ fragte Roland.

„Jetzt spielt sie Klavier und versorgt ihre Brüder, Lukas, den Geigenkünstler und Erich, den sogenannten Maler, aber er ist nur ein Zeichner für illustrirte Blätter. Fürst G. hat ihr ein kleines Vermögen zugewendet, daß die Dreie so leidlich über Wasser hält.“

Roland nickte, seine Phantasie beschäftigte sich mit Therese. Mit ihrer Person war etwas Neues, die Unruhe des Kontrastes in den Abend gekommen.

Dies verrieth sich in dem Benehmen der Männer, die jetzt auf die Meldung, es sei angerichtet, im Salon erschienen. Da sie noch ohne Weisung für die Tischordnung waren, blieben sie ausnahmslos, vom alten Brehmer bis zum malerischen Jean Morain, mit ihren Augen und ihren Artigkeiten an Therese hängen, durch einen unbestimmten Reiz angezogen, der von ihrem Antlitz, ihrer Haltung, ihren Manieren, selbst von ihrer Kleidung ausging, die ganz persönlich im Geschmack, nur als die ihre gedacht werden konnte, während die anderen Frauen in die Gedanken ihrer Schneiderin gekleidet waren und neben Therese zu alltäglichen Figuren wurden. Erst nach dem Essen fand Roland Gelegenheit, sich

ihr zu nähern. Er fragte sie nach ihren Brüdern und warum dieselben in der Gesellschaft fehlten.

Sie schien erstaunt über seine Frage.

„Fühlen Sie nicht, daß hier die Luft von gestern weht?“ fragte sie zurück. „Meine Brüder sind allzu ungebundene Geister, sie würden hier so wenig athmen können, als man sie dulden möchte.“

„Die Schwester solcher Brüder aber findet die Luft von gestern leidlich genießbar?“

„Sie haben gut spotten,“ versetzte sie. „Wer verlöre dabei, die Gesellschaft oder ich, wenn ich mit ihr zerfiele? Meine Brüder sind Fürsten und Bettler, Künstler und Kinder. Ich wünschte, sie fänden einen Freund, der ihnen hülfe, zu Männern zu werden.“

Vielsagenden Blickes schaute Roland von ihr zu König hin, mit dem er sie bei Tisch sehr vertraut gesehen hatte. Sie folgte seinem Blick, lächelte und sagte:

„Nein, der kann es nicht sein, er ist Partei und darum ungerecht.“

„Bitte, Fräulein Forelli,“ bat die Hausfrau und führte Therese zum Klavier. Während sie spielte, lehnte Roland in der Thür zum Herrenzimmer. Dort wurde geraucht und im Stehen Unterhaltung

gemacht. König führte das Wort gegen die Andern, besonders gegen einen Mann, welcher Roland als Justizrath Bucho, der Abgeordnete von D., genannt worden war. Wie er ihn jetzt hoch aufgerichtet unter der Hängelampe stehen und sein Gesicht mit den matten Augen und der grauen Hautfarbe voll beleuchtet sah, erkannte er dieselbe Persönlichkeit wieder, welche ihn an dem ersten Abend in D. auf der Bank am Flusse angesprochen hatte. Der damalige üble Eindruck wurde heute nicht ausgelöscht.

Bucho unterbrach Königs Rede durch ein rauhes Lachen.

„Wir sind große Thoren gewesen,“ sagte er zu den Anderen, „wir hätten Doktor König mit der Geschichtschreibung festnageln sollen, um endlich Ruhe vor ihm zu haben.“

Und König, sein gelocktes, schon mit leichtem Grau bestäubtes Haupt zurückwerfend, rief:

„Mit der Geschichtschreibung festnageln! Warum nicht gleich kreuzigen? Es ist ja möglich, daß ich viel Munition umsonst verschieße, aber so lange ich athme, will und werde ich Ihnen ein Rüttler bleiben, den sie nicht stumm zu machen vermögen.“

Er sprach so leidenschaftlich, daß Therese im

Spiel inne hielt und fragend über die Schulter zurückblickte.

Festnageln! Mit der Geschichtschreibung von D. festnageln? Der üble Beigeschmack dieser Worte brachte Roland in der Nacht um den Schlaf.



VIII.

Roland saß über seiner Arbeit. Sie hatte ihn ganz, zeitlich und geistig, mit Haut und Haaren. Schon einige Tage vor Beginn derselben waren Ungeduld und Schaffenshunger über ihn gekommen, so daß er die letzten nothwendigen Besuche, Briefe und ein paar Angelegenheiten für das Haus und Christiane fast übereilt betrieb, wie Jemand, der vor einer Reise an Privat- und Amtsgeschäften noch das Wichtigste abthun will, damit

„Kein Ton der aufgeregten Zeit
Ihm folgt ihn seine Einsamkeit.“

Eine aufgeregte Zeit aber war es in anderem Sinne, für die Roland alles Leben der Gegenwart nun eintauschte. Aufregend wurde sie durch die Unbedingtheit, mit welcher er sich ihr hingab und durch die Gegenständlichkeit, mit der sie vor ihn hin trat.

Sammelnd, vergleichend, lesend und schreibend, immer blickte er in eine Welt voll Kampf, Gährung und gestaltender Kraft, wie sie seiner eignen Natur wohl sympathisch sein durfte, in eine Geschichte voll so steiler Gegensätze, daß sie ihn grüblerisch machte und nicht ruhen ließ mit Hinabsteigen und Graben nach den Wurzeln ihres Lebens. Er fand sich inmitten eines Geschlechts, dessen Denkart und Sprache sein Gemüth ergriff. Oft, sehr oft glaubte er den Ruf zu vernehmen: „Wie seid Ihr Neuen an Natur und Wahrheit eidbrüchig und fahnenflüchtig geworden, wie steht Ihr uns nach an gesammeltem Ebenmaß und ehrlicher Empfindung.“ Und dann wieder fielen die tiefen, schwarzen Schatten der Narrheit und geistigen Gebundenheit so schwer und lastend auf das Lichtbild, daß ihm vor der kühlen, scharfen Gegenwart nur schamhaftes Verstecken ziemen wollte.

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“

Das war gewiß, ein ungeheurer Arbeitsweg mußte zurückgelegt werden, wollte der gewissenhafte Mann sich jemals gesegnet fühlen. Das aber freute ihn fast.

Wußte er doch Kräfte in sich, die weder feiern konnten noch wollten, denen vielmehr Ausweitung

Gesundheit war, und welche wuchsen, je mehr er ihnen zumuthete.

Ja, die ganze, starke und beseligende Zuversicht erfüllte ihn, mit der ein Künstler die erste Hand an ein neues Werk legt. Im Lauf der Weiterarbeit mag diese freudige Zuversicht noch oft schwinden, sie mag wechselnd wiederkehren und wieder weichen, Unsicherheit und Zweifel mögen die Hand lähmen, das Ziel mag sich verrücken, die großen und klaren Umrißlinien des Entwurfs mögen sich bei Umgestaltung der Theile verwirren, vielleicht rettet die nahezu erschöpfte Kraft am Ende als höchstes Resultat nur den Plan zu einem neuen viel bessern Werke, vielleicht ermüdet sie auf halbem Wege, vollendet nimmer, was so frisch begonnen wurde, und ein Torso ihre ganze Frucht. Einerlei! Die stolze Anfangsfreudigkeit und ihre Stunden sind gewesen und bessere hat das Leben, dessen größter Theil nur Initialen kennt, nicht.

Roland hatte ein Arbeitszimmerchen im Rathhaus neben den Räumen des Archivs belegt, doch schleppte er noch eine Menge Bücher und Mappen in seine Wohnung, wo Christiane die Quellenberge täglich höher anschwellen sah. In den ersten Wochen hatte er gemeint, zu Hause am fleißigsten sein zu

können, allmählich fiel der Schwerpunkt seines Schaffens doch in die Arbeitsstunden im Archiv.

Wer ihn dort aufsuchte, fand in der Regel einen Menschen mit heißem Kopf, etwas verwildertem Haar und oft verstäubten Händen und Kleidern, der fast berauscht von der Geistesluft schien, in welcher er schaffte.

Auch seine Ausgänge in dieser Zeit, seine Besuche in den alten Häusern der Stadt, auf Dörfern, Gütern und Pfarreien und Nachbarstädtchen waren Jagdzüge nach Beute und Entdeckungsreisen im Dienste seines Werkes, und fast alle Beute war papierne, von den Lebenden wenig zu nehmen und Arbeitshilfe so gut wie keine zu finden. Oder die sich fand, ja, die war eben danach. Roland mußte lachen, so oft er daran dachte.

Da war ihm eines Tages ein seltsames Paar auf die Stube gerückt.

Er, ein bleicher, in die Luft starrender Mensch, der Arm und Hand so bewegungslos zum Gruß hinstreckte, als fehlten die Gelenke, und welcher übrigens stumm blieb; sie, seine unternehmende Mutter, mit den brillanten Zeugnissen des Sohnes in der Hand.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte Roland

und nöthigte Frau Professor Brehmer nebst ihrem Theodor in das kleine Sofa.

Als Theodors Mutter, die keineswegs mit Worten sparte, etwa eine Viertelstunde gesprochen hatte, fragte sich Roland, was hier staunenswerther sei, der ungeheure Redestrom oder die groteske Zumuthung; denn es handelte sich um nichts Geringeres, als einen Versuch, den stellenlosen Theodor in die Mitarbeit an dem Geschichtswerk hineinzubugsiren.

Ach! Roland schüttelte undankbar Alles ab: die Kenntnisse, die Zeugnisse, die Handschrift, den ganzen Theodor, wie er verbrieft, verbrämt und leibhaftig vor ihm saß. Es hielt schwer, den Ritter von trauriger Gestalt, und noch schwerer, seine Mutter los zu werden — aber es gelang.

Tief aufathmend fand sich Roland nach errungenem Siege wieder allein, als der Archivrath den Kopf in die Thür steckte.

„Nicht zu brauchen?“ fragte der Gothe.

Und Roland antwortete: „Wer am Faltenrock des Weibes hängt, ist schlecht bei mir empfohlen.“

Dies Wort lief durch die Stadt.

Roland fragte nicht danach. Es war ihm noch

völlig gleichgiltig, welchen Rufes er genoß und ob er überhaupt einen hatte.

Seine Arbeit war seine Welt, und diese Welt lag sehr abseits. Ohne Christiane hätte er die Gegenwart durchaus vergessen, und nur sie war es, die ihm die nöthige Dosis Genuß in seine arbeitsvollen Tage mischte.

„Christel, lebst Du gern hier? Gefällt es Dir so?“ fragte er bisweilen etwas unsicher und brauchte doch ihre direkte Antwort nicht einmal abzuwarten, weil das beglückte Aussehen Christianens schon Bejahung war.

Es gefiel ihr so, wie sie lebten, denn seine Stimmung, diese Uhr ihres Wohlbehagens, ging aufs Beste.

Im Einzelnen gefiel ihr freilich so Manches nicht. Es gefiel ihr nicht, daß er sie oft stundenlang warten ließ, rathlos, wie sie mit Umsetzen und wieder Warmstellen der Kochtöpfe das längst fertige Mittagessen vor dem Ungenießbarwerden bewahren sollte.

Ein paar Mal hatte sie sich das Herz gefaßt und war zum Rathhaus gegangen, den Säumigen von seiner Arbeit wegzuholen.

Das erste Mal nahm er es wie reizende Ueberraschung, als ihr liebes Gesicht lachend und vorwurfsvoll vor ihm erschien; er drückte sie unter zärtlichen Scherzen ins Sofa, und zeigte ihr vom Fenster den Blick auf Markt und Gasse. Als sie nach einigen Tagen wieder kam, fuhr er nur schleunigst, mit allen Zeichen der Bestürzung, in seinen Rock und fand erst draußen im freien Sonnenschein ein freundliches Wort.

Beim dritten Versuch hatte er sie kommen sehen und den Schreiber mit dem Bescheid entgegengeschickt: „Herr Doktor seien noch nicht fertig und bäten, lieber nicht zu warten.“ Seitdem verabredeten sie ein Begegnen auf halbem Wege, bis Roland auch dieses bald als Zwang erklärte und die Noth mit den Kochtöpfen aufs Neue begann.

Es gefiel ihr auch nicht, daß der Geschichtsverein die unersättlichen Arme wie ein Polyp nach immer längeren und häufigeren Abendstunden ausstreckte.

„Was geht denn in Eurem Verein so Unwiderstehliches vor?“ fragte sie.

„Bier! Fach!“

Aber Roland machte auch Christiane zu seinem Fachgenossen und es war reizend und erstaunlich,

wie sie in seinem Ideen- und Gedankenkreise heimisch wurde. Ihre Hauswirthschaft war zu klein, um ihre Kraft und Zeit voll aufzubrauchen und ein Bedürfniß nach Verkehr mit Andern auf eigene Hand hatte sie nie gekannt. So erübrigte sie Raum genug, Roland in seinem Schaffen nachzufolgen.

Er genoß die Frucht dieses Bemühens. Ihr waches Ohr für sein Erzählen, ihr helles Urtheil, ihr Bescheidwissen und Warmwerden, wie hätte er das entbehren mögen, und endlich ihren Eifer, ihm vorzulesen, wenn er Abends, körperlich und geistig erschöpft, auf dem Sofa lag und doch die zähen Gedanken nicht von demjenigen abwenden konnte noch wollte, was so zum Drehpunkt der Gegenwart für ihn geworden war.

Wenn er dann bei ihrem Lesen einschlief, lehnte sie sich in den Stuhl zurück und blickte in geduldigem Harren mit so still beglückten Augen gegen das dunkle Fenster und den noch dunkleren Himmel dahinter, daß Roland beim Erwachen die Arme breitend rief:

„Hierher, Christel, hier. Es ist sündhaft von Dir, so geizig mit Liebeszeichen zu sein, wenn Du aussiehst wie eben jetzt."

„Soll ich Dich streicheln, während Du schläfst?“

„Nein, aber küssen, wenn ich wache. Ja, Kind, Du hast die Pflicht und Gottlob auch die Macht, mich guten Muthes zu erhalten, denn diese historische Arbeit kostet Kräfte. Findest Du nicht, daß ich unheimlich fleißig bin?“

Sie fand es längst schon und sann darüber nach, dem unheimlichen Fleiß zu steuern.

„Wenn wir Kinder hätten,“ sprach sie für sich, „so würden sie ihm Spielwerk und Ablenkung sein und seinen Nerven wohlthun.“ Und so that sie selber, was ihr bitter schwer wurde, sie ging zu Frau Jean Morain und borgte zuweilen deren Jungen, bis Roland einmal bemerkte:

„Macht Dir der laute Junge Vergnügen, Christiane? Mir zu Liebe könntest Du Dir den Genuß während der Stunden verschaffen, in denen ich nicht zu Hause bin. Weißt Du, ich stecke so tief in anderen Dingen, daß mich Alles stört, ausgenommen Du selbst.“

Nun ließ sie den Versuch wieder fallen und fühlte sich erleichtert.

An ihrem Geburtstage trat Roland, von einem Frühgang heimkehrend, Morgens an ihr Bett, legte

Blumen auf die Decke und ein Heftchen Druckbogen. Es war ein Abschnitt seines Werkes, welchen er, wie er sagte, zu einem kleinen Ganzen fertig gestellt. Manches dazu hatten sie zusammen durchgesprochen. Einiges kannte Christiane noch nicht.

„Vielleicht bleibt es nicht ganz in seiner Erstgestalt, wie sie heute aussieht, aber so wie es ist, schenke ich es Dir, Christiane, mein erstgeborenes Geisteskind. Freue Dich daran und nimm es ans Herz.“

Wie er das sprach und so vor ihr stand mit seinem Geschenk in der Hand und auf sie niederschaute, lag auf seinem Gesicht neben dem Glanz herzlicher, unverfälschter Freude eine liebenswürdige Verlegenheit, ob Christiane ihm die Freude am eignen Werk vielleicht verdenken möchte.

Sie hob die Arme und griff nach der werthvollen Gabe und dann nach seinen Händen, die sie mit Küssen bedeckte und gegen ihre Augen und an ihre Wangen drückte, unfähig, ihm anders und besser zu danken. Dann stürzten Thränen aus ihren Augen, sie wendete das Gesicht zur Seite, preßte den Mund ins Kissen und schluchzte. Sie konnte nicht anders.

Wie würde es sein, wenn auch sie zu ihm, der sie so tief beglückte, sprechen könnte: „Nimm es ans Herz, mein Dir geborenes Kind, und freue Dich daran."



IX.

An demselben Tage, da der Konsul Oertel Brief und Werk des jungen Forelli in sein Pult versenkte, hörte auch seine Tochter Heidi auf, Schülerin der Charlottenschule zu sein. Die Oertel und Genossen haben überall dieselbe, besonders einfache, geräuschlose, scheinbar sehr vornehme Methode, sich mit den kranken Stellen der Gesellschaft abzufinden — sie vermeiden die Berührung.

Auf den Rath Doktor Königs wurde der Unterricht Heidi's nun Ilse Freyhold übertragen. König hatte zunächst nur Ilse damit helfen wollen, Welt und Leben etwas größer zu finden, als der enge Zuschnitt daheim und die noch engere Pedanterie ihres Vaters aufkommen ließen. Zu seiner Ueberraschung machte seine Fürsprache mehr Eindruck bei dem Vater als bei der Tochter. Der subalterne

Geist des alten Freyhold kniete bereits in langjähriger Anbetung vor der Person des Konsuls als dem Inbegriff vollendeter Würde; der Rendant stand, ging, sprach und kleidete sich verschämt nach diesem Muster, und das kurze Fädchen, an dem er seine Tochter zu halten pflegte, hätte auf Anlässe aus dem Hause Oertel vielleicht ganz dehnbar werden können. Und Heidi selbst? Ja, das war das Beste an dem Handel, daß Lehrerin und Schülerin sich so verwandt fühlten. Sie standen Beide in zu dürrem Boden: und leben, leben! dieser sehnsüchtige Ruf ihrer Seelen verknüpfte sie inniger, als das Geben und Nehmen von Wissen und Können.

Der Abschied aus der Schule hatte dem Kinde bittere Thränen gekostet, dem gegen alle Familientradition ein Hunger nach Freundschaft und Ausstrahlung in der Seele wohnte, der sich nicht sättigen ließ, ein Liebenmüssen und Umfassenwollen, für welches Eltern und Geschwister zu schmale Nahrung boten.

Von der Mädchenschaar wieder getrennt, deren Uebermuth und Ausschreitung sie doch nie getheilt, deren Schicksale ihr aber heißer als das eigene das Gemüth bewegten, warf sich die

Gluth und Zärtlichkeit dieses Gemüthes ganz auf Ilse.

Die Klingel tönte an der Flurthür, und Heidi, schon am Lerntische sitzend und wartend, flog auf und ihrer jungen Lehrerin entgegen. Die Arme um Ilses Hals, die Lippen auf den ihren, anders war die Begrüßung niemals, und niemals auch wurde Ilse der gegenseitige Bericht alles inzwischen Erlebten und Gethanen erlassen.

Das Kind wollte Alles wissen, — dann erst fing der Unterricht an.

Heute erzählte Ilse von Kapitän Großmund: „Der alte Herr hat einen schlechten Morgen gehabt, denn in der Zeitung stand eine abfällige Besprechung der gestrigen Oper, das bringt ihn immer aus dem Häuschen. Seine Frau sollte eine Tröstung für Tonychen beschaffen, Johnny, der Laufjunge, sollte das schwarze, fette Huhn mit Empfehlung zu Frau Köster tragen, aber das schwarze Huhn stand schon für den Kapitänstisch auf dem Feuer und Frau Kapitän nebst Johnny hatten sich unsichtbar gemacht. So lief der Kapitän, mit der flatternden Zeitung in der Hand, Herrn König an, und der sagte ihm bündig: „Seien Sie kein Narr, Kapitän! Was geht Sie denn dies Alles an? Die Kunst,

die Musik, die Kritik und ihre Vertreter. Und Rigoletto? Wind, Wind in dem Allen. Warum Wind für Sturm nehmen?"

So erzählte Ilse der aufhorchenden Heidi.

„Wer hat die Kritik geschrieben?" — fragte Heidi.

„Herr Forelli, der Aeltere."

„Und hat er recht, Fräulein Ilse?"

Ilse ließ sich zu der schwierigen Aufgabe herbei, dem Mädchen deutlich zu machen, warum Lukas Forelli mit seiner Abfertigung im Recht gewesen.

„Ob Käthe Köster das fühlt? Ob sie sich darüber grämt und schämt, trotz der Blumen, die ihre Mutter an jedem Opernabend bekommt?

„Wir wollen jetzt schreiben, Heidi," mahnte Ilse, und die Kleine gehorchte. Nach drei Sätzen des französischen Extemporale hob sie den Kopf und blickte Ilse mit zärtlich bittenden, unwiderstehlichen Augen an.

„Nun, was hast Du denn noch auf dem Herzen, das durchaus herunter muß?"

„Sie wissen doch, Fräulein Ilse, daß Käthchen Köster verwachsen ist? Muß das nicht traurig

machen, immer von Schönheit reden hören und selber häßlich sein?"

„Leibliche Schönheit ist entbehrlich," sagte die schöne Ilse und diktirte fürs neue Uebungsstück den alten Satz: „Es kommt sehr wenig darauf an, daß Einer schön ist, wohl aber viel, daß er klug und gut sei."

Heidi schrieb, um nach der Vollendung des Satzes mit der Zähigkeit ihres Alters, das eine Frage zu erschöpfen liebt, fortzufahren:

„Käthchen ist doch traurig. Sie sagte mir einmal: ‚Wenn ich ausgehe, achte ich darauf, wie viel Verwachsene und Häßliche unter den Verheiratheten sind.' Warum lachen Sie, Fräulein Ilse?"

Ilse lachte schon nicht mehr. Sie hatte eine gemüthlose Bemerkung über Karl Sauberzweig, den bald Vermählten, auf der Zunge gehabt, aber vor den treuen, warmen Augen Heidis erstarb die Absicht.

Frau Oertel kam in das Zimmer.

„Heute findet eine Vorlesung im Historischen Verein statt, wir haben zwei Einlaßkarten, aber mein Mann kann nicht hingehen. Hätten Sie Lust,

mich zu begleiten, Fräulein Freyhold. Herr Professor Brehmer wird lesen."

Ilse hatte Lust.

Nachdem sie gegangen war, beschäftigte sich Heidi mit kleinen Liebesthaten für ihre Eltern, sie legte dem Vater eine Blume in das Buch, darin er lesen würde, band eine Schürze vor, deren Muster sie nicht liebte, das aber der Mutter gefiel. Wenn ihr nur mehr und Besseres einfallen wollte, so viel, um mit der Bitte sich herauswagen zu können, Käthe Köster einladen zu dürfen. Diese Käthe, die sie verwachsen und häßlich wußte und die sie gequält und traurig wähnte.

Ilse begegnete auf dem Heimgange Klaus König.

Ob die Welt noch immer so bestellt sei, daß man im Zorn über sie einen lieben Staar erwürgen müsse? fragte er, und da sie die Antwort nicht fand oder vielleicht nicht geben wollte, setzte er hinzu: „Im Ernst, Fräulein Ilse, ich hoffe, Ihnen mit Konsuls etwas nützen zu können."

Sie zuckte mit den Achseln und lächelte fast mitleidig. Dann aber sich besinnend, rief sie: „Doch! Das Kind ist entzückend und ein goldenes Wesen und heute gehen wir in die Vorlesung zu Professor Brehmer, Frau Konsul und ich."

Damit trennte sie sich von ihm, um schneller ihres Weges zu gehen.

„Sie ist wohl selbst ein goldenes Wesen oder könnte es doch werden," dachte er und sah ihr nach, wie sie vor ihm hereilte und der bewegte Schritt und etwas in der Haltung des Kopfes von ihrem Temperament und Innenleben sprachen.

Oben in seiner Stube angekommen, blickte er zu den Fenstern Rolands hinüber und sah ihn an seinem Schreibtisch sitzen und arbeiten, dann sich erheben und durchs Zimmer gehen, am Fenster stehen bleiben, sich wieder setzen und von Neuem schreiben.

„Dieser Mensch sieht geradezu beneidenswerth aus," murmelte König. „Sieht aus, als kümmerte er sich keinen Pfifferling darum, ob wir Andern den Wind als Sturm und den Sturm als Wind behandeln."

— — — — — — — — — — — — — —

Um sieben Uhr saß auch er in dem Saale, darin der Verein der Historiker allmonatlich einen öffentlichen Leseabend vor Hörern beiderlei Geschlechts veranstaltete. Klaus war als Spätling gekommen, die Lampen auf dem Lesepult brannten schon, das Glas Wasser stand bereit, vermuthlich

würde die Vorlesung gleich beginnen. Er schaute sich in dem mäßig gefüllten Raume nach Ilse um und fand sie an der Längsseite mit dem Rücken gegen die Wand sitzen, neben ihr Frau Oertel, mit der sie flüsterte.

Jetzt erkannten ihn Beide und nickten ihm zu.

Er dachte daran, den Platz gegen einen anderen in Ilses Nähe zu vertauschen, denn ihretwegen war er hergekommen. Sie interessirte ihn wie ein Buch, dessen Anfangskapitel erst erschienen sind, was wird nach der spannend geschriebenen Einleitung noch kommen?

Ehe König seinen Entschluß ausführen konnte, wurde der noch leere Stuhl neben ihm besetzt und die Saalthür geschlossen. Der so im letzten Augenblick Gekommene war Roland Baer. Ueber dieser Nachbarschaft trat der Gedanke an Ilse schnell zurück.

„O Himmel!" rief Roland und fuhr auf seinem Stuhl halb in die Höhe, mit einem Blick zugleich nach der Thür, als habe er nicht übel Lust, sich wieder davon zu machen. Da er sie verschlossen sah, ließ er sich resignirt auf den Stuhl zurückfallen, halb seufzend, halb lachend.

„Was ist denn?" fragte König.

„Theodor!“ erwiderte Roland. Und so war es. Nicht Brehmer der Vater und Professor, sondern Brehmer der Sohn und Kandidat war hinter dem Lesepult aufgetaucht. Jetzt setzte er sich, stand wieder auf, bückte die kurzsichtigen Augen auf das Manuskript, verbeugte sich mit plötzlichem Ruck gegen die Versammlung, setzte sich wieder, stand dann nochmals auf und entschied sich nun für Stehenbleiben.

„Wo sitzt die Mutter?“ fragte Roland leise, und Klaus erwiderte:

„Dieser Unterschub könnte allerdings ihr Werk sein.“

„Armer Kerl!“ bemerkte Roland etwas später, während er im unbehaglichen Gefühl, daß der arme Kerl hinter seinem Pult doch mehr Mitleid als Spott erwecke, sich ein paar Mal ungeduldig durchs Haar fuhr.

Theodor las ganz merkwürdig, oder auch nicht merkwürdig, denn er las eben, wie er aussah, blut- und marklos, ohne Anmuth, Kraft und Leben.

Sein Vater, der alte, taube Mann, pflegte bei Anlässen wie der heutige das supergelehrte Präparat mit Humor zu versetzen, so daß der größere Theil der Hörer und namentlich aller Hörerinnen die

Würze unbefangen für das Hauptstück nahm und sich versorgt fand.

Theodor verschmähte solch' Hinterpförtchen oder sein Nutzen war ihm nicht eingefallen, er gab den Reinstoff, eine Untersuchung über die Schlacht bei Issus, ehrlich und gewissenhaft, ungewürzt und unverdaulich. Unverdrossen, wie der Steinklopfer am Wege schafft, traktirte er den Polybius, hieb er Satz um Satz, Beweis um Beweis, von dem subtilen Wissensberg herunter, versprach sich eines vergessenen Jotas wegen, oder suchte, wenn die Brille beschlug, emsig die verlorne Zeile, aber blickte nicht ein einziges Mal aufschauend in den Saal. Es wurde dort sehr heiß und die Luft bleiern und schwer, die Lampen auf dem Pult begannen an Sauerstoffmangel zu leiden und bekamen kleine ängstlich zuckende Flammen, flachbrüstige Zuhörer aus gleicher Ursache den Husten, Bonbons wurden zu Hilfe genommen, von mancher Stelle mehr oder weniger verhaltenes Gähnen und bei einigen jungen Lehrerinnen und Seminarschülerinnen schlecht unterdrücktes Kichern hörbar.

Theodor las sich mit trockner Stimme und braver Unverdrossenheit bis zur Mitte seines ansehnlichen Heftes durch, dann schob er an seiner

Brille, gab der fleischlosen Figur einen zweiten, jähen Verbeugungsruck und kündigte damit die Pause an.

Kaum war dies geschehen, so wendete Frau Professor Brehmer, die in der ersten Reihe saß, ihren Kopf gegen den Saal und nahm eine Positur an, in welcher ihr Blick das Publikum beherrschen konnte.

„Ich kann nicht mehr,“ sagte Roland und griff nach seinem Hut. Er hatte eine feuchte Stirn und athmete beklommen.

Auch König stand auf und zusammen suchten sie zwischen eng gestellten Stühlen den Weg zum Ausgang des Saales zu gewinnen.

„Herr Doktor, Herr Stadtrath!“ rief eine Stimme und Theodors Mutter stand hoch aufgerichtet und winkte von ihrem Platze aus.

Galt das ihnen? Sie blieben ungewiß stehen und das Telegraphiren der Dame wurde stärker. Theodor selbst zwängte sich auf mütterlichen Anstoß jetzt zu den Beiden durch.

Ob die Herren Doktoren etwa schon gehen wollten? fragte er, er habe noch vor, im zweiten Theil eine Parallele zu bringen zwischen —

Klaus schnitt alles Weitere ab. „Lieber Freund,“

sagte er ungehalten und ziemlich laut, ohne Rücksicht auf Hörer und Nichthörer, „seinen Sie froh, wenn ein halbes Dutzend Leute im Saale bleiben. Sie wissen recht gut, daß wir nicht Ihretwegen hier sind, sondern Ihren Vater hören wollten" ——— Als Theodor den Mund zur Antwort öffnete, wehrte König ihm auch dieses. „Ja, ja, Latein! Latein! Die Einen aber brauchen's nicht und die Andern verstehn's nicht, das sollten Sie bedenken."

Wie eine Bombe schlugen die Worte ein. Diejenigen, die sich bisher bitter gelangweilt oder im Stillen geärgert hatten, von Brehmers so überlistet worden zu sein, nickten jetzt zustimmend und tauschten ihre Meinung aus, Andere, welche Königs Worte ganz buchstäblich nahmen, fragten, warum er den Vortrag des Kandidaten „Latein" genannt, die Parteigänger dieses Latein aber nannten den Rüttler anmaßend und hochmüthig.

Umbraust von dieser Bewegung schritten König und Baer unwiderruflich der Thür zu.

Einen Augenblick nur blieb König stehen und zwar vor Ilse.

„Warum sehen Sie denn so verwundert aus?" fragte er halblaut. „Mir hat eben Beppo zur rechten Zeit gefehlt, und die Ungeduld griff Andern

an den Kragen. Wollen Sie aber wirklich bis zu Ende ausharren?"

Ilse deutete ihm an, daß sie Frau Oertel Rücksicht schuldig sei. Uebrigens sah sie weder verwundert noch im geringsten gelangweilt, sondern ungewöhnlich interessirt und hingenommen aus, der Gegenstand ihres Aufmerkens war Roland.

Draußen erst sahen die beiden Männer einander an und lachten über den Vorgang im Saale, der ihnen doch kaum eines Wortes werth erschien; Klaus fragte vielmehr unvermittelt:

„Sie arbeiten viel; wie gedeiht Ihnen Ihre Arbeit?"

„Ich komme vorwärts und erkenne mein Ziel," entgegnete Roland. „Das muß zunächst genügen. Den Rohstoff nur erst übersehen und ordnen, erfordert Zeit und Geduld."

„Ja, das ist's, die große Geduld des entsagenden Gelehrtenfleißes. Wer die hat!" rief König.

„Der hat vielleicht nur das Zeug, sich festnageln zu lassen", versetzte Roland mit Beziehung.

Klaus schlug ihn sachte auf die Schulter. „Nicht genug Geduld haben, ist kein Verdienst, — aber, ehrlich gestanden, ich könnte nicht gleich Ihnen

arbeiten. Wenn ich das Brausen der Gegenwart höre und ich höre es immer, wie es an unseren Thüren und Gewissen klopft und an all' unseren Einrichtungen rüttelt, so macht es mich dermaßen unruhig, daß ich aufspringen, mich rühren, mich umthun und irgendwo in die Speichen greifen muß, wäre es auch mit zeitgemäßem Wort."

„Zum Beispiel wie eben im Saale, als Theodor sein Latein aufsagte?" fragte Roland.

„Ich bin vielleicht ein Narr," sprach König, „aber ich möchte das Unterste zu oberst kehren, damit solche Figuren unmöglich werden."

Roland nickte. „Es wäre kein geringes Werk, die Stadt mit lauter Lebendigen zu bevölkern."

„Noth thät's. Unserer Stadt besonders, ihre Wissenschaft heißt Theodor Brehmer, ihre Kunst Tony Köster und Kapitän Großmund, ihre Gesellschaft Oertel. Haben Sie unseren politischen Charakter beobachtet? Mißtrauen und Rechthaberei a priori. Fühlen Sie die impotente Versteinerung Derjenigen, die sich unseren Besten nennen? Bemerken Sie, daß unsere niedere Schicht fast ausnahmslos brutal, arm und unzufrieden lebt und fühlt? Einem Manne, der trotz alledem und alledem die Stadt mit allen Fasern seines Herzens

liebt, müssen diese ihre Lebenslaute mißtönig brausend in den Ohren klingen, sie können ihm nicht Ruhe lassen, still zu sitzen."

Während sein Begleiter so sprach, ging Roland mit sich selber ins Verhör und fand sich sträflichen Kalt- und Stumpfsinns schuldig. Er sprach dies Schuldempfinden aus und König nahm es warm entgegen.

„Ich hätte auf Ihr Gesicht hin schwören mögen," sagte er, „es müsse auch gegen Ihre Natur sein, den Kunstweisen der Leute von gestern und vorgestern nachzupfeifen. Aber wie ist das? Sie wollen jetzt nach Hause zu Ihrer Frau, wir trennen uns."

„Nein, meine Frau erwartet mich noch nicht. Trinken wir ein Glas Bier?"

Aus dem einen Glas wurden mehrere, und der ersten Stunde, die sie im Bräu zusammensaßen, folgte noch eine zweite und dritte, und vielleicht hätten sie noch länger so gesessen, wenn nicht das Rasseln der Feuerwehr auf der Gasse sie herausgelockt hätte. Sie schlossen sich dem Menschenstrom an und erreichten die Brandstelle, der Tumult auf der Gasse war aber dort so stark, daß weiteres Vordringen bis zum brennenden Hause ebenso mühe-

voll wie von geringem Nutzen gewesen wäre und König darum den Vorschlag machte, lieber umzukehren und nach Hause zu gehen.

Während sie noch überlegten, fiel Königs Blick auf einen Mann von großem Wuchs und schlaffer Haltung, der auf der andern Seite der Gasse dicht an den Häusern hinschwankte.

„Lene!“ sagte ein Arbeiter zu seiner Frau. „Siehst Du den da? Geh' doch mal rüber und frag', ob er einen Schein zu wechseln hat. Verzähl' Dich nicht. So, so! Immer besser. Fall' Du auf Deinen Stelzen. Es brennt wohl schon wieder? Es brennt — wird noch anders brennen, noch viel mehr, noch viel anders —“

Auch Roland sah den Taumelnden.

„Ist das nicht —?“ fragte er zögernd.

„Ja,“ sagte Klaus, „das ist Bucho, unser Vertreter. Ich will Ihnen die Ehren und Aemter nicht aufzählen, die der Mann inne hat und — mißbraucht. Kommen Sie.“

An der Thür von Rolands Wohnung zündete König das Wachshölzchen an und leuchtete seinem Begleiter höflich, bis er den Schlüssel eingesteckt und aufgeschlossen hatte. Der kleine Kerzenschein

fiel dabei auf ihre Gesichter, sie sahen nicht schlaf=bedürftig, sondern so wach und gedankenvoll aus, als wenn das Brausen der Gegenwart hinter ihren Stirnen dröhne.



X.

Für die Abgebrannten dieser Nacht wurde gesammelt. Nachweislich hatten neunzig Personen das niedergebrannte Haus bewohnt und fast nichts von ihrem Besitzstand retten können. Ihnen rasch und reichlich zu helfen that darum dringend noth und der Wohlthätigkeitseifer stieg bis zur Erhitzung. Die Sammellisten faßten den Menschen als Spektrum auf, das heißt sie zerlegten seine complizirte bürgerliche Existenz praktisch in ihre Einzelfarben, und so fand sich auch Roland in der Lage, drei Mal, und zwar als Mitglied des historischen Vereins, als Arbeitender im Rathhause, und als Inhaber seiner Privatwohnung für den gleichen Zweck zeichnen zu dürfen, die Steuer Christianens an Kleidern und Hausgeräth ungerechnet.

Gipfel aller Bemühungen war endlich das wohlthätige Konzert, in welchem Tony Köster sang,

Therese Forelli Klavier spielte, Lukas die Geige strich und das zuhörende D. die behagliche Entdeckung machte, daß die Barmherzigkeit etwas höchst Amüsantes sei.

Roland saß mit Christiane unter den Zuhörern; seine Stirn war umwölkt, er sah mehr nachdenklich als ergriffen, mehr träumend als entzückt und Alles in Allem ziemlich verdrossen aus.

Christiane hatte ihm den Konzertbesuch etwas mühsam abgerungen und nun that der eigensinnige Mensch, als könne er auch in den Pausen den Mund nicht aufthun. Auf ihre Frage, was ihm nur fehle, erhielt sie die umfassende Antwort: „Alles“.

„Mehr nicht, lieber Roland?“ flüsterte sie weiter. „In der Vorlesung bei Deinen Historischen war es wohl amüsanter? Da fühlst Du Dich wohl glücklich?“

Was denn hier und heute so erbaulich sei? fragte er zurück. Ob es etwa Genuß sei, mit anzusehen, wie leichter Operettensang ein banausisches Publikum begeistere, während die viel edlere Leistung der Forelli nur grade passire.

„Roland, ich bin erstaunt über Dich. Die Köster singt ihre Lieder reizend.“

„Nein!“

Und dabei blieb es, und wären Engel mit Sphärengesang vom Himmel gestiegen, das Echo in Rolands Brust hätte Nein gelautet, weil Verneinung seit einigen Tagen der Grundton seines Innern war. Daran konnte auch Christiane vorläufig nichts ändern, aber ebenso wenig war sie gewillt, den guten Kampf mit dieser üblen Stimmung schon aufzugeben. Mit ungewohnter Sicherheit ließ sie am Schluß des Konzertes den einsilbigen Mann stehen und bahnte sich einen Weg zur ersten Reihe, um Therese die Hand zu schütteln. Roland stand wie eine Säule und wartete.

„Mein Mann ist nicht recht frisch," sagte Christiane unterdeß zu den Forellis. „Er hat zu viel gearbeitet; aber wenn wir den Abend zusammenbleiben würden, gelänge es wohl, ihn aufzuheitern."

Sie hatte noch kaum ausgesprochen, als Lukas schon über die nächsten Stühle zu Roland hinstieg und ihm Vorschläge für den Rest des Abends machte; sie wurden kalt und steif erwidert, Roland schien gar nicht zu verstehen, was man von ihm wolle.

Dann folgten die Frauen, Therese mit dem offenen Anspruch auf Entschädigung für die gehabte

Mühe des Abends und Christiane entschlossen, den Unmuth ihres Mannes einfach nicht zu sehen.

Eine halbe Stunde später saßen sie zu Fünfen auf dem behaglichsten Fleck in dem besten Restaurant der Stadt und ließen sich ein Abendessen auftragen. Die Verbündeten hatten den Widerstand des Gegners besiegt.

Und wie besiegt! Bis zur Umwandlung, bis zum Vertauschtsein.

Dies war doch anders als ein Abend mit den Historischen. Einmal keine Raritäten der Vergangenheit, kein Wiederkäuen abgethaner Dogmen.

Die heutigen Einfälle gaben sich sämmtlich als jüngst geborene Kinder des Augenblicks.

„Luks, keine Fachsimpelei!“ rief der jüngere Bruder, wenn Lukas eben tiefer ins Musikalische hinein wollte.

„Lieber Eri, wir sind nicht Alle mit Kohle und Estampe auf die Welt gekommen“, mahnte ein anderes Mal wieder Lukas den Zeichenkünstler und doch sprach Jeder von ihnen Gutes und Treffendes aus seinem Fach, nur daß ihr Temperament wohl Erhitzung, aber nicht zähes Verweilen litt, und ihre Kunst wohl Begeisterung, aber niemals Buchstabenseligkeit war.

Dazu kam, daß sie überall sonst zu Hause schienen. Wohin man traf, sie hatten Alles gelesen, über Alles gedacht, um Alles gestritten, in dem Regierungsbezirk gab es keinen Wald, kein Dorf, keinen See, keine Merkwürdigkeit, keine Schönheit und keinen Sonderling, die sie nicht kannten; Erich hatte sie alle gezeichnet, Lukas' Geige und Baritonstimme war überall erklungen, an Eindrücken mochte es nie und nirgends so wenig gefehlt haben, wie an Fähigkeit, sie aufzunehmen, an Offenheit und Anmuth, sie wieder auszustreuen.

Nur so weit ging die Offenheit doch nicht, um Roland auch nur ahnen zu lassen, mit wie viel Leichtsinn dieser Erfahrungsreichthum angehäuft wurde und auf wessen Kosten. — Die unbezahlten Rechnungen, die ungelösten Versprechen, die vergessenen Liebesschwüre, die vergeudeten Stunden und Kräfte — das Alles kam, wie billig, in diesen leuchtenden Gesprächen nicht zu Tage.

Roland fühlte sich angesteckt, ja fortgerissen, er blieb den Beiden keinen witzigen Einfall, keinen frischen Gedanken, keinen Trink- und keinen Ausspruch schuldig, und die blauen Augen Christianens durften mit Recht in Glanz und stillem Triumph ausstrahlen, daß ihre Absicht so ganz erfüllt war.

Bisweilen sahen Therese und Christiane einander an, als wenn sie dächten: „Dies hätten wir schon früher haben können. Wie hängt das Beste doch an zarten Zufallsfäden!“

„Dies ist wundervoll! Dies ist göttlich!“ rief Roland jetzt, und Erich sprang von seinem Stuhl auf, das Glas in der Hand und den Jubel der sorgenlosesten Lenzstunde in den Augen.

„Doktor, mit Ihnen vereint, zu Dreien, so lohnte es den Versuch, das Alte neu, das Neue groß zu schaffen.“

Worauf Roland Beiden die Hände reichte und sprach: „Ich bin dabei.“

Sie waren in der Stimmung, ausgedehnten Uebermuth zu treiben.

„Prosit das 16. Jahrhundert! Prosit die Gothik!“ rief Erich und grüßte erhobenen Glases zur andern Saalecke hin, unbekümmert und ungekränkt, als der Gruß nur frostig erwidert wurde.

Roland drehte seinen Stuhl herum.

Richtig, da saßen Jean Morain und Faltin, die Männer von gestern und vorgestern, wie König sie genannt hatte, und zum ersten Mal wurde Roland sich der Empfindung bewußt, wie fremd er ihnen geworden sei.

Lebhafter muthete ein mit Offizieren besetzter Nachbartisch an. Man lachte dort über die jüngste Nummer eines illustrirten Witzblattes dergestalt, daß die Luft dröhnte. Als gleich darauf die Mittelthüre Kapitän Großmund, als den Wolf der Fabel, einließ, brach ein zweiter Sturm des Lachens aus:

„Um Kunst und Liebe dampfend geht's
Allegro stets, Allegro stets."

So schallte es aus einem halben Dutzend Kehlen dem Verblüfften entgegen.

Er prallte zurück und seine erstaunten Augen rundeten sich vollends.

„Allegro stets, Allegro stets
Um Kunst und Liebe dampfend geht's."

In der That, ein schlagendes Wort, um es einem Menschen zuzurufen, der allezeit unterwegs war für Personen und Zwecke, die ihn eigentlich nichts angingen, und dem es noch eben nicht Ruhe gegönnt hatte, in Cafés und Weinstuben herum zu hören, wie Tonychen und das Konzert gefallen habe.

Therese saß während dieser Szene aufs Tiefste erschreckt, sie sah ihre Brüder an und konnte ihre Bestürzung kaum verbergen. Nun war also doch geschehen, was sie hatte verhindern wollen. Die Humoreske war gedruckt.

Großmund, der sie eben unter Beihilfe der Offiziere studirte, schien noch ungewiß, wie er sich für seine Person zu entscheiden habe, ein Lieutenant aber, der Erich zunächst saß, schaukelte auf seinem Stuhl etwas nach rückwärts und flüsterte über die Lehne hinweg:

„Gratulire, Herr Forelli! Zum Totschießen, das Ding!“

Erich blieb völlig unbefangen, er nickte, als wenn ihn die Sache gar nichts anginge, sogar dem Kapitän höchst gleichmüthig zu. Nur Theresens Blick auszuweichen mochte er doch für bequem halten.

Sie faßte nach Christianens Hand und sagte etwas hastig:

„Wollen wir gehen? Ich glaube, es muß spät sein.“

Bei dem Aufbruch zahlte Roland die gesammte Zeche, ohne daß seine neuen Freunde einen Widerspruch erhoben.

„Opfer zu Gunsten Abgebrannter,“ bemerkte Lukas lakonisch.

Auf der Straße wollten die alten Giebel und Thürme Roland ganz fragwürdig erscheinen und

Zweifel über das, was wirklich und gegenwärtig sei, wirbelte durch seinen Kopf.

Therese sprach zu ihm, er hörte nur die Stimme und faßte nicht die Worte. Christiane ging mit Lukas und Erich vor ihm, er sah ihre Gestalt wie die einer Fremden und fiel in einen Zustand, wie er manchmal aus heiterm Himmel und ohne findbaren Anlaß über ihn kam, daß er sich hätte anrufen und fragen mögen: „Wer bin ich? Was will ich? Wo liegen Anfang und Bedeutung meines Weges? Aber muß jeder Schritt und Weg etwas bedeuten? Sind nicht holder Unverstand und leichte Thorheit das Beste? Ist nicht alles Wandern und Steigen nur Nachtwandlerei?"

„Roland, wo willst Du hin?" rief ihn Christiane an und stand lachend, als er an der Straße zu ihrer Wohnung vorbei wollte.

Beim Abschied sagte er zu Therese: „Um diesen Abend vollständig zu machen, hätte Doktor König noch mit uns sein müssen."

Sie lächelte aus verschleierten Augen.

„Grüßen Sie König von mir, wenn Sie ihn früher sehen als ich."

Und Roland küßte ihr schwärmerisch die Hand und versprach: „Das würde heute noch geschehen."

Als er dann von seinem Arbeitsstübchen aus Königs Fenster noch hell sah, griff er wirklich nach seinem Hut, um das gegebene Wort wahr zu machen.

Umsonst versuchte Christiane, ihn zurückzuhalten.

„So bist Du!" sagte sie scheltend. „Schwer zum Anfang und noch schwerer zum Ende."

„Ja, so bin ich! Und darum gute Nacht, Christel, gehe schlafen, ich komme bald wieder. Man soll Andern auch etwas Gutes gönnen, und ein Gruß der schönen Therese ist etwas Gutes."

Hinaus war er.

— — — — — — — — — — —

Der Mann, dem er so unbekümmert um die Stunde das Gute brachte, war bei seinem Eintritt doch etwas verwundert aufgefahren, um dann bei näherem Zusehen still in sich hinein zu lächeln.

Nein, der späte Besuch sei kein zu später, versicherte er, im Gegentheil, ein ganz prächtiger Gedanke. „Die Arbeit des Tages ist gethan, und der Gaul feiert im Stalle. Da weiß er Gesellschaft schon zu würdigen. Bitte, Sie rauchen?"

„Sie haben's hier behaglich, überaus behaglich," sprach Roland und ließ vom Platz in der

Sofaecke Blick und Zigarrendampf gemächlich ausgehen.

König sah ihn wohlgefällig an. „Seltsamer Mensch,“ dachte er, „findet meine Klause behaglich und hat drüben das heimlichste Nest, das Einer haben kann.“

„Sie waren nicht in dem Konzert für unsere Abgebrannten?“ fragte Roland.

„Nein.“ König stand auf, den zweiten Aschbecher zu suchen. Dieses Konzerts wegen hatte er soeben ein paar üble Stunden verbracht. Er vermochte nicht Zeuge zu sein, wenn Therese vor größerem Publikum spielte. Es griff an seine Nerven, daß ein paar hundert gleichgültige Menschen sich für armselige Groschen das Recht erkaufen durften, zu loben und zu lästern, wo er so eigensinnig liebte.

„Nein,“ wiederholte er abgewendeten Gesichts und immer noch in sehr überflüssiger Weise mit dem Aschbecher beschäftigt. „Ich bin der Meinung, die Abgebrannten konnten mich ganz gut missen.“

„Sie haben gebelustige Hände in großer Zahl gefunden,“ versetzte Roland. „Ein recht erfreulicher Beweis — —“

„Wofür?“ Klaus saß wieder in der Sofaecke

und blickte zur Decke auf. „Meiner Ansicht nach haben wir wieder mal den unerfreulichen Beweis eines verkehrten Eifers gehabt. Blindlings mit der Hand geben und sich damit von der Mühe, zu denken und zu prüfen, loskaufen, heißt das wohlthun? Wie in den meisten Fällen hat sich unser Publikum unberechenbar, gedankenlos, ganz wie ein Kind erwiesen. Ein paar Wagenladungen von eingelaufenen Spenden kamen bereits zur Vertheilung und noch immer sind an der Sammelstelle für die Beiträge zwei geräumige Kammern bis zur Decke voll davon. Im Pfandhause entwickelt sich lebhaftes Angebot der empfangenen Liebesgaben seitens der Empfänger, Arbeit wird nicht mehr angerührt, denn der Kamm unberechtigter Ansprüche ist stark geschwollen. Ich fürchte, wir werden eine Nachfolge von Feuersbrünsten erleben. Dabei ist den am härtesten Getroffenen, die gesellschaftlich über dem Almosenempfangen stehen, gar nicht geholfen und kann auch nicht geholfen werden, weil Niemand sich die Mühe giebt, eine annehmbare Form der Hilfe zu finden.“ Er brach ab, strich mit der Hand den Schatten aufgestiegenen Unwillens aus Stirn und Augen und wollte zu anderen Gegenständen übergehen. Aber Roland hielt ihn noch fest.

„Ihr Bescheidwissen ist unheimlich und beschämend für uns Andere. Wie viel Zeit und Liebe lassen Sie sich's kosten, den Dingen nur erst auf den Grund zu gehen, und dabei wird Ihr Bemühen noch schwerlich sein Bewenden haben.

„Und was könnte mich entschuldigen, wenn ich keine Zeit für das Gemeinwohl hätte? Wenn ich im ehrlichen Kampfe dafür nicht auch mal Haare lassen wollte. Ich habe nicht Weib noch Kind. Mag Bedächtigkeit und Vorsicht denen bleiben, die sich festgebaut haben und Sorge tragen, ihr Herdfeuer könne verschüttet werden, und die Pflege eigenen Ruhmes denen, die ihre Nachkommen damit beschatten wollen. Uebrigens nehmen Sie, bitte, meinen Hang, den Dingen auf den Grund zu gehen, nicht für größer, als er ist. Vielleicht ist er doch nur die Leine, an der ich mich selbst vor dem wahnwitzigen Verlangen zurückhalte, unsere Zeit irgendwie aus den Angeln heben zu wollen. Erst wenn wir im Kleinen ernst und treu verfahren, können wir hoffen, noch mal im Großen Rechtes zu vollbringen. Das kann ein heftiger Mensch sich nicht zu oft predigen."

Roland sah gedankenvoll vor sich hin. Wie dunkler Glockenruf klangen die Worte Königs in den goldenen Leierklang, den die Forellis eben an-

geschlagen hatten. „Sie stören mich aus einer dumpf naiven Zufriedenheit auf, in der ich mich bisher ganz wohl befand," sagte er.

Da er mit grübelnden Augen aufschaute, traf ihn der Blick Königs mit wahrhaft zündendem Glanz. Eine Sekunde noch, dann sprang Klaus in die Höhe, faßte Roland an beiden Schultern und schien bis auf den Grund seiner Seele schauen zu wollen. Er schüttelte ihn und — wandte sich plötzlich ab. Sein Gemüth hatte überströmen wollen, er schämte sich desselben. Nun blieb er auf ein paar Schritte Entfernung am Ofen stehen und sagte:

„Es freut mich, es freut mich, was Sie mich ahnen lassen. Daß Sie es wissen, gerade Sie sind der Mann, auf den ich meine Hoffnung setze."

Ein Seufzer und ein Lächeln Rolands antworteten ihm. Er verlangte zur Zeit nicht mehr. Ist nicht Mancher schon mit Seufzen vom Schlaf zum Wachen erstanden?

Roland erhob sich. Es war doch Zeit, den späten Besuch nun abzubrechen. Schon an der Thür, wurde er durch ein Wort Königs noch mal zurückgehalten.

„Waren die Brüder Theresens mit von der Abendpartie?" fragte er.

„Ja!“ erwiderte Roland. „Ich bin entzückt und bezaubert von dem Glanz ihres Wesens. Fräulein Therese sagte mir früher einmal, ihre Brüder seien Fürsten und Bettler; ich habe nur die Fürsten heute gehört.“

„So heben Sie einen Rest gute Meinung für den Fall auf, daß Sie nächstens doch die Bettler kennen lernen sollten. Der Tag wird schwerlich auf sich warten lassen,“ bemerkte König, und wenn das ein Scherz sein sollte, so wurde er doch ernsthaft genug über die Lippen gebracht.

XI.

Schon am nächsten Tage suchte König die Geschwister Forelli in ihrer Wohnung auf. Er fand Therese allein an ihrem Nähtischchen neben den großen Blattpflanzen sitzen. Sie warf das Nähzeug sogleich hin und begrüßte den Freund, wie immer, mit der Frage nach seinem Ergehen. Er antwortete nur flüchtig mit „Danke, gut!“ und setzte sich auf ihre Bitte zu ihr an das Fenster.

„Was lesen Sie da?“ fragte er, denn unter dem Nähzeug leuchtete der bunte Umschlag der „Lustigen Blätter“ hervor.

„Ganz dummen Unsinn!“ erwiderte sie etwas verlegen. „Sie hörten natürlich schon davon — Erich hat nun doch sein Stück durchgesetzt.“

Klaus mußte das Gesicht abwenden, so peinlich berührte ihn der viel zu leichte Ton, in dem sie sprach.

Sie aber verdroß seine Richtermiene, denn der gestern verlebte Abend warf sein verklärendes Licht über die Unarten der Brüder.

„Ich kann mir denken, ohne Empfindlichkeiten wird es nicht abgehen. Aber warum thun Sie beleidigt, Klaus? Sie wissen doch, daß ich den ersten Entwurf schon einmal zerrissen hatte, weiß Gott, wo Erich die Stücke wieder aufgelesen hat. Jedenfalls wollen wir die Mücke nicht zum Elefanten machen."

Er sah ihr kummervoll und zweifelnd in die Augen. „Liebe Therese, Sie vergessen, daß Erich seine Arbeit damals an den Konsul Oertel verkauft hat, daß er sie sich hat bezahlen lassen unter schriftlichem, ausdrücklichem Verzicht auf Veröffentlichung, und jetzt steht sie in den „Lustigen Blättern". Oertel war eben bei mir und sprach entrüstet von dem doppelten Handel."

Therese sah ihn starr an, er merkte, daß er ihr soeben Dinge erzählt hatte, von denen sie nichts wußte, und der Schreck, den er nun selbst empfand, machte ihn sprachlos.

Da wurde die Thür aufgestoßen und Erich zeigte sich. Den Mantel lose auf den Schultern hängend, den Filzhut schräg auf dem Kopf, etwas

mehr Unruhe als sonst in den Augen, rief er den Beiden die Frage zu: „Wo ist Lukas?“ und wollte, da keine Antwort kam, ohne Weiteres wieder davon.

„Bitte, Erich, laufen Sie mir nicht weg, ich bin Ihretwegen hier und warte,“ rief ihm König zu.

„Sehr angenehm,“ und Erich trat, wenn auch etwas langsam, nun vollends in das Zimmer.

Die lässige Art, sich in einen Stuhl zu lehnen und gemüthlich zu thun, empörte König dergestalt, daß er sich kaum bezwingen konnte.

„Ich wollte, ich wäre noch Lehrer und hätte Sie auf der Schulbank vor mir!“ stieß er hervor.

„Warum, warum?“

Therese erhob in heißer Erregung ihr Gesicht.

„Gehen Sie doch, Klaus!“ rief sie. „Warum verlieren Sie Zeit und Worte und verderben sich die Stimmung an dieser ehrlosen Geschichte. Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie, Klaus.“

Er that ihr den Gefallen nicht. Wie hätte er es auch können, da er die bittere Empfindung, aus welcher sie sprach, mit eigenem Schmerz erlitt.

In scharfen Worten wiederholte er gegen Erich die Unterredung mit Oertel und mußte erleben, daß die lichten Augen des jungen Sünders keine Sekunde lang ihren sicheren Blick verloren. Er

war allerdings, um Einem die Stimmung zu verderben.

„Und Therese, die es mittragen und leiden muß, daß ihre Brüder mit Namen, Wort und Ehre spielen.“ So schloß er bitter und zornig seine Rede.

Erich nickte.

Es war merkwürdig, wie sein rasches Temperament auf gewisse Reize durchaus niemals reagirte.

„Therese geht dies nun Alles gar nichts an,“ sagte er. „Und Sie auch nicht viel, bester Klaus! Sie müßten denn dem guten Konsul die paar hundert Mark erstatten wollen, die er leider umsonst ausgegeben hat. Doch der Mann ist so reich, daß er sie missen kann.

„Zum Kukuk, Erich!“ brauste König auf. „Wollen Sie —“

Erich sprang auf. „Warum lassen Sie mich nicht aussprechen!“ rief er. „Ich sage Ihnen ja, es thut mir leid, daß hier ein Versehen passirt ist, aber kann ich etwa alle Versehen aus der Welt schaffen, diese Setzfehler des Zufalls? Ja wohl, ein Versehen! Morden Sie mich nicht mit Ihren Augen, es ist gar kein Grund dazu. Ein Versehen, kein Verbrechen. Lukas hat das nette Ding ohne mein Wissen an die „Lustigen Blätter“ verkauft,

weil er von meinem Vergleich mit Oertel nichts wußte. Es ist unangenehm, aber — ich kann nichts dafür. Ich habe dem Konsul inzwischen schon das Erforderliche zur Aufklärung geschrieben."

„Was er nun einfach zu glauben hat," schaltete König ein.

„Was er glaubt oder nicht, ist seine Sache. Ich möchte aber nun wirklich wissen, wo Lukas steckt?"

Erich machte ein paar Schritte durchs Zimmer, drückte den Hut wieder auf den Kopf und — entfernte sich. Sie hörten ihn draußen die Entreethür ins Schloß werfen und die Treppe in raschen Sätzen abwärts eilen.

Einen Augenblick sahen sie einander stumm an, dann wich Therese den Blicken des Freundes aus. Er schüttelte schmerzlich den Kopf.

Nach einer Weile trat er zu ihr, blieb vor ihr stehen und sagte:

„Es ist nun beinahe, wie Sie sagten, Therese, wir brauchen die Mücke nicht zum Elefanten zu machen — und vor Allem, was geht es Sie denn im Grunde an — Therese?"

Er fühlte, wie wenig oder nichts seine Worte sagten, und es schien ihm, als wenn sie sich gegen

jeden Trost überhaupt wehre. Als er von Neuem zu sprechen begann, war ihre ganze Antwort ein Stöhnen der Qual und Verzweiflung, das ihn vollends aufregte.

„Therese,“ wiederholte er und strich mit der Hand über ihren Scheitel, „was kann ich thun? Ich verstehe gar nicht, warum Sie jetzt so unglücklich sind. Dies hat Sie doch kaum sehr überraschen können, nach Allem, was wir schon sonst erlebt.“

Nein, er verstand noch immer zu wenig, wie sehr sie eine Forelli und bei vornehmerer Empfindung doch des Blutes ihrer Brüder war, sanguinisch, hoffend, vom Augenblick getragen und getäuscht. Gestern Abend hatte sie wieder an den herrlichen unbefangenen Stunden mit Roland und Christiane die hellsten Kerzen der Hoffnung angezündet — und heute blies die häßliche Erfahrung sie schnöde aus.

Klaus wandte sich rathlos ab. Auf dem Tisch lagen Theresens Handschuhe, hechtgraue aus dänischem Leder. Er nahm sie auf, blickte verstört und ohne Gedanken eine Weile darauf hin und preßte endlich seine Zähne in das Leder, um so zu ersticken, was leidenschaftlich über seine Lippen wollte.

Da kam sie leise hinter ihm her.

„Gehen Sie, Klaus," sagte sie, „Sie haben doch gesehen, wie nutzlos Worte sind, sie gleiten ab. Ich würde Sie heute nur quälen. Gehen Sie, ich bitte Sie."

Sie drückte seine Hand. Er senkte den Kopf und blieb doch entschlußlos stehen. Als er aber aufblickte und sah, wie erschöpft und vernichtet sie aussah, begriff er, daß sie vielleicht besser zur Ruhe kommen würde, wenn er ginge — und ließ sie.

Sie wollte es nicht anders.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdeß saß Lukas in dem Eßstübchen bei Roland und Christiane und ließ sich ein kaltes Frühstück wohl bekommen; mit bester Laune war er bemüht, das Eisen einer jungen Freundschaft zu schmieden, nachdem es gestern glühend geworden war.

Roland fand er freilich nicht mehr ganz so willig und rein gestimmt wie gestern Abend. Ein Wölkchen Grübelei dunkelte über seinen Brauen und das Wort saß ihm fester auf der Zunge.

Christiane aber, deren beste Stunde der Morgen war, glich diesen Mangel liebenswürdig aus. Es gefiel ihr, daß der interessante Abend noch ein

kleines Unterhaltungsnachspiel am Morgen erfuhr, und Lukas durfte sich gestehen, nie freundlicher empfangen und herzlicher bewirthet zu sein.

„Meine Frau hat mir schon beim Kaffee etwas Vortrag über Kunst und Künstler gehalten,“ sagte Roland, „ich glaube, sie bereut ihre Wahl.“

„Roland, Verleumder, ich habe nur gesagt —“

Lukas blickte fragend von seinem Teller auf. Es spielten so viel Gegensätze in dem Ausdruck seines Gesichtes, daß Christiane darüber in Verwirrung kam und Roland zu lachen begann.

„Du solltest mir lieber helfen, anstatt so boshaft zu lachen“, sagte sie.

„Also ein Vortrag über Kunst und Künstler war es?“ wiederholte Lukas.

Roland nickte bejahend. „Frauen sind merkwürdig praktisch,“ sagte er, „und haben sie ein gutes Herz und persönliches Interesse, so regen sich gleich Versorgungsgedanken. Wenn Sie und Ihr Bruder hier in braven Aemtern säßen, eine hübsche Anstellungsperspektive hätten, oder in Berlin mit allem Erfolg um Künstlerkränze würben, das würde meiner Frau zum Beispiel unbeschreiblich wohl thun.“

Lukas machte Christiane eine kleine, dankende

Verbeugung und zerlegte das kalte Hühnchen auf seinem Teller, bevor er antwortete:

„Nichts kommt der göttlichen Gewißheit gleich, Morgens beim Erwachen sich sagen zu können, der Tag ist mein und keines von den vielen lächerlichen und schrecklichen Gefängnissen, die menschlicher Thorenwitz ersann, wartet auf mich, um mich einzusperren, mein Empfinden und Denken zu verblöden und zu verstimmen. Wenn es heißt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, so sollte es doch auch heißen, gebt uns Andern, was unser ist, ein Leben nach eigenem Schnitt und Gefallen."

Roland antwortete nicht, Christiane aber ließ den Sprecher kaum vollenden.

„Ich meine, die Menschheit hat Anspruch an Sie, Herr Forelli, um Ihrer hohen Gaben willen, und sie könnte und würde mehr von Ihnen haben, wenn —"

Er unterbrach sie lachend: „Ja wohl, das muß man sich nur einbilden, daß sie in der großen Rennbahn gern Platz machen, oder daß man es ihnen schuldig wäre, mit dem eigenen Gaul, wohl aufgezäumt, einen Andern niederzureiten und recht jungenhaft auszutrommeln: Seht, seht! — So —

so muß das Ding verstanden werden. Welch' jämmerlicher Ehrgeiz, wenn er uns von Herzen kommt, welch' jammervollerer, wenn wir uns gar dazu zwingen sollen. Welch' Wahnwitz, sich das Bewußtsein seiner Punktexistenz, seiner Tropfenwinzigkeit abhanden kommen zu lassen, da es doch das Einzige ist, das mit Allem versöhnt, über Alles weghilft."

Während er so sprach, ruhten Christianens Augen unverwandt auf seinem Gesicht, ihre Hand aber umschloß mit leisem Druck die Rechte Rolands, die auf dem Tisch lag. — Jetzt richtete sie einen zweifelnd ungewissen Blick auf ihn.

„Roland, was sagst Du?"

Er lehnte den Kopf an den Stuhlrand und blickte gegen die Decke mit beinah lustigen Augen.

„Sie sollten heirathen, lieber Forelli," sagte er gutgelaunt, „das ist das beste Mittel, der eigenen Wichtigkeit inne zu werden."

Lukas antwortete: „Ist bereits geschehen, sogar zweimal. Zur rechten Hand mit meiner Geige, zur linken mit Erich, meinem Bruder, vermählt, wollen Sie noch mehr? Und dabei noch zwei Hände für die Freundschaft, hier sind sie."

Aufstehend reichte er Roland und Christiane seine Hände hin.

„Man hat Sie wahrscheinlich vor uns gewarnt, vor meinem Bruder und mir, als vor zwei bedenklichen Gesellen, man erhitzt sich um Kleinigkeiten, um lächerliche Kindereien, und dem Großen und Erhabenen gegenüber bleibt man kalt. — Auf Wiedersehn!"

Wie er gekommen, so ging er, und hinterließ ihnen den Eindruck einer fremdartigen Mischung von Weltverachtung und Weltlust, Gleichgiltigkeit und Schwärmerei, Empfindung und Skepsis, umwittert von dem Hauch genialen Bummlerthums.

„Schade!" sagte Christiane, nachdem er gegangen war.

„Was meinst Du? warum schade?"

„Ich pflanzte schon Hoffnungen für Dich auf diese Freunde, aber ich fürchte —"

„Daß sie nicht aufgehen werden? — Das fürchte ich auch." Und nach einer Weile setzte er nachdenklich hinzu: „Was könnte denn auch Bleibendes aus dieser Theorie der Nichtverantwortlichkeit aufgehen?"

Zweiter Theil.

XII.

Wo war sie hin, die schöne Sicherheit des ersten Jahres, die glückliche Versunkenheit in eine Arbeit, vor der die Gegenwart verstummte? Umsonst, daß Roland in die Kohlen blies, die innere Kälte und Entfremdung ließ sich nicht bannen und sein arbeitsamer Tag gab ihm nicht Freudigkeit, nur Qual. Daß er jetzt der Gründe bedurfte, um weiter zu schaffen, mußte ihn schon mißtrauisch machen, aber dieses Mißtrauen kehrte er zunächst gegen sich und zwang sich das Beharren trotz Zweifel und Proteste ab.

Noch kam er nicht darauf, seine Aufgabe in ihrem Zweck und ihrer Bedeutung für entwerthet zu halten, die Feder einfach hinzuwerfen und sich mit einem einzigen rebellischen Entschluß von einem Werke loszumachen, das ihn plötzlich mit seiner

Urkundensichtung und Wühlarbeit so heftig anwiderte.

Wie hatte ihn dies Wühlen im Abgelebten nur je entzücken und mit dem Wahn beseligen können, ein Schatzgräber zu sein? War denn über Nacht aus dem Schatzfinder ein Maulwurf geworden, der sich unter Würmern zu thun macht und, abgetrennt vom Tageslicht, die eigene Sehkraft einbüßen mußte? Ja, wirklich fast über Nacht war die große, unheimliche Wandlung über ihn gekommen, die kein Entschluß und kein Wille mehr rückgängig machen konnte. Dem Brausen der Gegenwart war sie entstiegen. Anfangs nur von fern hörbar, schlug dieses Brausen immer lauter und verwirrender an das Ohr des einsam Schaffenden. Früher hatte es wohl ebenso gebraust, nur daß er, befangen von dumpfer Zufriedenheit, darin es ihm so überaus wohl zu Muthe gewesen, den wilden Klang gar nicht vernahm.

So konnte es wohl nie wieder werden. Ja doch, so mußte es ja wieder werden, denn nichts ist so erbärmlich, als wie zum Narren eigner Entschließungen zu werden, nichts so elend, wie der rückgratlose Wankelmuth, der wohl anzufangen, aber niemals rühmlich zu vollenden weiß. Voll-

enden also! Nur erst Begonnenes vollenden. Nur kein Strohfeuer sein. Nur sich selbst wahren dürfen durch Selbstüberwindung!

Wenn es nur ginge. Wenn es nur nicht Naturen gäbe, so aus einem Guß, daß ihre Arbeit auch ihre Seele und ihren Glauben haben muß, und daß diesen Wahrhaftigen kein Drehen und Schönfärben und Sichbelügen etwas fruchtet, wenn eben jener Glaube in die Brüche gegangen ist.

Die beglückte Stimmung der ersten unbedingten Arbeitsgluth hatte Roland gegen Andere ausstrahlen können, die Unruhe der inneren Zerspaltung glaubte er verschließen zu müssen.

Wem hätte er davon sprechen können? Den Historischen? Die nur darauf warteten, ihn untüchtig zu finden?

Der Leseabend des unglücklichen Theodor hatte das Band zwischen Roland und den Historischen zerschnitten. Sie vergaben ihm den Abfall ebenso wenig, wie er bei ihnen auszuhalten vermochte, nachdem er ihre wahre Geistesgestalt, die greisenhafte, graue, unlebendige erblickt hatte. Und Oertel? Wenn er sich ihm in seiner Noth entdeckte? Sollte er sich von dem kühlen, vornehmen Hüter lokaler Tradition noch einmal sagen lassen: „Unsere Ver-

gangenheit hier kann nur in ihrem eigenen Geiste verstanden und behandelt werden.“

Nein, er wich ihnen aus. Er wich auch Christiane aus. Wie wohl das schwerer war, denn von ihr fühlte und wußte er sich still beobachtet und die stete Frage der Besorgniß und des Staunens in ihren Augen vermehrte sein Unbehagen und weckte einen Trotz in ihm, der eigentlich dem eigenen Ich galt, sich aber nach außen bald gegen die ganze Welt, bald einzig gegen Christiane kehren wollte, als müsse er mit ihr rechten, daß sie eine Mitgläubige und Mithoffende gewesen war, wo Glaube und Hoffnung zu Unrecht geherrscht hatten.

Sie merkte nicht gleich, wie es in Wahrheit um ihn stand. Nur daß er grüblerischer, wortkarger und zerstreuter wurde, abgespannt und müde aussah, nahm sie mit Beklemmung wahr und schob es einem Uebermaß an Fleiß zu. Daß er sie fröhlich und guten Muthes finden müsse, wenn er überarbeitet nach Hause käme, wurde zu einem Selbstgebot für sie, mit dem sie Morgens aufstand und den Tag über ihren Hausgeschäften nachging; aber oft, sehr oft mußte sie finden, daß die ganze Mühe verloren war, weil der Undankbare gar nicht davon Notiz nahm. Was beschäftigte

ihn so? Nur diese unglückselige gelehrte Arbeit? Nur sie?

„Du solltest nicht ganz so eifrig schaffen, Dir etwas Ruhe und Zerstreuung gönnen,“ bat sie, als er eines Tages, während er kaum mit Essen angefangen, Messer und Gabel niederlegte, wie ganz erschöpft von den wenigen Bissen.

„Die Sache ist doch nicht so wichtig, Roland, daß Du Gesundheit und Leben und Deinen frohen Sinn daran giebst.“

Ein dunkler Blick aus seinen Augen schoß über sie hin. Er brach in Lachen aus.

„Sehr richtig, Christel. Die Sache ist nicht so wichtig, vielleicht ist sie überhaupt nicht wichtig, vielleicht ganz nichtig. Du hättest die schwere Weisheit nur etwas früher vorbringen, Du hättest mir nur gleich anfangs sagen sollen, was Du wohl gleich anfangs gedacht haben magst: Daß nichts unwichtiger sein kann, als in Archiven zu nisten, während —“

Er brach ab, goß ein Glas Wein hinunter, stand auf und schritt mit: „Mahlzeit denn,“ aus der Thür und in seine Stube.

Christiane hatte stumm, bestürzt und mit gesenkten Augen dagesessen. Nicht so sehr, was er

sagte, wie die Art desselben, das bittere Lachen und der sich selber höhnende Ton fiel ihr mit Schreck und plötzlicher Erhellung in die Seele.

Er hat die Freude an seinem Werke verloren, es ist ihm unwerth und bedeutungslos geworden. Kann das sein? — Andere Frage: „Was nun?"

Die Hände sanken in ihren Schooß. So wie Roland sie da am Mittagstisch allein zurückgelassen, blieb sie, von ihren Gedanken überwältigt, sitzen, so saß sie noch, als er eine halbe Stunde später im Ueberrock, den Hut auf dem Kopf, wieder hereinkam.

„Du sitzest noch bei Tisch? Gott segne Deinen Appetit."

„Roland!" Sie sprang auf und umschlang mit beiden Händen seinen Arm. „Roland, ich habe noch nicht Kaffee gemacht. Wo willst Du denn hin? Das war doch nicht im Ernst vorhin gesprochen?"

„Was denn?"

„Daß Dein Schaffen nichtig sei?"

„Nein, natürlich nicht, im Gegentheil, es ist eine ganz solide, unschätzbare Leistung." Er lachte etwas verlegen, darauf küßte er sie, doch minder ehrlich und innig als zu anderer Zeit.

„Was ist geschehen, Roland? Sei gut und sprich.“

„Nichts von Belang, ich habe meinen Schreiber entlassen und viel zu thun.“

„Noch mehr zu thun, als sonst? Die Schatten unter Deinen Augen werden ja immer größer. Was soll ich nur anfangen?“

„Du? Gar nichts, nicht so furchtsam, so quälerisch sein, ich kann das nicht vertragen, wie Du weißt. Du mußt Dir mehr zu thun machen, Christiane — etwas Menschen aufsuchen!“

„Ich brauche keine Menschen, keinen außer Dir,“ sprach sie dringend.

„Ja, aber ich brauche keinen Polizisten über mir, auch nicht in Deiner Person.“

Sie wandte den Kopf. Es war ihr unmöglich, ein Wort zu erwidern. Die Thränen zurückhalten, die in der Kehle brannten, war Alles, was sie thun konnte. Im nächsten Augenblick klinkte die Thür, Roland war gegangen.

Den Schreiber hatte er entlassen, weil er es schon nicht mehr vertrug einen Zeugen sich nahe zu wissen, der das Vorrücken oder auch Stocken seiner Arbeit hätte bemerken können. Was kümmerten irgend einen Menschen seine Mappen und Kon-

zepte, viel besser, er saß allein mit den geduldigen stummen Protokollen und Dokumenten.

Unterwegs kaufte er die frische druckfeuchte Abendzeitung und las sie, bevor er seine Arbeit aufnahm. Sie regte ihn auf mit ihrem Parteigefecht und Meinungsstreit, ihren Stadtaffairen, bei denen immer gestern und heute im Kampfe und der Irrthum für Rolands Auge so klar am Tage lag, daß er ein Brennen in den Fingern spürte, auch seinerseits die Waffen zu ergreifen.

Von solcher Abschweifung sich wieder losmachend, nahm er ein Packet Vertragsakten aus dem Archiv vor und vertiefte sich in ihren Inhalt, um plötzlich aufgestört ans Fenster zu eilen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite war ein Schaufenster mit einem Stein eingeworfen worden. Der Thäter ließ sich widerstandslos zur Polizeiwache führen; er hatte sich für die Winternacht Obdach und Kost im Gefängniß verschaffen wollen. Welch' bitterer Hohn auf die Ordnungen der Gesellschaft! Die Strafhaft wird Wohlthat, der Unfug in seinen Folgen ein Rettungsseil vor dem privaten Elend, oder ein Paß der Arbeitsscheu.

Roland ließ den Vorhang herunter und fing an zu schreiben, er kam sich verwirrt wie jener

Obdachlose vor. Das Gefängniß seiner übernommenen Arbeit sollte ihn vor jenem heimlichen Elend retten, von der Fülle des Tages getrennt zu sein.

Während er schrieb, wurde ihm ein Brief Königs gebracht, in welchem derselbe ein paar Auskünfte geschichtlicher Art erbat; die Zeilen schlossen also: „Wir arbeiten jetzt daran, Bucho zur Niederlegung seines Mandats zu bestimmen. Wären Sie für dasselbe zu haben?"

Wollte denn das Brausen zum sinneraubenden Getöse werden? Roland stieß den Brief wie eine Versuchung von sich.

Königs Augen, die tiefschauenden, den Seelengrund findenden, hatten wohl schon gemerkt, wie es in Rolands Innern stand! Er wollte ihm wohl helfen wie Christiane?

Auf eine Karte schrieb er die Antwort: „Meine wissenschaftliche Arbeit bindet mich, ich habe keine Zeit für andere Waffengänge."

Die schwersten Zweifel sind mit Scham und Schweigen am allereigensinnigsten verkettet.

„Packe dich nach Hause, alter Mann! Hast genug geschürft, Maulwurf!" so mahnte er sich selbst zum Aufbruch, und wußte nicht, wie viel

Erde ihm von seinem Schürfen anhing, denn als er durch die alte Stadt ging, sprach aus ihren Steinen die alte Zeit auf ihn ein und er wiederholte in seinen Gedanken, was er heute niedergeschrieben hatte.

Christiane ließ von diesem Tage auch ihrerseits mit Wiederbelebungsversuchen der erstorbenen frohen Zuversicht nicht ab und ihre halb indirekte Weise brachte Roland oft zum Lächeln.

Sie war es auch, die ihn bestimmte, eine Balleinladung zum Kommandanten nicht auszuschlagen.

Auf diesem Ball, wo Christiane ihr Hochzeitskleid mit neuen Rosen und Spitzen trug und den übersatten Augen der Offiziere die einzige Erscheinung war, an der sie sich noch nicht müde gesehen hatten, ging Roland zu seinem Unglück mit allzu gespanntem Ohr umher. Er machte dabei die Entdeckung, daß sein Tagewerk den Anwesenden Latein — durchaus Latein sei. Ein einziger der jüngeren Offiziere sprach ihn auf seine historische Arbeit an. Als wäre ihm Großes zu Theil geworden, so drückte er am Schluß der Unterhaltung Roland mit Begeisterung die Hand.

Damit schloß auch der Abend und Christiane

bekam zu Hause den Nachklang in Zärtlichkeit zu kosten.

„Ich hoffe, Du hast Vorrath getanzt und übrigens kein Unheil angerichtet, Christel," sagte Roland. „Bist Du zufrieden?"

„Freilich! und Du, Roland?"

Er zog sie an sich. „Du hast zwar einen närrischen Mann," sagte er seufzend, „einen Mann, welcher Dich mitunter beißt ohne rechten Grund, aber glaube nur, er hat kein schlechtes Herz und er braucht Liebe — viel Liebe."

„Viel Liebe!" dachte sie klopfenden Herzens. „Ach, wenn er sie nur immer von mir holen wollte, erschöpfen wird er sie doch nie."

Am anderen Tage suchte der enthusiastische Lieutenant Roland im Rathhaus auf, er hatte in nächster Zeit einen Vortrag im Regiment vor seinem Obersten zu halten und sah in Roland die Zitrone, deren Saft für solchen Zweck auszupressen wäre.

XIII.

Die Zeit der Lenzesfreude ist auch die Zeit des Frühlingsschmerzes und dieser faßt seine Opfer genau so sicher, wie das Heufieber die seinen und wie die Melancholie des Herbstes andern Sterblichen zum Verhängniß wird. Frühlingsschmerz ist Sehnsucht ohne Gegenstand, Hinausweh ohne Ziel, Frühlingsschmerz ist Reibung an den eigenen Grenzen, Erinnerung an gekostete Bitterkeiten, zerflossene Hoffnungen, ist Aufbrechung alter Wunden trotz der Fülle, die erwachen und wieder locken und gläubig machen will. Frühlingsschmerz ist Widerspruch.

Roland war unter dem Zeichen des Frühlingsschmerzes geboren und durfte sich alljährlich auf ein paar Kriegswochen mit ihm gefaßt machen. In diesem Jahr mußte ihr Ausgang ein zweifel=

hafter sein, da schon der Winter ihm das große Allheilmittel Arbeit verdächtigt hatte. Wie sollte, was sich im Lampenlicht nicht hatte behaupten können, vor der helleren Sonne Stand halten?

Das Geschichtswerk war auf vier Bände angelegt; an dem ersten fehlte nicht viel zur Vollendung, er sollte gerade in den Druck, als sich unerwartete Quellen erschlossen und neue mühevolle Prüfung nothwendig machten.

Unmuthig schob er den Abschluß einstweilen hinaus, um nach Christianens Rath die Bearbeitung einer viel späteren Epoche aufzunehmen. Es wechselten noch immer Tage, die ihn nach keiner Richtung förderten, mit anderen, in denen er sich zu strengem Fleiße eingrub und seinem rebellischen Willen manche Zurechtweisung gab.

Wen geht es an, wie und ob ich arbeite? Und gar wie ich mich dabei fühle? Ueberdies habe ich Zeit, Niemand drängt mich. — Die Gegenwart? Nein! Sie bedarf mein nicht und soll mich auch nicht stören, denn sie hat nicht größeres Recht als die Vergangenheit, die auch einmal trotzende Gegenwart gewesen ist und sich doch hat gefallen lassen müssen, zur Historie zu werden. Wie lange wird es denn währen, und auch du un=

gestüme, leidenschaftlich verworrene, heftig begehrende Jetztzeit bist grau und alt geworden und deine Spur führt durch den Staub der Archive. Nicht die Geschichte selber, sondern ihr Niederschlag im Bewußtsein und Willen der Nachlebenden, ihre geschriebene Geschichte ist das Solide im Wechsel der Begebenheiten und Zustände.

So fuhr er fort, sich am eignen Schopfe aus rastlosem Zweifel ziehen zu wollen. Es blieb doch ein qualvoller Zustand, bei dem er sich stets elender und stets mehr der rechten Freudigkeit und des Muthes beraubt fühlte.

Und draußen in der Natur wollte es Frühling werden. Mit immer mehr Behaglichkeit und Bleibelust richtete sich die Sonne oben ein und immer sichtbarer gab sich die irdische Wirkung dieser himmlischen Umquartierung zu erkennen.

An stillen Waldecken und auf sonnigen Berglehnen kämpfte die Triebkraft ungeduldiger Pflanzen erfolgreich mit dem Schnee, um dann, widerspruchsvoll genug, ihn, den sie eben verdrängt, in Glanz und blendender Weiße nachzuahmen, denn die ersten Lenzgestalten sind Schneegeborne und haben weiße Wangen.

In der Stadt ließ sich die Sache freilich

einstweilen noch anders an. Auf hartnäckige und reichliche Schneefälle folgte plötzlich ganz unvermittelt das allerschönste Thauwetter mit seinem Ach und Weh von Wassermengen, wo sie nicht hingehörten. Wohin der Blick jetzt fiel, der Fuß nur trat, eine einzige Traufe allüberall. „Achtung! Vorgesehen!" Das war der ständige Ruf, der von den Dächern klang, wo Schneeschaufler Lawinen und Eisbalken über die Giebel hinweg in die enge Gasse niederwarfen und so den tiefen Rinnen Luft und Abfluß schafften Wie von oben dem Haupte, so drohte vom Boden dem Fuß nicht minder Gefahr, die Gasse war zum Gletscherweg geworden, mit Eisblöcken versetzt, durch Schneewälle zu beiden Seiten wie von Moränen verengt, von Eissplittern während der Hackarbeit durchflogen. Roland war auf seinem Gange zum Rathhause oft zum Stillstand gezwungen. Dann prüfte er die Scene, die ihm zu denken gab. Wie kam man diesen Nothständen in früherer Zeit entgegen? Er sah alte Männer die Eishacke hantiren und junge Burschen mit Schaufel und Stange thätig, den Thätigen aber stets eine erhebliche Zahl Unthätiger zugesellt, die Arbeitslosen.

Auf seine Frage an sie erhielt er die Antwort:

„Da geh'n Andere vor, bin zu alt, zu schwach, zu krank, sie finden bessere."

„Und Du?" fragte er sich selber im Weitergehen. „Bist Du an Deinem Platz der gefundene Bessere? Und kannst und willst nicht froh werden?"

In der Woche vor Ostern ereilte das Unheil seine Arbeitsstube im Archiv. Das Schneewasser war oben durchgekommen. Er fand bei seinem Eintritt die Decke triefend und die Sintfluth auf der Diele. Ein Regal mit Urkunden war stark durchnäßt; und sein Schreibtisch? Nein! Das hatte der Himmel nicht gewollt. Einen Augenblick nur hatte Roland die Empfindung des Schulknaben, der erfährt, das Schulhaus sei plötzlich niedergebrannt.

Was dann?

Zu weiterem Nachdenken kam er vorläufig nicht, denn das lästige Geschäft der Uebersiedelung in ein sicheres Zimmer trat schleunigst in den Vordergrund. Er gab dem helfenden Bureaudiener die nöthigen Weisungen, packte selbst das Wichtigste zusammen und verließ die Stätte.

Auf der Treppe begegnete ihm Faltin, nicht wenig besorgt um das Schicksal seines Archivs.

„Schöne Bescheerung, auch für Sie!“ rief derselbe ihm zu. „Ist schon viel verdorben? Es ist doch eine fatale Vorstellung, die Summe seines Werthes so auf dem Papier und vom Leck der Dachrinne abhängig zu wissen! Was hätten Sie gemacht? Vermuthlich noch 'mal von vorn begonnen? Trocken aus dem Gedächtniß diktirt?“

„Wer weiß?“ meinte Roland. „In diesem Falle vielleicht weniger trocken.“

Die Summe seines Werthes auf dem Papier und von dem Leck der Dachrinne abhängig wissen! Die Summe seines Werthes?

Von diesen Worten verfolgt, trat Roland auf die Gasse.

Er begegnete Brehmer und Oberwindt. Der engen, schmalen Passage wegen mußten sie stehen bleiben und Roland streckte dem alten Professor die hilfreiche Hand zum Ueberklettern der Eisblöcke hin.

„Danke, danke!“ sagte der Alte. „Wenn die Jugend uns nicht hülfe! Die Jugend auf ihren festen Füßen, mit ihren sichern Sinnen. Danke Ihnen, danke.“

Er war mit Rolands Beistand glücklich hinüber

gelangt. Oberwindt betrachtete die Beiden mit eingekniffenen Augen.

„Ich höre, Sie wären bald weggeschwommen,“ sagte er zu Roland, „und Ihre Arbeit zu einer wässrigen Geschichte geworden.“

Roland hob nur den Hut zu dem unvergleichlichen Witz und sparte jedes Wort. Mit nassen Füßen und wenig zufrieden mit dem Morgen kehrte er von seinem kurzen Ausgang heim. Er fand Christiane heiß von ungewöhnlicher Arbeit und Erregung.

Großmund und Johnny hatten höchstselber Eis und Schnee vom Dach geworfen und einen kleinen Jungen, der unten vorüber ging, so unglücklich getroffen, daß er blutenden Kopfes hingestürzt war. Christiane mußte das Unglück von ihrem Balkon mit ansehen und war hinunter und dem Kleinen zu Hülfe geeilt, der nun im Wohnzimmer auf dem Sofa lag, verbunden und versorgt, aber noch matt und halb im Schlaf.

„Und in Deiner Stube ist das Wasser durchgelaufen, es sieht da nicht schön aus,“ so schloß sie ihren Bericht und stieß die Thür zu Rolands Arbeitsstübchen auf. Er sah ein ähnliches Bild, wie dasjenige, vor dem er eben geflohen war.

Schreibtisch und Bücherständer waren zur Seite gerückt, an ihrer Stelle standen Gefäße, die das von der Decke tropfende Wasser auffingen, Geruch von aufgeweichtem Kalk der feuchten Gipsdecke schlug auf die Nerven. Christiane lief hin und her, hier dem Verderben zu wehren, dort dem fremden, verwundeten Kinde zu helfen.

„Und heute mußtest Du so früh nach Hause kommen,“ sagte sie im Vorbeigehen zu Roland, der die Schuhe wechselte und nicht sehr vergnügt aussah.

„In meiner Stube auf dem Rathhaus ist dieselbe Situation. Eine gemüthliche Stadt, das muß ich sagen.“

„Ich will Dir den Schreibtisch in das Nebenzimmer setzen lassen,“ schlug Christiane vor.

„Das könnte ich schon selbst thun, aber es hat keinen Zweck.“

Sie ließ das Wasser jetzt in die Näpfe rinnen, wie es mochte, trocknete die Hände an der Schürze und kam zu ihm.

Ihr freundliches Gesicht und die liebevollen Augen schienen wieder einmal eigens auf der Welt zu sein, ihm die Seele zu erhellen.

„Laß Dir die kleine Störung nicht zum Ver-

druß gereichen," sagte sie und faßte seinen Kopf in ihre kühlen Hände. „Ich habe einen guten Rath in Bereitschaft. Willst Du ihn hören?"

„Nur heraus damit, falls er nicht Schelte oder Uebermuth heißt."

„Keines von Beiden."

„Aber vielleicht Unverstand?"

„Oh!" Er sah sie zuversichtlich lachen und sah doch zugleich den ernsten, tiefen Schein auf dem Grunde ihrer Augen, der dort immer aufleuchtete, wenn diese Augen in räthselhafter Weise die Tiefe und den Kampf in seinem eignen Innern ergründet hatten.

„Du siehst überzeugungstüchtig aus," meinte er.

Sie nickte. „Ich las heute in der Zeitung, daß in der Provinz noch schönster Winter ist. Du wolltest Marienburg längst einmal sehen als geschichtliche Fundstätte. Unternimm jetzt diese kleine Reise, lieber Roland. Die Sintfluth hier giebt Dir ohnehin Ferien. Du kommst erfrischt zurück und findest Alles wieder in Ordnung."

Sie lehnte ihr Gesicht an seine Wange.

„Thu' es doch, ich bitte Dich."

„Wunderbar," sagte er, und blickte aus dunklen Augen vor sich hin. Sie hatte das Rechte getroffen.

Mitten unter den kleinen Zurüstungen, bei denen sie eifrig half, sagte er plötzlich:

„Christiane, wie ist mir denn? Diese Reise nach Marienburg haben wir doch zusammen machen wollen; möchtest Du nicht mitkommen?“

Jetzt antwortete sie, wie er vorhin gethan.

„Das könnte ich schon, aber es hat keinen Zweck. Unsere Wohnung will jetzt behütet sein, Roland.“

Er bekannte, daß sie auch hierin Recht habe. Aber in der lichtvollen Klugheit und heiteren Gelassenheit, mit welcher sie die verdrießliche häusliche Störung als ihren Theil nahm, Roland aber zur Freiheit drängte, erschien sie ihm so liebenswürdig, daß er den schon gefaßten Entschluß der kurzen Trennung beinahe wieder aufgegeben hätte.

Sie schalt ihn lachend aus. Zuletzt sagte sie: „Weißt Du, daß Du ein großer Heuchler bist? Hand aufs Herz, Du hast es gründlich satt, mit mir hier tagaus tagein in dieser nassen, grauen Stadt zu sitzen, Du sehnst Dich weg.“

Er schloß ihr den Mund.

„Greulichste Frau! Du wirst Dein Lästern bereuen lernen.“

Ein scherzhafter, zuletzt noch übereilter Abschied,

dann fiel die Thür ins Schloß und Roland eilte mit seinem Kofferchen die Treppe hinunter.

In ehrlicher Freude ihres Herzens, von dem sie sich gut berathen fühlte, blieb Christiane zurück. Vorläufig fand sich weder Zeit zum Nachdenken noch Raum für das Gefühl der Vereinsamung. Johnny kam wiederholt, um über den Stand des Wassers Bescheid zu holen und zu bringen, mit seiner Hilfe räumte Christiane die Stube ihres Mannes völlig aus, dann setzte sie sich zu ihrem kleinen Pflegling und las ihm die Geschichte vom Herdfeuer vor, das nicht ausgehen darf, weil mit ihm Frieden und Wohlstand vom Hause weichen.

„Aber es fordert Treue und barmherzigen, liebreichen Sinn; wer darüber wacht, muß edlen Herzens sein."

Und der Junge wiederholte die Worte und wenn die Geschichte zu Ende war, bat er: „Noch einmal!"

Endlich kam der Kapitän dazu, der inzwischen die Eltern des Kindes aufgefunden hatte, und holte den Kleinen ab.

Schon in der Thür, drehte Großmund wieder um, kehrte mit kleinen eifrigen Schritten und wichtiger Miene zurück.

„Hätte bald vergessen!“ flüsterte er. „Auf dem Bahnhof Doktor Baer gesehn, nette Reisegesellschaft, Fräulein Freyhold im Coupé.“

„Welche?“

„Ilse, die Jüngste, die mit den Augen. Wollen ihn schon necken, wenn er zurückkommt. Empfehlung Frau Doktor. Thauwetterchen hier und wie!“

„Die mit den Augen!“

Christiane saß in dem Lehnstuhl ihres Mannes, sie hatte ein wollenes Tuch umgeschlagen und fröstelte dennoch. Vor ihr lag das Buch mit der Geschichte vom Herdfeuer und in der Nebenstube tropfte das Wasser mit eintönigem Fall in die Schüssel und drang die feuchte Kalkluft durch die Spalte.

Wer das Herdfeuer hütet, muß liebreichen Herzens sein.

Christiane fühlte nicht mehr mit Sicherheit, daß ihr Herz sie heute gut berathen habe, eine beklemmende, traurig machende Angst lag über ihr.

Roland und sie hatten die Reise nach dem interessanten Marienburg zusammen machen wollen. Hätten sie es doch gethan!

Nein, jetzt schon lieber nicht, um alle Welt jetzt nicht, so nicht. Die mit den Augen!

Das Wasser fiel tönend langsam in die Schüssel — in Absätzen, jeder Tropfen in der übrigen Stille hörbar.

Die mit den Augen! Christianens Augen flossen über.



XIV.

Kurz vor Abgang des Zuges, in der letzten Minute noch, war Roland zu Ilse ins Coupé gestiegen.

„Kein schönerer Zufall als solche Augenweide während der Fahrt," dachte er bei ihrem Anblick, und grüßte mit freundlicher Verbindlichkeit.

So in der Nähe und in Muße gesehen war das weiche Gesicht mit den visionären Augen und dem frischen Munde noch bedeutend anziehender als vom Fenster und von flüchtiger Begegnung auf der Straße oder Treppe her.

Aus Blick und Mienen, Bejahen und Verneinen, Lächeln und Lachen, aus Allem sprach Eigenthümlichkeit mit einem Ausdruck, der spannend und gespannt, bewegend und bewegt war, und diesem Ausdruck verwandt klang auch die Stimme etwas

beschwert mit Empfindung und tief trotz ihrer Jugendfarbe.

Sie waren zu Zweien im Coupé, denn eine schlummernde Alte am anderen Ende zählte nicht, saßen dicht am Fenster auf den beiden Eckplätzen und kamen rasch in Unterhaltung. Nach kurzer Zeit hatten sie alles Andere über dem starken persönlichen Gefallen an einander vergessen.

„Ich muß die Jacke abziehen,“ sagte Ilse. „Es wird zu heiß.“

Er stand auf, ihr dabei zu helfen, und machte, als sie in dem farbigen Kleide vor ihm saß, für sich die Bemerkung, ihre Schönheit sei jetzt noch größer. Auch der Filzhut flog hinauf in das Netz und das Licht spielte ungehindert auf der Wolke ihres lockigen Haares.

Als er dann gleichfalls den Hut abthat, blickte sie eine Weile aufmerksam in sein Gesicht und sagte unbefangen:

„So sehen Sie auch zu Hause an Ihrem Schreibtisch aus. Von der Stube unseres Doktor König kann man nämlich zu Ihnen hinübersehen.“

„Und das thun Sie bisweilen?“

„Ja! Wenn Doktor König nicht zu Hause ist, setze ich mich gern in seine Stube, wir haben die

Erlaubniß. Dort habe ich meine besten Stunden, viel bessere wenigstens, als bei uns in der gemeinsamen Wohnstube, wo es gründlich langweilig hergeht. Man kennt sich zu genau, und da Jeder nur ein alltäglicher Mensch ist, und nirgend ein großer Zug bemerkbar — so — Aber Ihnen zuzusehen, wie Sie arbeiten, ist interessant; ich stelle mir dabei vor, was Sie niederschreiben; das Unbekannte, Ungenaue reizt."

„Es ist der Vortheil der stummen Entfernung," sagte er heiter. „Sie gestattet Idealisirung, der große Zug kann als selbstverständlich einfach vorausgesetzt werden."

„Gewiß! Ueberdies sehe ich doch seine Spur auf Ihrem Gesicht. Der Unterschied ist, Sie schaffen im Schreiben, während mein Vater und meine Schwester nur kopiren und noch dazu Kanzleiakten. Warum spielen Sie mit einer Muschel, bevor Sie anfangen zu arbeiten?"

„Um Gottes Willen!" rief er halb lachend und halb entsetzt. „Mir wird heiß und kalt bei der Vorstellung, solche Augen über mir gehabt zu haben."

Aber dabei sah er gern in diese Augen und ihren antheilvollen Blick.

„Ach, wie schön! Wie zauberhaft schön!“

Der Ruf galt dem Außenbilde, an dem sie vorbeifuhren. Die Landschaft lag weiß und leuchtend im unberührten Schneekleid von der Mittagssonne überstrahlt. Dunkle Tannen stiegen zu den Hügeln hinan, eine Birkenallee bezeichnete die Straße nach der nächsten Ortschaft, deren Dächer und Thürme ihre dicken Schneekappen trugen. Um den gefrorenen Teich im Vordergrunde standen einige Linden und eine Gruppe kraus gewachsener Bäumchen, vielleicht Obstbäume. Wo eine menschliche Gestalt sich zeigte, stapfte sie, unförmig eingehüllt, knietief im Schnee, als der einzige dunkle und bewegliche Körper inmitten der leuchtenden, glitzernden und schweigenden Helle. Es war ein feiner Schnee gefallen mit schwacher Thauneigung, und er saß wie leichtes, lockeres Schwanengefieder den Zweigen und Zweiglein der Bäume an; die vorbrechende Sonne aber setzte ihnen Lichter auf, die zu abertausend Kerzenflammen emporzuckten und funkelten, jetzt von den Birken, dann auf den Tannen.

Mit bezauberten, entzückten Augen schauten Roland und Ilse hinter ihrem Coupéfenster auf das wunderbare Bild. War dies nicht eine Fahrt in märchenhaftes Feenreich?

„Wir haben einen herrlichen Tausch gemacht," sprach Ilse. „Hinter uns liegt Verdruß und Unbehagen in häßlichster Gestalt, und hier winkt Schönheit, Frische und Poesie."

„Alles Du selbst," dachte er.

„Man hat doch wenig Phantasie," fuhr sie fort, nachdem sie mit verlorenen Blicken eine Weile in die Ferne gesehen hatte und dann zu ihm zurückkehrte. „Sehr wenig Phantasie! Ich glaubte das Bild dieser Osterreise fertig im Kopfe zu haben — und gleich die erste Stunde ist wunderbarste Ueberraschung."

Der Schaffner forderte ihre Fahrkarten, und die mitreisende Alte stieg aus.

„Nach Marienburg," sagte Ilse.

„Marienburg ebenfalls," las der Schaffner von Rolands Karte ab.

„Also noch zwei Stunden Fahrt und ein gemeinsames Ziel," sagte Roland, seiner Gefährtin zunickend. „Ich erkläre den Zufall heute für einen braven Gesellen, der es gut mit uns meint; vielleicht war er Einem von uns Beiden ein Wundpflaster schuldig?"

Sie stimmte ernsthaft bei. „Ein gemeinsames Ziel haben wir aber schwerlich, denn ich fahre von

Marienburg im Schlitten gleich weiter nach Marienthal, dem Landsitz des Konsul Oertel."

„Schade! Also nur noch zwei Stunden. Der Zufall hat das Pflaster zu klein geschnitten."

Ein Lächeln ging als Antwort durch ihre Augen. Nach einer kleinen Pause bemerkte sie:

„Im anderen Sinne könnte es doch wohl dasselbe Ziel sein, dem wir zufahren. Es liegt über dem Augenblick und seinen nüchternen Alltagszwecken in der Verfolgung höherer Absichten. Von mir fühle ich, daß ich so durchschnittlich wie bisher nicht immer bleiben und leben kann, und Sie? — Sie haben ja schon den Anfang zum Außerordentlichen gemacht."

„Da sind wir wieder bei dem vermeintlich großen Zug," versetzte er und schloß den beabsichtigten Spott doch mit einem Seufzer.

„Ach nein, Fräulein Freyhold, Sie stellen sich da etwas vor, was thatsächlich nicht existirt. Ich weiß leider schon seit geraumer Zeit von keinem Größegefühl mehr, wohl aber von elender Katerstimmung und Nichtigkeitsempfindung nach einem schönen Rausch. Traurig, daß es so ist, aber es ist wahr, und im Grunde auch ganz begreiflich."

„Ich begreife nichts davon," sagte Ilse.

„Wissen Sie denn genau, worin mein Tagewerk besteht?“

„Ja, ungefähr wenigstens. Das Vermächtniß des verstorbenen Oertel ist bekannt, und als ich hörte, Sie wären der Berufene, und als ich Sie arbeiten sah, hat es mir keine Ruhe gelassen, ich mußte mich durch die beiden älteren Werke, die wir über diesen Gegenstand haben, durchlesen.“

„Eine gehörige Leistung für ein junges Mädchen,“ fiel Roland ein. „Sie sind bei diesem harten Studium nicht auf den Gedanken gekommen, man könnte es ziemlich langweilig und endlich recht überflüssig finden, diese Dinge nochmal zu sagen?“

Sie schüttelte den Kopf. „O nein, ich habe mir gedacht, als Mann möchte ich wohl an Ihrer Stelle sein, vorausgesetzt, ich wäre kein ganz gewöhnlicher Mensch. Ein Ungewöhnlicher nämlich könnte seine ganze starke Persönlichkeit in das Werk hineinwerfen und eine Darstellung finden, die ergreifen und entzücken muß. Der Welt die eigenen Gedanken und die eigene Meinung aufzuzwingen, warum soll das langweilig und überflüssig sein? Was kann vielmehr lockender und größer sein? Einer genialen Offenbarung ähnlicher?“

„So ungefähr habe ich auch gedacht,“ erwiderte

Roland, „aber es darf Einem nur nicht die Besorgniß inzwischen aufsteigen, daß das vollendete Werk von Niemand außer von einigen Zunftgenossen gelesen wird, die gegen jeden Eindruck im Voraus hart gehämmert sind. Und man darf sich auch nicht sagen, daß das gegenwärtige Geschlecht vielleicht im Rechte ist, wenn es keine Zeit übrig hat für das gewesene Schicksal einer engen Stadt.“

„Keine Zeit?“ fragte Ilse. „Ach, wie viel Zeit verbringt ein träger Sinn bei Bier und Skat und blödem Unsinn. Wenn nur der rechte Weckruf tönt. Wenn nur Leidenschaft mit einem starken Willen zusammenklingt, ob die Trägen nicht erwachen würden? Ob sie nicht doch im Geiste dankend Demjenigen zu Füßen stürzen würden, der sie erweckt hat? Denn erst erwachend fühlt man, was man selber ist, daß man auch Kräfte hat und etwas vollbringen könnte.“

Roland war bei diesen unerwarteten Worten an das andere Fenster getreten und sah fest und angestrengt in die Landschaft hinaus, er mußte gewaltsam an sich halten, so stark überkam ihn das Verlangen, Ilse in die Arme zu ziehen und an sich zu drücken.

Nach einer Weile kehrte er äußerlich gelassen zu ihr zurück.

„Ob Sie nun Recht oder Unrecht haben," sagte er, „ich danke Ihnen für Ihren Glauben."

Vor den Fenstern fiel seit einiger Zeit schon dichter, großflockiger Schnee und machte die Luft undurchsichtig. Ilse blickte stumm in den Flockenfall und ganz im Gegensatz zu der Eintönigkeit des Außenbildes, sagte sie plötzlich:

„Wenn nur Leidenschaft nicht so zum Schreckbild gestempelt würde, daß sich die Tapfersten ihrer schämen müssen, weil sie den Halben Angst macht."

„Wundert Sie das?" fragte Roland. „Sie ist ein Feuer."

Der Zug hielt mitten auf freiem Felde. In der Ferne überragte die Marienburg den Fluß, die Brücke und das zu ihren Füßen liegende Städtchen.

„Was giebt es?"

„Verschneit!"

Roland ließ das Fenster hinab und blickte hinaus. Er sah die Locomotive, die vergeblich pustete und dampfte.

„Das kann hübsch werden," sagte er nach rückwärts zu Ilse gewendet. „Wir stecken gehörig drin. Fürchten Sie sich?"

Die Frage war überflüssig. Auf ihrem Gesicht lag die helle Freude, welche die Jugend am Ungewöhnlichen hat.

„Schaffner!“

„Bitte, schließen Sie das Fenster,“ rief der Angerufene zurück, „die Coupés kühlen aus und spätere Reisende müssen frieren.“

„Was wird aber mit uns?“

„Es werden Leute und eine zweite Locomotive zur Freilegung der Bahnstrecke erwartet.“

„O, Himmel! Geduld!“

Roland schloß das Fenster und ließ sich in gutgelaunter Ergebung auf den Sitz zurückfallen.

„Und nichts zu essen!“ sagte er.

Ilse schlug ihm vor, er möge wenigstens rauchen.

„Ja, wenn ich darf?“

„Warum nicht? Zu Hause rauchen Sie auch.“

„Auch das noch! Es bleibt nur noch, daß Sie mir vorhalten, Fräulein Freyhold, wie oft ich zu Hause ein brummiger, ein eigensinniger und schlechter Ehemann bin.“

Es folgte keine Antwort.

Der Zigarre wegen war er zwei Plätze fortgerückt, aber seine Augen hafteten an ihrem Profil,

sie fühlte seinen Blick und wandte ihm fragend den eigenen zu.

„Ja, ja, Fräulein Freyhold," sagte er mit überaus behaglichem Ausdruck, „nun wendet sich die Fahrt vielleicht ins Langweilige, Verdrießliche."

„Und mein Vater könnte nicht einmal von großer Unbesonnenheit sprechen, denn wir haben nichts verschuldet."

„Ist er so ängstlich besonnen?"

„Immer."

„Erstaunlich, daß seine Tochter dann so unbesonnen reizend ist," sagte Roland und dachte gleich hinterher, „erstaunlicher noch, wie sie die Komplimente aufnimmt, nämlich gar nicht."

Eine halbe Stunde flog noch hin, in der sie ihm von ihrem Vater, ihren Schwestern, der bevorstehenden Hochzeit Gustens, von ihren Turn- und Handarbeitsstunden und dem Unterricht Heidis erzählte. Er lauschte aufmerksam und unterbrach sie dann plötzlich:

„Ich wundere mich, daß Sie auf diesem Fleck so haben werden können, wie Sie mir jetzt erscheinen."

Und sie fragte nicht mit gespielter Einfalt: „Erscheine ich denn so besonders?" sondern sie sagte: „Es schlief und schwieg auch lange genug

in mir, dann ist Alles plötzlich vom Sehen gekommen."

Alles? Was Alles? Von welchem Sehen? Wäre Roland im Stande gewesen, so nüchtern buchstäblich zu fragen, die Antwort hätte ihm wohl unverständlich bleiben müssen. Auf seine Gedanken aber gab das Wesen des Mädchens tiefsinnigen Bescheid.

Noch eine halbe Stunde verging.

Roland's Zigarre war zu Ende. Er warf den Rest hinaus.

„Schaffner, wie lange werden wir denn hier noch stecken?"

„Weiterhin steht ein Zug von Osten her; wir können nicht fort."

„Donnerwetter, Einer kann ja Hungers dabei sterben."

„Es werden Schlitten erwartet."

„Machen Sie auf, ich steige aus. Selbst ist der Mann."

Er zog den Ueberrock an, setzte den Hut auf und sagte zu Ilse: „Ich gehe dort hinunter, wo die paar Häuser aus dem Schnee gucken und versuche, einen Schlitten für uns zu erlangen. Dann

fahren wir nach Marienburg. Adieu einstweilen! Schlafen Sie unterdessen."

„Und Sie wollen durch den Schnee?"

„O das geht schon, ich bin nicht der Erste. Eine Fußspur ist zu sehen."

Der um die Wärme des Coupés besorgte Schaffner schloß eiligst die Thür und Ilse sah hinter der Fensterscheibe Roland nach, wie er abenteuerlich durch den Schnee stapfte. Einmal schaute er noch zurück, lüftete den Hut gegen sie und machte ihr Zeichen einer fröhlichen Zuversicht.

Dann wurde die Entfernung größer und Ilse blieb allein. Außer Roland war kein Passagier ausgestiegen, in dem Nachbarcoupé mußte sich die Gesellschaft kurzweilig eingerichtet haben, man hörte Ausrufe beim Skat, Spotten, Lachen und das Ausbringen von Toasten.

Else saß in ihrer Ecke, sie hatte keine Reisedecke und sah begehrlich nach der roth und braungestreiften Decke Rolands, die noch oben im Netze lag. Sie stellte sich die freundliche Bereitwilligkeit vor, mit welcher er dieselbe hergegeben hätte, wenn sie darum gebeten, aber ohne solche Bitte davon Gebrauch zu machen, gewann sie nicht über sich.

Ihre Füße waren kalt geworden, um so heißer

glühte ihr Gesicht, bisher hatte sie es nicht gemerkt, jetzt legte sie bestürzt die Hände an die Wangen.

„Ein richtiger Feuerbolzen,“ dachte sie. „Das muß ein Anblick sein!“

Es war kein Spiegel im Coupé und so blieb es ihr verborgen, wie reizend ihr Aussehen trotz Hitze und Kälte war. Kein Feuerbolzen, nur jene Glut, welche heiße Jugend, hohe Freude und erregte Spannung einem neunzehnjährigen Antlitz geben. Im Geist ging sie alle mit Roland geführten Gespräche noch einmal durch. Nichts hätte sie zurücknehmen, aber dies und das noch gerne fragen mögen. Das Beste war noch ungesagt und ein Ende gar nicht zu denken, so unwiderstehlich regte sich in ihr ein leidenschaftlicher Hang, die Seele auszuströmen.

Da lag Rolands Decke und sein Koffer. Es war noch nicht völlig aus, was so beglückend gewesen, er mußte noch wieder kommen.

Sie schloß die Augen und sah mit den geschlossenen sein innig lauschendes, aufmerksames Gesicht, den Wechsel desselben von Fröhlichkeit in Ernst ja Schmerz, das Gedankenvolle in den Augen, den Muthwillen um den Mund, den Eigensinn in den Brauen. Und sie versuchte sich sein Lachen vorzustellen und den Klang seiner Stimme.

Sie schlief nicht, aber die Augen that sie nicht auf, denn der Schnee blendete und es war völlig ausreichende Befriedigung mit gelegentlichem Blinzeln die roth und braunen Streifen der Reisedecke oben im Netz zu sehen und dann zu wissen:

Er muß noch wieder kommen.



XV.

Endlich kam er, öffnete die Coupéthür und sagte, auf dem Trittbrett stehend: „Bitte machen Sie sich fertig, ich habe einen Schlitten, wir können nach Marienburg. Bis zum Schlitten müssen Sie freilich durch den Schnee, aber ich gehe voran, treten Sie in meine Fußstapfen, das ist das Sicherste."

Später neckte sie ihn damit und fragte, ob er wirklich glaube, daß es das Sicherste für sie wäre, in seine Fußstapfen zu treten, das Interessanteste würde es wohl sein. Denn sie waren allmählich in einen Ton gekommen, in welchem Humor und Ernst persönliche Wendung wurden, und in diesem Persönlichen der Reiz der Stunde lag.

Im Schlitten hatte Roland zwei Weißbrote hervorgeholt zur einstweiligen Vorkost, und darauf wurden sie einig miteinander, aus dem Schneefall

Genußkapital zu schlagen. Sie wollten in Marienburg zusammen essen, dann gemeinsam die alte hochberühmte Marienburg besuchen.

Der Kutscher aus Marienthal, falls er noch da wäre, würde so lange zu warten haben.

„Wenn aber Heidi mit dem Kutscher mitgekommen ist?"

„Dann nehmen wir Heidi mit."

Das thaten sie, denn auf Nachfrage im Bahnhof stellte sich heraus, der Kutscher aus Marienthal habe im „Hochmeister" ausgespannt, und dort im Honoratiorenstübchen des „Hochmeister" saß Heidi am Fenster, drückte ihr Näschen gegen die Glasscheibe und wartete.

Selten ist ein langes einsames Warten in größeres Entzücken übergegangen, als hier.

Da der Schlitten mit den Ersehnten endlich vorfuhr und Ilse wirklich in die Thür trat und Doktor Baer seine schönen Vorschläge machte, konnte Heidi zunächst nur mit Freudensprüngen antworten, und dies Springen und Sichfreuen wiederholte sie noch oft an diesem Tage.

Sie war ein beglücktes Kind, nichts mehr.

Und war Ilse mehr als ein entzücktes Kind? Ja, vielmehr. Wie hätte sie Roland sonst die Em-

pfindung geben können, daß seine Seele wieder Flügel und die Welt wieder Leuchtkraft bekommen habe, daß es wieder Genuß sei und Werth habe, zu wollen und zu hoffen.

Es war eine leichte Sache für ihn, die beiden Mädchen im „Hochmeister" zu vergnügen. In Beider Leben gehörte es zu den unbekannten Genüssen, in einem Hotel Mittag zu essen, und das Nichtgewohnte gilt der Jugend für interessant. So verschlug es denn auch nichts, daß die Einrichtung kleinstädtisch primitiv, die Speisekarte fragwürdig und die Gesellschaft keineswegs international war. Man trank Gesundheiten, aß Vielliebchen, bekam die glänzendsten Augen und lachte herzerquickend.

Der Kaffee nach dem Essen am kleinen Tisch im Fenster eingenommen, vereinigte alle bedenklichen Eigenschaften, welche schlechte Sorte und unrichtige Behandlung ihm nur geben können, Ilse aber und ihre Schülerin erklärten ihn auf Rolands vorsichtige Frage unter Lachen für ein solides Getränk und ließen keinen Tropfen übrig.

Dann wurde die billige Rechnung bezahlt und der Weg zur Burg eingeschlagen. In dem großen Remter ging den Muthwilligen der Athem aus, sie wurden andächtig still.

„Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen?" fragte Roland und setzte sich neben Ilse auf den schmalen, mit rothem Tuch beschlagenen Sitz, der längs den Wänden hinlief, während Heidi auf den Fußspitzen über die Steinfliesen von einem Fenster zum anderen schritt und die Glasmalereien betrachtete.

„Wie die Magdalena des Carlo Dolci, die mit der Nardenbüchse in den Händen und der gläubigen Hingebung in dem aufgeschlagenen Blick."

Da er keine Antwort erhielt, fuhr er nach einer Weile mit etwas Scheu und Besorgniß fort:

Nun ist aller Uebermuth vorbei. Sie sind klein und still und nachdenklich geworden? Oder nur müde?"

„Ich weiß nicht," sagte sie und strich die Haare aus den Schläfen. Dieser Raum überwältigt mich, betäubt mich noch. Ich versuche, mich in die Entstehungszeit der Burg zurückzudenken, als sie noch Tempel und Wohnhaus war. Waren Diejenigen, die sie bewohnten, bessere und größere Menschen, als wir von heute, waren sie freier und glücklicher?"

„Ja und nein!" sprach Roland. „Freier waren sie, weil das Leben noch nicht ganz so verwickelt anspruchsvoll, durch künstliche Bedürfnisse belastet war, unfreier, weil ihre Kühnheit und Kraftbethätigung

äußerlich blieb, der Geist und Gedanke aber vor Autoritäten kniete. Glücklicher waren sie, weil ihr Ideal bestimmt umgrenzter Art war und die unbedingte Hingabe an dasselbe sie ohne Rest ausfüllen durfte

Unglücklicher waren sie, weil ärmer an innerer Selbsthilfe, weil Aberglauben und Haß sie fester knechtete und die Entäußerung individueller Rechte doch mancher trotzigen, starken Natur gewaltig schwer hat werden müssen. Ich für meine Person würde das Ordensgelübde als dreifachen Dorn im Fleisch empfunden haben, an dem mein Leben verblutet wäre. So ist es wohl Manchem ergangen."

Ilse sah zur Decke empor, wo die Rippen der Säulen in Palmengestalt auseinanderstrahlten, das Abbild stolzer Kraft zur Harmonie ebenmäßiger Form gebändigt.

„Man glaubt es doch zu spüren, daß es nicht ein kleiner Sinn gewesen sein kann, der hier regierte, vielleicht war er so viel größer als die Anderen, daß er ihnen seine Gedanken aufzwingen konnte."

„O nein," versetzte Roland, „die einzelne Persönlichkeit ist hier schwerlich Alleinschöpfer gewesen. Was wir jetzt anstaunen, ist aus der ganzen da-

maligen Zeit herausgewachsen als Produkt und Ausdruck ihres Gesammtwillens und einer Richtung, die Gemeingut war.

Es ist jeder Zeit ihr eigenes wunderliches Geflecht von Wirkung und Gegenwirkung, von Empfängniß und Fruchttragung eigenthümlich, und die sogenannten großen Zeiten sind darum die großen, weil ihr fortreißender treibender Charakter und ihre Strömung stark genug sind, die großen Menschen emporzuheben, daß sie nach obenkommen, gesehen und gehört werden können. In matter Zeit von schwacher Strömung wird Derjenige, der größer ist als sie, zum Märtyrer, denn wer in seinem Denken, Sehnen und Wollen der Gegenwart nur um Jahrzehnte vorauseilt, scheitert persönlich. Die Geschichte ist sehr reich an Beispielen solcher Personen, die um den Lohn und Erfolg ihres Bemühens kamen."

Ilse wies auf das Bogenfenster ihnen gegenüber, dessen Farbengluth den letzten Hochberühmten des Ordens in der Feldschlacht zeigte.

„Auch ein Märtyrer mit tragischem Ausgang," sagte sie. „Verkannt, verrathen und verlassen."

„Weil er selbst ein Verkennender war," erwiderte Roland. „Märtyrer dieser Art hatte ich nicht im Sinn, ihr Loos ist aber noch tragischer,

denn sie haben nicht wie die Andern den Trost, Werkzeug und Vorkämpfer einer Idee gewesen zu sein, die leben muß und leben wird, trotz ihnen. Dieser Mann da wollte den Geist seiner Zeit zurückschrauben, halten, was schon dem Tode geweiht war, weil es sich überlebt hatte. Innerer Tod ist nicht abzuwenden, niemals, niemals. Aber ich halte Ihnen unerlaubt Vortrag, Fräulein Freyhold."

„Wenn ich diese kleine Reise mit Papa, Guste und Karl gemacht hätte, alles Schöne, Große und Lebendige wäre zu Boden gefallen," — sagte sie leise und legte einen Moment ihre Hand fest und dankend auf die seine. Dann rief sie Heidi zu sich heran.

Sie konnten sich so bald mit Schauen nicht genug thun. Alles mußte gesehen werden, von den Kellergewölben bis zur Kapelle und zur Dachzinne, zu der sie hinaufstiegen.

Hier oben schwatzten und lachten die beiden Mädchen wieder viel.

„Marienthal!" rief Heidi und zeigte nach der Richtung des elterlichen Gutes.

Ilse sagte etwas über die Schneemenge, die ringsum zusammengeweht war.

Roland schwieg.

Da er auch zwei spätere Bemerkungen ohne Antwort und Zustimmung ließ, blickte sie aufmerksamer zu ihm hin, von dem ernsten, gedankenvollen Ausdruck befremdet, mit dem er in die Ferne schaute.

„Woran denken Sie?“ fragte sie.

„Ungeheure Schneemassen, tiefebenes Land, niedrige Flußufer, vorgeschrittene Jahreszeit, Null Grad Reaumur.“ Er ließ die einzelnen Worte verbindungslos, wie Ueberschriften zu ungesprochenen Gedankenreihen von der Lippe fallen, wandte sich dann rasch und sagte:

„Kommen Sie, es ist Zeit, daß Sie sich rüsten?“

So stiegen sie von der Zinne, ohne Weiteres zu sprechen, wieder hinunter.

Während Heidi im Schlitten unter den Decken und eingekauften Gegenständen Musterung hielt, sagte Roland zu Ilse:

„Wann sehe ich Sie wieder?“

„In der Woche nach Ostern hat meine Schwester Hochzeit, dann muß ich wieder zu Hause sein.“

„So können wir wieder zusammen fahren. Geben Sie mir Nachricht. Ich thue mich hier einige Tage um. Ein Brief träfe mich im ‚Hoch-

meister'. Und schreiben Sie bald; ich muß zu meiner eigenen Ruhe wissen, ob der Weg durch den Schnee Ihnen keinen Katarrh eingetragen hat. Wir waren etwas unbesonnen. Leb' wohl, Heidi! Was thust Du da? Von mir hast Du Dich zu verabschieden, nicht von Fräulein Freyhold."

Heidi war eben im Begriff, als Extraquittung auf die genossenen Freuden Ilse einmal wieder zu umarmen, ehe die Vermummung in Pelze und Decken solche Freiheit erschwerte.

„Jetzt nehme ich Sie mit, Fräulein Ilse, und lasse Sie nicht. Wie schön! Wie schön!"

„Heidi hörst Du denn nicht? Herr Doktor Baer wartet."

Das Kind sprang zu ihm hin und knixte.

Er faßte es in den Arm. „Adieu, Kind, Adieu!"

Und dann stand er und sah den Fortfahrenden nach und sah, wie Ilse ihr Antlitz dicht zu Heidi niederbeugte.

„Knospe an Knospe und Rosenknospen Beide", dachte er.

XVI.

„Sehr geehrter Herr Doktor!“ Nein! Sie hat ihn doch kein Mal so genannt, sie hat ihn überhaupt nicht anredend genannt, sondern ohne Umweg zu ihm gesprochen. Sie sieht ihn lächeln, wenn er diese Anrede liest, streicht die Worte wieder aus, nimmt einen zweiten Bogen und schreibt, wie sie sprechen würde, wenn er sie dabei ansähe:

„Guten Morgen! Heidi und ich melden, daß die große Unbesonnenheit und der große Schnee uns keinen Katarrh eingetragen haben. Mir aber hat der Reisetag ein unbeschreiblich schönes Nachgefühl zurückgelassen, und davon möchte ich zu Ihnen sprechen dürfen. Ich weiß auch keinen Menschen, zu dem ich es sonst könnte.

Hier in Marienthal ist man sehr steif und es geht wie immer. Haben die meisten Menschen doch irgend ein bestimmtes, imaginäres Modell vor ihren

Geistesaugen, an dem sie alles von Andern Gesagte, Gedachte und Gethane messen. Uebereinstimmung mit dem Modell ist ihnen gleichbedeutend mit rechtschaffen, schicklich, vernünftig — Abweichung wird als Aergerniß empfunden. Den Modellbegriff, unter welchen ich falle, werden Sie ja kennen; er heißt: Junges Mädchen, Tochter eines Subalternbeamten — Lehrerin — mutterlos. Leider läßt diese Begriffsjacke für natürliche Athmung nicht genug Raum, sie preßt vielmehr entsetzlich. Ach, bitte, lachen Sie nicht, oder ja, lachen Sie doch, aber begreifen Sie auch, warum unsere Unterhaltung noch in mir nachleuchten muß —"

Hier legte Ilse die Feder hin und versank in Nachdenken. Wie war doch Alles gekommen? Und was lag der beglückten und gehobenen Stimmung, von der sie heute voll war, an Thatsächlichem zu Grunde? Roland hatte sich vom ersten Augenblick ihres Zusammenseins gegeben, als bestände kein Unterschied der gesellschaftlichen Stufe zwischen ihnen, und sie hatte ihn so genommen, weil sie ihn längst in vielen intimen Zügen aus der Beobachtung zu kennen glaubte. Es war Alles lebendig, natürlich, edel zwischen ihnen zugegangen, Alles von Person zu Person. Was sie als tiefste Sehnsucht mit sich

getragen, hatte sich als Wirklichkeit erwiesen, es gab außer den Modellverschwornen noch Menschen mit der Fähigkeit und dem Bedürfniß direkten Sehens nnd Hörens.

Sie nahm die Feder wieder auf und schrieb weiter:

„Ich danke Ihnen, so warm ich kann, daß Sie mich Etwas genießen und erfahren ließen, was ich mir längst gewünscht hatte und das mir so nothwendig war. Nun fühle ich den ganzen hellen Frühling in mir. —

Heute haben wir Veilchen und Schneeglöckchen unter dem Schnee gefunden. Heidi wollte aus Rand und Band darüber kommen. Hat Ihnen Heidi gefallen? Was an mir ist, thue ich, damit sie manche herrliche Gabe ihrer Natur den Seelen der Menschen zuwendet und nicht an Schalen und Formen verschwendet.

Gestern fing es auch hier an stark zu thauwettern, alle Gesichter wurden lang und Jeder sprach von Ueberschwemmung, die noch nicht da ist.

„Die langen Gesichter werden noch viel länger werden," sagte Frau Konsul. „Wer will es ihnen verdenken." Ich! habe ich gedacht. Nun glaube ich auch zu wissen, was Ihnen durch den Kopf

ging, als wir oben auf der Burgzinne standen und Sie so einsilbig wurden.

Bis ich Sie einmal wiedersehe, Herr Doktor, erlauben Sie mir mit dankbarem und sehr frohem Herzen an Sie zu denken als

Ihre

Ilse Freyhold."

„Ein liebes Mädchen!" Mit dieser Bemerkung bettete Roland den Brief Ilses in der Brusttasche seines Rockes und es lag wohl nicht an diesem Platz, daß die geschriebenen Worte ihm ungewöhnlich warm machten. Im Uebrigen verbrachte er die Tage nach unvorhergesehenem Plan weder an den Fundorten historischer Dokumente, noch in den Bureaustuben über Chroniken und Kirchenregistern. Das Alles hatte sein Interesse eingebüßt, der Eindruck aber, der ihn bei dem Rundblick von der Burgzinne gepackt und erschüttert hatte, wollte nicht mehr weichen und gab ihm Tag und Nacht zu sinnen und zu denken. Gleich am nächsten Tage stand er wieder da oben und prüfte noch einmal mit nüchterner Erwägung, was ihm gestern an Erkenntniß aufgegangen war.

Ja! Die Ueberschwemmung mußte kommen, sie mußte oft gekommen sein und mußte als stetes

Damoklesschwert mit jedem neuen Frühling über diesen Strichen hängen — wenn — ja wenn Alles blieb, wie es bisher gewesen war und wie es in schreckhafter Deutlichkeit hier vor ihm lag.

Er fand keine Ruhe mehr. Zu Fuß, zu Schlitten und mit der Eisenbahn legte er in wenig Tagen kreuz und quer ansehnliche Strecken zurück, sprach in Landraths- und Schulzenämtern, bei Deich- und Stromwächtern vor und führte sich als Historiker, dem Land und Leute, das Gestern und das Heute von Berufswegen interessant wären, ein.

So erfuhr er in vielfacher Lesart, je nach dem Standpunkt der Berichterstatter, die jahrhundertelange Lebens-, Leidens- und Kampfgeschichte zwischen den Menschen und den Elementen, zwischen der Tradition der Alten und der Wagelust der Neuen.

Unterdessen hatte der Brief Ilses im „Hochmeister" etwas lagern müssen, bevor er in Rolands Hände kam; jetzt, nach Empfang desselben, beschloß er, einen Besuch in Marienthal, dem er doch so nahe war, zu machen.

Am Spätnachmittag traf er ein. Ilse saß allein in der Empfangsstube. Sie hatte schon gelernt, die beiden Stunden, welche Mutter und Kinder täglich in der Badestube verbrachten, als

bequeme Ausspannung für sich zu genießen, und hob in wohligem Behagen den Kopf nicht von dem Buche, darin sie las, als hinter ihrem Stuhl die Thür geöffnet wurde.

„Wie geht's?“ fragte der Eintretende so einfach zuversichtlich, als wäre sein Erscheinen hier Tagesgewohnheit. Auf ein paar Schritt Entfernung blieb er dann stehen und sah mit amüsirten Augen, wie Ilse vor lauter Bestürzung sich nicht von der Stelle rührte.

„Wollen Sie mich hier dauernd stehen lassen?“ fragte er weiter.

Sie kam immer noch wie abwesend langsam näher.

Nun nannte er sie räthselhaft. „Nach so viel schönem Freimuth auf dem Papier habe ich Besseres bei der Begegnung erwartet. Ich bin ganz traurig.“

Das machte sie lebendig und sie rief mit jenem warmen Ton, den er kannte: „Es ist nur die Freude, die mich stumm gemacht hat — die große Freude.“

„Haben Sie denn nicht erwartet, daß ich auf Ihren Brief kommen würde? Es war schön von Ihnen, mir so zu schreiben.“

Sie wollte fort, seinen Besuch der Hausfrau zu melden, aber er hielt sie zurück.

„Alles besorgt," sagte er. „Bleiben Sie nur."

Sie blieb, setzte sich neben ihn und wünschte, wie er, die Anderen möchten sich bei ihrem Bade gehörig Zeit lassen.

Im Laufe des Gespräches fragte sie, ob er die Tage zu Gunsten seines Werkes gut ausgenutzt habe?

„Nein, aber für verlorene kann ich sie darum doch nicht halten."

„Mir werden es diese Tage auch nicht sein," meinte Ilse.

Er lächelte. „Sie haben Gedanken gehabt, wie ich aus Ihrem Brief ersehen, ich trieb Optik."

„Wie das?"

„Die Kunst, zu sehen, die einzige fast, die dem Menschen wirklich nützt, und während ich immer sehender wurde, trat mir die Gegewart und ihre Noth gewaltig nahe."

„Dasselbe thut sie den Leuten in Marienthal. Es ist gedrückte Stimmung im Hause und Schrecken in der Luft, wie ich Ihnen schon schrieb. Heute wollen die Vertreter des Deichverbandes hier zusammenkommen."

Die Erwartung dieser Gäste, verbunden mit dem Schrecken in der Luft machten den Konsul

und seine Frau noch frostiger und zerstreuter als gewöhnlich.

Roland ließ sich dadurch nicht beirren. Er war entschlossen, die Berathung der Erwarteten mit anzuhören und sich inzwischen an Ilse zu erfreuen. Einmal sagte er vertraulich zu ihr:

„Es hat seine Richtigkeit mit dem Modell vor Augen, aber Sie sollten sich das nicht anfechten lassen. Ein Thor ist, wer Sie nicht anders zu nehmen weiß. Im Ernst, Sie sollten immer und überall den Muth haben, Sie selbst zu sein.“

„Sie sind der Erste, der mir diesen Rath giebt,“ erwiderte sie. „Alle Anderen stimmen direkt und indirekt in dem Gebot überein: Ducke Dich, meistere Dich, bequeme Dich! Wo das Gastgesetz dazu verpflichtet, will ich die Zahmheit wohl gelten lassen, aber ehrlich gestanden, ich möchte nicht zum zweiten Mal, hier Gast sein.“

„Wer hieß Sie auch zum Nordpol reisen?“

„Auch nicht als Durchgangsstation? Mit dem Ende kann man nicht beginnen. Ich fange mein Leben erst an.“

„Und ich prophezeie ihm eine Siegesbahn.“

Sie führten dieses Gespräch leise und hastig und sahen zugleich, etwas zurückstehend, wie der

Konsul und seine Frau die eingetroffenen Herren begrüßten.

„O weh!“ stieß Roland hervor, als die Gesellschaft näher kam. „Auf diesen Stirnen ließ sich Verzagtheit nieder.“

So war es in der That. Man setzte sich im Halbkreise nahe ans Fenster und sah einander so ernsthaft und bedenklich an, daß Frau Oertel schon nach den ersten getauschten Berichten Anlaß fand, ihr ziemlich unpersönliches Mitleid auszusprechen.

„Wer will den Aermsten ihre Angst verdenken!“ sagte sie feierlich und überzeugt.

„Ich!“ rief Baer. Vielleicht hatte er mit dem einzigen Wort zunächst nur Ilse zum Aufblicken reizen wollen, da aber von den Anderen sogleich Protest erhoben wurde mit: „Oho! Bitte! Das wäre!“ sprach er sich bald in heißen Eifer hinein und rief endlich mit erhobener Stimme: „Ob Sie's nun übel nehmen oder nicht, ich verdenke es Ihnen Allen hier rund herum, die Sie Klage, Gefahr und Nothstand verewigen zu wollen scheinen und immer nur Schöpfarbeit mit durchlöcherten Eimern treiben. Nicht Mitleid, Zorn wäre die rechte Empfindung, furchtbarer Zorn, als Mutter der rettenden That.“

Der Konsul und seine Gattin sahen sich

während dieser Worte schweigend an. Sie waren sich bewußt, viele persönliche Opfer fast alljährlich zur Abhilfe der Noth gebracht zu haben und Rolands Aeußerung traf sie wie unverdiente Kränkung. Er empfand ihnen das nach und fuhr fort:

„Ich habe mich scharf orientirt und weiß wohl, welche erheblichen Opfer hier in guter Meinung gebracht und wie viel Mittel hingegeben wurden. Wenn man sie jetzt beisammen hätte, das nothwendige große Werk könnte schon gethan sein — oder ohne Verzug unternommen werden."

„Ja wenn! Natürlich, wenn! Ein ebenso großes Wort!" sagte einer der Gäste und Oertels Gutsnachbar Schröder fragte:

„Welches Werk, bitte? Wovon sprechen Sie eigentlich?"

„Ich spreche von einer Stromregulirung im großen Stil!" rief Roland. „So, z. B. wenn Sie erlauben," und aufspringend griff er nach einer langen hölzernen Stricknadel, die auf dem Tische lag und zog mit ihr, zum Entsetzen der Hausfrau, eine Rinne auf der Tischdecke. „Direkter Mündungsarm unterhalb D . . ."

„Nur daß Faktoren dabei mitsprechen, die sich nicht vereinigen lassen," bemerkte Oertel sehr ruhig.

„Vor Allem nicht die Vielregierung der Bureaukraten," ergänzte sein Nachbar, ein Mann der Linken.

„Nummer zwei, nicht die Angesessenen, die sich stets versagen," gab Schröder als politischer Gegner zurück.

„Gehört überdies vor die Parlamente. Sie erklärten schon einmal: quod nunquam."

Auf die letzte Aeußerung wandte sich Roland um, sie war von den Lippen des Abgeordneten Bucho gekommen, nachlässig, überlegen, mit einem Anklang von Verhöhnung.

„Ja wohl," sagte Roland scharfen Tones, „das sind Alles Widerstände, aber die Unleidlichkeit, stets zittern zu müssen, wenn der Frühling kommt und oft umsonst zu bauen, wenn der Herbst naht, sollte schwerer wiegen und mit ihnen fertig werden."

Die Anderen hatten sich zum Theil erhoben und folgten, um den Tisch stehend, den Bewegungen der hölzernen Stricknadel in Rolands Hand. Sie warfen seinen Ausführungen noch viel dazwischen.

Einer von ihnen fragte, wer und was denn Roland wäre, ohne daß dieser die Antwort hörte. Bucho aber bemerkte in Ergänzung dieser Antwort: „Wir haben schon eine ganze Literatur in der Sache,

sie hilft nur leider nicht, da sie weder das Geld schaffen, noch die Garantie gewähren kann, das Richtige zu verfolgen. Wenn's nach den Literaten ginge, wäre Alles leicht, sehr leicht — nur schade —"

Er brauchte nicht zu vollenden. Roland las von den Gesichtern der Andern die persönlich höhnende Bedeutung dieser Worte; er warf die Nadel hin und sprach gegen Alle gewendet:

„Der Literat wird Recht vor Ihnen behalten, das ist meine Ueberzeugung. Sie werden die Mittel, die Ihnen heute fehlen, haben, sobald Sie Muth und Willen, besser den großen Unwillen Aller daransetzen. Es soll mir Pflicht und Ehrensache sein, Ihnen das beweisen zu dürfen. Bis dahin leben Sie wohl."

Er verabschiedete sich und ließ die Gesellschaft, etwas erstaunt über sein Verhalten, schweigend zurück.

Die Kinder des Hauses sprangen dem Fortgehenden nach, Heidi besonders wollte gern sehen, wie der Schlitten aussähe, mit dem Doktor Baer gekommen.

Neben ihm in der Hausthür stand Ilse.

„Das kam wider Erwarten ein bischen wild drinnen," sagte Roland zu ihr. „Nun, wir sprechen noch darüber. Wann reisen Sie nach Hause?"

„Ehe das Wasser mir den Weg verlegt.“

„Das dürfte bald sein. Auf Wiedersehen also. Meine Frau muß Sie doch kennen lernen.“

Er drückte ihr die Hand. „Wir wollen auch weder Nordpol noch Durchgangsstation sein.“

„Versprechen Sie mir lieber nichts,“ sagte Ilse. „Ich hoffe rasch und verstehe schwer zu verzichten.“



XVII.

Auf der Treppe zu seiner Wohnung holte Johnny den heimkehrenden Roland ein, entriß ihm geschickt und dienstfertig Koffer und Reisedecke, eilte damit voraus, steckte oben den Schlüssel in die Thür, öffnete sie für Roland und sagte:

„Bitte, Herr Doktor, wir hatten den Schlüssel in Verwahrung, weil Frau Doktor nicht zu Hause sind.“

„Seit wann nicht zu Hause?“

„Seit heute Mittag. Frau Doktor wollten mal etwas Seeluft schmecken.“

„Ach, Christiane!“ Mit diesem Stoßseufzer betrat Roland seine Wohnung, und der Seufzer besagte ungefähr Folgendes:

Ach, Christiane! Du bist gekränkt und etwas trotzig, sonst wärest Du nicht auf eigene Hand ans Meer gefahren.

Ach Christiane, Du bist bedauernswerth, weil stumme Fische und laute Wellen Dir Gesellschaft sein sollen.

Ach, Christiane! Ich habe Schönes und Neues erlebt, ohne daß Du mir dabei gefehlt hast, und ich habe Dir nichts als eine armselige Karte gesendet, weil es mir weder gefiel, an Dich zu denken, noch Dir zu schreiben.

Ach Christiane! Es ist Erleichterung, Dich jetzt nicht schon vorzufinden als Fragezeichen nach all' meinen Sünden! Und noch einmal aufseufzend bis zu gelindem Stöhnen, durchschritt Roland die Wohnung, machte es sich bequem und störte die schöne Ordnung, die er vorfand, durch Ausstreuen seines Kofferinhaltes, um den Anzug zu wechseln.

Dann nahm er die Wanderung noch einmal auf. Wie sorglich und sauber hielt Christiane ihren Haushalt; in der blanken Küche fand sich jedes Geräth an seinem Platz, in den Zimmern Alles frisch und klar geordnet, auf dem Schreibtisch liebevoll zur Hand gelegt, was er etwa brauchen könnte.

Das ganze trauliche Nest spiegelte auch in Abwesenheit Christianens ihre Treue und Umsicht, ihr verständiges Denken und den zarten, sorgen-

den Sinn. Im Eßstübchen war der Kaffeetisch für zwei Personen gedeckt, neben dem Wasserkessel und der kleinen Maschine standen in geschliffenem Glase blühende Osterlilien und Crokus, und am Fenster lag auf dem Nähkorb ein seidenes Halstuch, welches die Einsame sich vielleicht mit Absicht nahe gelegt, weil es ein Gebrauchsstück ihres Mannes war.

So sprachen Gegenstände und Zufälligkeiten von ihr und ihrem Wesen, und Roland war nicht der Mann, der solcher Sprache taub zu bleiben pflegte.

Dennoch! Wie sein Blick über dies Alles hinlief und der Eindruck trauter Wohnlichkeit ihn mit süßer Wärme überschlich, kostete seine Phantasie den ersten Besuch Ilses in diesen Räumen. Bis in die kleinsten Umstände malte er sich denselben aus. Er sah sie herein kommen, sich umschauen, ihr Gesicht voll Glanz und Leben sah er über den Kaffeetisch und die Crokus hinweg ihm zulächeln, er hörte ihre Worte, mit denen sie temperamentvoll und überraschend von Gedanken zu Gedanken sprang und das alltäglich Nüchterne zum Interessanten machte.

„Ja," sprach sein stilles Lächeln. „Ilse im

Rahmen dieser lieben Häuslichkeit, mit Christiane verkehrend wie mit mir, das müßte den Dingen wie den Stunden ungeahnten Reiz verleihen. Komm nur bald! Wir können Dir viel geben und wollen nichts zurückbehalten, denn Dir gebend, beschenken wir uns selbst, das hat mich unser Reisetag gelehrt. — Wir? Christiane auch?"

Sein nächster Gang war zum Fenster. Da stand er eine Weile und blickte zu Königs Stube hinüber. Aber drüben regte sich nichts und er konnte nicht erkennen, ob König, der ebenfalls verreist gewesen, etwa schon heimgekehrt und jetzt in seiner Wohnung wäre.

Unten im Hof verengte ein zusammengehäufter Kegel schwärzlichen Schnees das enge unschöne Geviert, zu dem die winkligen Mauern, Kelleröffnungen und Verschläge einen Ueberfluß dunkler Schatten reckten und die Rauchfänge der Dächer ihre Wolken Kohlenstaub niedersenkten — wahrhaftig kein erfreuliches Bild, das poesieloseste, sonnenärmste vielleicht, das sich denken läßt. Roland wandte sich ab, setzte sich an den Schreibtisch, schlug die Mappe mit den letzten Notizen zu seiner Arbeit auf und begann sich darin zu vertiefen. Der Gedanke an Ilse störte sein Schaffen nicht,

wenn er jetzt daran dachte, wie ethusiastisch sie davon gesprochen, gewann Alles wieder Leben und Wärme, die tiefe Ruhe der stillen Wohnung kam dazu, ihn völlig einzuspinnen; bald blickte er von seiner Schreiberei gar nicht mehr auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdeß saß Christiane auf den steinernen Stufen vor dem Leuchtthurm und sah ins Meer hinaus.

„Ob es nicht zu windig und kalt sei?“ fragte der Thurmwächter.

„O nein!“

Sie sah den Mann nicht an, damit er sie nicht zu genau ansähe und auch nicht zu ihr spräche; denn sie traute weder ihrer Stimme, noch ihren Augen, daß sie nicht Verräther würden an ihrem Herzen.

Als der Wächter den Rücken gekehrt, in seinem Thurm verschwunden war und die Thüre hinter sich zugezogen hatte, faßte Christiane in ihre Kleidtasche und zog die Postkarte hervor, die einzige, welche Roland während seiner Abwesenheit geschrieben hatte, und las.

„Liebe Christel. Heute soll die Bahnlinie wieder frei sein und ich mache einen Versuch mit

dieser Karte; sie sucht im Schneefall ihren Weg. Schon auf der Hierherfahrt wären wir eine halbe Stunde vor Marienburg beinahe stecken geblieben und vermuthlich eines baldigen Hungertodes elend verstorben, doch erlösten und retteten wir uns noch selbst von solchen Schrecken und fuhren im Schlitten weiter. Die Marienburg ist interessant, der Strom ist es noch mehr und über ihn habe ich Gedanken, die mich umtreiben und stark beschäftigen. Von diesen, von holder Befreundung unterwegs und von Marienthal, wo ich gestern war, mündlich. Mit Küssen

Dein Roland."

Im Grunde war es nur ein einziges kleines Wort auf dieser Karte, über das Christiane nicht hinweg konnte und in dessen Ausspinnung zu Bilder- und Gedankenreihen ihre Augen so vergessend und verloren blickten.

Das Wort wir. Wir blieben stecken, wir fuhren im Schlitten weiter. Das konnten alle Insassen des Zuges, konnten nichts als bedeutungslos summirte Nothgenossen sein. Wir lösten uns selbst von solchen Schrecken. Nämlich wir Zwei, in aller Selbstverständlichkeit als wir gedacht. Das reizende Mädchen, das Du kennst und ich, so

fuhren wir in holder Befreundung weiter, so fanden wir uns in Marienthal wieder, wir Zwei, sie und ich.

Christiane zerriß die Karte mit den Schriftzügen des Mannes, die ihrem Auge Züge seines Wesens waren, mechanisch in zwei Längsstreifen und diese übereinander gelegt in kleine Querstückchen, dann trat sie an den Rand der untersten Molensteine und warf die Stückchen gelben Papiers ins Wasser. Sie lächelte dazu und hoffte, die ganze thörichte Eifersüchtelei fortgespült zu haben.

Mitten in diesem Lächeln und Schauen wurde sie wieder traurig.

Diese Karte ist die einzige geblieben. Warum? Warum alles Weitere mündlich? Und warum nicht? Man könnte schon im Voraus über die ganze kommende Beichte und ihn, der sie ablegen wird und dem zu verzeihen so leicht und so süß ist, lachen — wenn nur nicht —

Christiane bückte sich, ein paar Muscheln aufzuheben und läßt sie wieder fallen.

Wenn nur nicht Ilse, die schöne, holde Befreundung ihres Mannes, unter einem Dache, in einem Hause mit ihnen wohnte!

Mit niederhängenden Armen steht Christiane

und schaut über das Meer, und was sie hergetrieben hat, der Wunsch und das Verlangen, Thorheit, Unruhe und Mißtrauen abwerfen zu können, geht nun doch in Erfüllung: eine sanfte Gelassenheit und hoheitvolle Ruhe kommt über sie.

„Roland!“ flüstert sie; „ich liebe Dich, ich habe Dich, ich bin glücklich. Das große Glück soll mich nicht klein und launenhaft finden.“

Umschauend sieht sie eine männliche Gestalt in ihrer Nähe stehen und starr auf die Wasserfläche schauen — und dann ein paar Schritte machen, wieder stehen bleiben, noch einmal umkehren, auf den Stufen sich niederlassen, das Gesicht halb abgewendet — — es ist Bucho!

Christiane kann eine Weile den Blick von seiner Erscheinung so wenig wenden wie den Gedanken; sie macht sich wieder mit den Muscheln zu thun und weicht nicht von der Stelle, aber sie hört den Mann vor sich murmeln, jetzt hebt er den Kopf und schaut sie mit Augen an, vor denen sie erschrickt. Entschlossen zum Tode, hilflos zum Leben? Steht das wirklich in dem grauenhaften Blick. Sie rührt sich nicht, es scheint ihr, der einsame Mensch wartet, daß sie sich entfernen solle, und darum entfernt sie sich nicht, setzt sich in den

Sand, schaut auf das Wasser und vergißt der Zeit und ihres eigenen, erdachten Leides.

Bucho erhebt sich endlich, sein fahles, verwittertes Gesicht ist auch in der frischen Seeluft nicht roth und lebhaft geworden und sein nervöses unsicheres Aussehen ist dasselbe geblieben; er blickt über Christiane hinweg auf den freiliegenden Strand, sieht ein paar Gestalten kommen und entfernt sich, den Hut gegen Christiane ziehend, nach der Landseite zu. Sein Gang ist merkwürdig, er geht mit krummen Knien und gesenktem Kopf.

Die anderen Personen kommen unterdeß näher und machen von ferne Zeichen, auf welche Christiane aufsteht. Sie erkennt jetzt Erich und Therese Forelli, sie sieht den kleinen bunten Vogel, den Therese am Hute trägt, in der Sonne leuchten und geht den Beiden entgegen.

Wie liebenswürdig Therese wieder ist.

„Ganz allein mit dem Meere?“ sagte sie. „Das ist ein vornehmer Umgang.“

„So ganz allein war er leider nicht zu haben,“ fällt Erich ein und zeigt auf den schon fast nicht mehr erkennbaren Justizrath. „Nahezu Strolchfigur,“ bemerkt er. „Ja, die Welt verträgt

viel von ihren Numerirten, nur von uns Titellosen fordert sie absolut moralisch weiße Wäsche — lächerlich."

Therese und Christiane sehen auf dieses Wort einander mit leisem Lächeln an, als wenn sie denken, Erich gäbe der Welt reichlich zu vertragen. Sie gehen im Sonnenschein unter Geplauder dicht am Strande und Erich schlendert nebenher. Er ist gesprächig und in gehobener Laune.

Christiane will nach Lukas fragen, als ihr plötzlich einfällt, daß Großmund ihr gestern erzählt hat, Herr Lukas Forelli, der die schlechten Kritiken schreibt, wenn Tonychen wunderbar gesungen und gespielt hat, sei einstweilen unsichtbar geworden, der Gläubiger wegen, und sie unterdrückt die Frage.

Weiß Therese davon?

Erich schlägt eine Bootfahrt vor. „Herrschaften," sagt er im Tone des Kapitäns Großmund, „ein Wetterchen — ein Wässerchen, wir wollen mal etwas nixenhaft sein."

Und sie sind's, die Fahrt geht mit fröhlichem Winde auf gefälliger See und die Forellis singen mit weichen halblauten Stimmen weiche Lieder und fordern Christiane zum Mitgesang auf.

Sie schüttelt den Kopf und verstummt bald völlig auch für das kleinste Gespräch, denn selbst dieses glatte Gleiten über stillen Wassern macht ihr Antlitz blaß, und wie die Wellen den Leib, so schaukeln die Gedanken, die sie wieder denken muß, auch ihre Seele in Qual und Beklemmung.

Und müden Aussehens, mit schmerzendem Kopf und elendem Gefühl kommt sie zu Hause wieder an, schließt ihre Wohnung auf und geht langsam hinein.

„Sieh da Christiane! Guten Tag! Da bist Du ja!“ ruft Roland's Stimme.

Sie läßt sich von ihm in die Arme ziehen und küssen, und nochmals küssen — aber sie küßt ihn nicht wieder, sie zittert vor plötzlicher Schwäche und Mattigkeit und fühlt sich schwindlig.

„Wann bist Du angekommen, Roland?“ fragt sie.

„Vor drei Stunden etwa, mit dem Vieruhrzuge.“

„Ohne ein Wort zu schreiben?“

„Ich entschloß mich Hals über Kopf. Hast Du Dich gut amüsirt am Strande? Das Meer kann heute schön sein.“

Er sieht und weiß, sie hat sich nicht amüsirt, weil sie an seiner Abwesenheit und seinem Schweigen

zu schwer getragen hat, aber er ist nicht in der Stimmung, sie zu bemitleiden, noch sie zu trösten, weil er dies Alles plötzlich langweilig findet.

„Deine Reise ist Dir geglückt, Roland?" fragt sie zurück und schließt gegen ihren eigentlichen Willen mit der thöricht unüberlegten Frage: „Die holde Befreundung that es wohl?"

„Oh ja!" antwortet er, und will nichts weiter sagen, giebt dann aber doch einer trotzigen Regung nach und setzt hinzu: „Das Zusammentreffen war reizend — Ilse Freyhold und ich in demselben Coupé!"

Darauf kehrt er an seinen Schreibtisch zurück und Christiane geht in das Schlafzimmer, um abzulegen, und dann in die Küche, den Kaffee zu machen. Es dauert ziemlich lange, bis er fertig ist; denn inzwischen sitzt sie eine Weile hinter der zugedrückten Thür, den Kopf in beiden Händen und weint.

Es könnte jedoch noch länger währen, Roland würde es nicht merken.

Einmal hat er von seiner Arbeit aufgesehen und ist schnell emporgefahren — drüben am Fenster von Königs Stube steht Ilse.

XVIII.

Alle Hände voll zu thun! Diese Parole war im Haushalte des Rendanten von den Gesichtern abzulesen. Regelmäßig vor dem Schlafengehen ließ sich Auguste als geplagte und gehetzte Braut mit allen Zeichen der Erschöpfung noch einmal auf den Stuhl fallen, todtgemacht von dem „Bischen Aussteuer,“ wie sie sagte. Karl Sauberzweig, ganz Willigkeit und Unterstützung, wurde über seinem Helferdienst zusehends magerer, und sein armes, unpassendes Lächeln mußte immer häufiger herhalten, da die Momente öfter eintraten, in denen Worte und Gedanken fehlten. Groß und unbegreiflich wie das Schicksal schritt der Vater durch den allgemeinen Aufruhr. Es kam vor, daß er Mittags den Aufgebelöffel plötzlich wieder in die Suppenterrine zurückthat, beide Hände auf den Tisch legte und die wartenden Töchter der Reihe

nach ansah, um endlich in die Räthselworte ausbrechen: „Was ich Alles auf dem Kopf habe, gerade jetzt in dieser Zeit, das denkt kein Mensch.“

Kein Mensch erlaubte sich natürlich darauf die einfache Frage, warum denn gerade diese vorhochzeitlichen Tage dem Oberhaupt keine Mehrbelastung bringen dürften. Minna und Auguste waren zu beschäftigt für müßige Anmerkungen und Ilse begnügte sich mit einem ausdrucksvollen Blick auf die Perrücke des Vaters, die, ein sichtbares Zeichen äußerer Entlastung, geduldig auf dem Stock in der Zimmerecke hing.

Wenn in diesen vielbeschäftigten Tagen doch auf Ilse zu rechnen wäre! Ach, das blieb ein frommer Wunsch. Sie warf sich wohl periodisch und mit Elan aufs Helfen, aber nach ihrer besonderen Art, als wären ihre Leistungen freie Gnadengeschenke oder nur zuspringende Ungeduld, um endlich über den Berg so viel nichtiger Dinge zu kommen. Erstaunlich wenig Sinn verrieth sie für den Werthunterschied zwischen farbigen und nichtfarbigen Taschentuchrändern, ein- oder zweithürigen Kleiderschränken, und wie kränkend für Auguste fielen die sogenannten Rathschläge und Einwürfe Ilses bisweilen aus.

Eine weitläufige Berathung mit der Schneiderin konnte sie lakonisch etwa so unterbrechen:

„Gieb Dich zufrieden, Guste, daß Du Karl Sauberzweig gefällst, wie Dich Gott wachsen ließ. Das genügt wirklich für Deinen Fall.“ Oder: „Du mein Himmel, Guste, von Deinem Brautstand wird man künftig sagen: er ist köstlich gewesen, denn er ist Mühe und Arbeit gewesen.“

Bei solchen Ketzereien hätte Guste vor Entrüstung um sich schlagen mögen und Ilse ihrerseits vor Ungeduld, wenn das einzige Zimmer, das außer den beiden winzigen Schlafkämmerchen vorhanden war, zur ständigen Probirstube und zur Lagerstätte für jungverheirathete Habe wurde.

Die einzige Person, die weder um sich schlagen wollte, noch jemals auch nur in Worten ausschlug, war Minna. Unablässig und geräuschlos thätig wie die guten Geister der Sage, brachte sie eine Versöhnung der spröden feindlichen Begriffe von „wenig Geld, wenig Zeit, wenig Platz“ zu Stande.

Es wurde Licht.

„Ich möchte wissen, was Ilse denkt,“ sagte Guste. „Sieh mal!“

Sie wies nach der offenen Kammerthür, und Minna, von der Nähmaschine aufblickend, sah Ilse

auf der Bettkante sitzen, die Hände ums Knie gefaltet, die Schultern vornübergebogen und die Gedanken weit — weit weg.

„Du!“ rief Auguste ohne weitere Vermittelung und so laut, als wolle sie Todte erwecken. „Du, Ilse, verschwende nicht so viel Zeit!“

Die Verschwenderin hob den Kopf und rief langsam die entflohenen Sinne zur Gegenwart zurück.

„Schade, daß Du es bist, Guste,“ sagte sie; „einer Andern würde ich deutlich machen, daß Nachdenken erhabene, göttliche Verschwendung ist!“

Sie stand auf, hob die Arme und dehnte die junge Gestalt, als wäre sie zu enge Hülse für ihre Innenwelt, dann nahm sie einen Schlüssel, der am Thürpfosten hing, und ging mit flüchtigem Nicken gegen Minna aus der Stube.

„Doktor König ist also noch nicht zurück,“ sagte Auguste, und Minna, mit ihren Gedanken noch bei Ilse, nickte. Sie hatte Ilse gestern die Abfassung eines Brautgedichtes ans Herz gelegt und hoffte, das Werk würde jetzt in der Abgeschiedenheit von Königs Stube ungestört zu Stande kommen.

Drei Stunden vergingen.

Ohne Erfahrungsmaß für Herstellungsfrist

dichterischer Ergüsse überlegte Minna, während sie das Nähzug fortstellte und den Tisch zum Mittagessen deckte, ob Ilse jetzt wohl zur Eile zu mahnen sei. Da hörte sie König kommen. Er mußte den Schlüssel in seiner Thür gesehen haben und unverzüglich eingetreten sein.

Ilse saß schreibend und sprang erst bei Königs Erscheinen erschreckt auf, sie griff in hastiger Verlegenheit nach seinen Gepäckstücken, als müsse sie ihm zunächst helfen, dieselben los zu werden.

„Danke sehr, danke, das mache ich schon selber," sagte er freundlich, warf Koffer und Decke auf die Diele, den Hut auf den Tisch und ließ die Augen auf Ilse weilen. Von dem gesammten lebenden Hausinventar gerade das interessanteste Glied hier vorzufinden, mochte ihm nicht unwillkommen scheinen.

„Ich bedaure, Sie stören zu müssen," sagte er und streckte die Hand zur Begrüßung aus.

Ilse raffte unter Entschuldigungsbitten ihr Schreibwerk zusammen.

„Wie ich mir denken kann, mag es jetzt hübsch unruhig bei Ihnen hergehen," sagte er. „Recht wenig geeignet für Schreibarbeit. Sie sind hier fleißig gewesen?"

Er sah, sie hatte einen Haufen lose Blätter beschrieben.

„Minna bat mich, das Kranzgedicht für Guste zu machen — zwei Strophen etwa —“ sprach sie als Antwort auf seine Blicke.

„Aber da stehen viel mehr als zwei Strophen auf dem Papier.“

Sie legte ihre Hand darauf. „Das ist nicht für die Hochzeit.“

„Also etwas für Leute, die nicht Hochzeit machen wollen. Bitte, lassen Sie mich sehen.“

„Es ist nur ein Märchen.“

„Aber in Versen?“

Sie nickte.

„Von Ihnen, Fräulein Ilse?“

Sie schwieg.

„Also es ist von Ihnen. Muß ich noch einmal bitten? Wie muß ich bitten? Vermuthlich schrieben Sie Ihr Märchen nieder, weil es ungeschrieben als unruhiges kleines Kohlenfeuer in Ihrem Kopf brannte und Sie quälte.“

Sie lachte. „Ja wohl, so ungefähr. Ich mußte es los werden.“

„Nun denn! Ich hoffe, Sie schämen sich nicht Ihres Gedichtes. Auch wenn es ein schwaches,

thörichtes, noch halb mißlungenes Ding wäre. Gestehen Sie nur, Sie hätten es trotz alledem als Ihr eigenes lieb."

„Nein!" sagte sie. „Wenn es ein Fehlkind ist, schäme ich mich seiner wohl und habe es nicht lieb, und verzeihe mir die schlechte Spielerei nicht. Ich kann und will nicht lieben, was halb und nichtig oder Unsinn ist. Ich will gar nicht Dilettantin sein."

Er lächelte. Sie glaubte in seinem Lächeln Nachsicht, Mitleid, höfliche Schonung zu lesen — Alles, nur das nicht, was sie wünschte und brauchte.

„Da!" sagte sie und reichte ihm mit plötzlichem Entschluß die beschriebenen Blätter hin.

Anstatt nun aber zu gehen, blieb sie wartend vor ihm stehen, ihre Augen hefteten sich fest und brennend auf die seinen und wortlose Spannung beengte ihren Athem.

„Wie? Ich soll stehenden Fußes hier vor Ihnen lesen?" fragte er, nun seinerseits verlegen, wie er schlimmsten Falles Ehrlichkeit und Rücksicht in dieser peinlichen Lage verbinden solle.

„Anders erfahre ich doch nicht die Wahrheit, nach der ich verlange und auf die es an-

kommt," sagte Ilse, entschlossen, den Lesenden im Banne ihrer Augen und ihres Wesens zu halten und den Werth ihrer Verse von seinem Gesicht abzulesen.

Er fügte sich.

Anfangs las er im Stehen, die ungehefteten Blätter alle zusammen in der Linken haltend. — Bei dem dritten angekommen, setzte er sich doch zu besserer Bequemlichkeit in den Armstuhl, schlug ein Bein über das andere und legte, was er gelesen, auf den Tisch. Er war nun so weit, die Gegenwart Ilses nicht mehr zu beachten, schaute nicht mehr, wie anfangs, zwischen den Abschnitten zu ihr auf, nickte ihr nicht mehr zu, sondern war einfach in dem Gedicht, ein Leser, wie ihn der Dichter sich wünscht, als verkörperte Bejahung seines Rechtes, Bücher zu schreiben.

Ilse mußte das wohl sehen, die peinliche Gespanntheit in ihrem Antlitz ließ nach, ihre Blicke lösten sich von seinem Gesicht, als wenn er, zum freiwilligen Gefangenen geworden, keiner Ketten mehr bedürfe, und gingen träumerisch ins Leere.

Jetzt hielt er das letzte der Blätter in Händen, dessen Schlußworte er mit erhobener Stimme schön und wohllautend ausklingen ließ.

Ilse sah fragend zu ihm hin.

Er blieb noch stumm, in seine Gedanken oder in ihren Anblick versunken.

So, wie das Mädchen jetzt aussah, war es freilich des aufmerksamen Anschauens sehr werth. Ein unerbittlich eindringend herber Ernst hatte die jugendliche Schönheit der reizvollen Züge fast ausgelöscht, in den Augen aber ein Schauen und einen Glanz entzündet, zu fremd und unweltlich, um herzlich anzumuthen.

„Also nichts!“ sagte sie. „Es ist nichts.“

„Nein, nichts,“ wiederholte er. „Das heißt, nichts, dessen Sie sich zu schämen hätten, das Sie verleugnen müßten. Nichts davon — aber viel zum Freuen, zum Lieben — zum Pflegen.“

Sie wehrte mit der Hand.

„Ehrlich?“ fragte sie. „Ehrliche Meinung?“ und dem gequälten, halberstickten Ton, mit dem sie fragte, war abzufühlen, wie viel sie an die Bejahung hängte und wie es doch Sünde und Frevel gewesen wäre, ihr unehrlicher Weise in diesem schwerwiegenden Augenblick mit unverdientem Lob zu begegnen.

König sprang auf.

„Wie können Sie nur daran zweifeln!“ sprach

er. „Ich habe mehr gefunden, als ich Ihnen zutraute, und das war gar nicht wenig, alle jugendliche Anfängerschaft hineingerechnet. Lassen Sie getrost wachsen, Ilse, lassen Sie ihre Schwingen wachsen, Sie haben ein zweifelloses Recht darauf. Ihr Märchen ist wirklich ein Gedicht — es hat Vorax. — Ja! Ja!"

Und näher kommend, zog er sie, wie sie da zweifelnd und schweigend vor ihm stand, an sich, umfaßte ihren Kopf und küßte sie auf das gelockte Haar.

Sie ließ, was er in seiner Lebendigkeit that, ohne Widerstand, scheinbar ohne bewußte Empfindung des Ungewöhnlichen oder Unerlaubten geschehen, flüchtete, als er sie freigab, auch nicht aus dem Zimmer, sondern trat rasch zum Fenster und schickte den Freudenglanz der sieghaften, beglückten Augen zu einem anderen Fenster, als müsse von dort Gegengruß und Gluth zurückkommen.

Aber nicht Roland, sondern der blonde Scheitel Christianens war zu sehen. Sie saß drüben am Fenster und senkte die Stirn über ein Buch, darin sie las.

Ilse wandte sich ins Zimmer zurück. Es war Zeit, daß sie ging.

„Wollen Sie nicht noch Näheres über Ihr Gedicht hören?“ fragte König. „Ich habe im Einzelnen noch viel zu sagen — sehr viel, das vielleicht hörenswerth.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, jetzt nicht, jetzt nicht. Ich bin für heute zufrieden gestellt und danke Ihnen sehr.“

„So lassen Sie mir die Blätter wenigstens hier, damit ich weiß, Sie kommen wieder.“

Sie that, wie er begehrte, drückte noch einmal dankend seine Hand und eilte jetzt, ja flog an ihm vorüber aus der Thür.

Das erregte Gesicht, das wehende Kleid, der Druck der bebenden Finger und der Nachhall jener Verse ließ eine Frühlingsspur im Zimmer zurück, die den Mann darin noch längere Zeit hinderte, etwas Anderes zu thun, als ihr nachzusinnen.

XIX.

Spät und doch mit überwachten, umschatteten Augen, den Zeugen tiefer Nachtarbeit, saß Roland bei seinem Morgenkaffee, und Christiane, vorn am Tisch ihm gegenüber, hatte keinen Anlaß, sich über betäubenden Redefluß des einsilbigen Mannes zu beklagen, der sich ihr Zureichen und Einschenken gedankenvoll zerstreut gefallen ließ.

Die Wanduhr zeigte auf neun. Roland blickte von seiner Kaffeetasse nach oben zu dem Zifferblatt; ein stilles Lächeln kam in seine Augen.

„Jetzt turnt sie!“ sagte er.

Christiane wendete den Kopf, um gleichfalls nach der Uhr zu sehen, wozu ein winziger Zeitraum genügte, doch war er groß genug, um zugleich jene eigensinnige Schweigelust niederzukämpfen, mit welcher sie am liebsten alle Bemerkungen über Ilse

niederschlug. Heute überwand sie sich zu besserem Entschluß und sagte scherzend:

„Du möchtest wohl dabei sein, Roland? So gehe doch mal hin und besuche Deine Ilse in ihrer Klasse und turne mit.“

Er lachte, zog seinen linken Ohrzipfel, bis er roth wurde, und bemerkte:

„Die Lehrmamsellen dürften mich doch etwas beängstigend finden, obgleich sie meine Fachkenntniß gelten lassen müßten. Was meinst Du?“ und aufstehend, führte er Christiane ein paar regelrechte Turnkünste vor.

Ein wenig verfehlte er doch seinen Zweck, denn während sie ihm zuschaute, dachte sie für sich:

„Wie abgespannt sieht er aus. Er ist gar nicht er selbst.“

Und doch wußte sie für ihn und für sich selber keinen Rath.

Als er eine halbe Stunde später mit kurzem Abschied fortwollte, rief sie ihn noch einmal zurück und sagte:

„Roland, ich vergaß Dir zu sagen, Fräulein Forelli läßt Dich bitten, die neuen Skizzen ihres Bruders anzusehen. Er hat, wie Du, eine kleine Reise gemacht und unterwegs Schätze gehoben.“

„Wie ich?“

Roland blinzelte von oben herab.

„Warum bittet er denn nicht selber, warum Alles durch euch Weiber?“

Christiane klopfte seine Wangen.

„Liebster!“ sagte sie boshaft. „Es kann doch nicht Jeder wissen, daß Du so feindlich von uns Weibern denkst.“

Da er sie mit strafenden Blicken maß, schob sie ihn rasch zur Thüre. „Geh' lieber Mann, geh' und bess're Dich,“ rief sie hinter ihm her.

Er ging zunächst in seine Trockenkammer, wie er die Arbeitsstube im Archiv nannte und mühte sich, den kategorischen Imperativ seiner Vertragspflicht mit der starken inneren Verneinung in Versöhnung zu bringen, dabei fand er sich wiederholt mit seinen Gedanken bei Ilse und machte die verwirrende Entdeckung, daß er schon nichts mehr lesen und schreiben konnte, ohne still vorausgesetzte Theilung mit ihr, und wenn diese geistige Beschäftigung mit dem liebenswürdigen Mädchen Leben, Gluth und Frische gab, so gab sie doch auch Unruhe.

Sein Kopf brannte, Geflimmer vor den Augen erregte ihm Schwindel, er mußte die Feder niederlegen, ließ seine Trockenkammer wie sie war und

zog zu weitem Spaziergang, den Fluß entlang, hinaus. Unterwegs kam ihm der thörichte Einfall, nach der Schule zu gehen, in welcher er Ilse jetzt beschäftigt glaubte, sie unter irgend einem Vorwande frei zu bitten, zum Mitwandern zu bestimmen und sich in ihrer Gesellschaft ganz zu erfrischen. Aber er führte den Einfall nicht aus und der einsame Spaziergang draußen that auch so seine Wirkung. Auf dem Rückweg stieg er dann zu Erich Forelli hinauf.

„Meine Skizzen?“ rief der. „Was wissen Sie denn von Skizzen, die keines Menschen Auge bisher gesehen hat und die in keines Menschen Sinn gekommen sind.“

Therese, die hinter ihrem Bruder stand, legte den Finger auf den Mund.

„Nehmen Sie als sicher an, ich weiß etwas,“ antwortete Roland, „und machen Sie keine Umstände, ich bringe einen Sack Erwartung mit.“

„Weiter nichts?“ Erich hob beschwörend die Arme. „Dann müssen wir die Sache ja wohl ernsthaft im Charakter einer Ausstellung behandeln. O heiliger Nimbus, andächtiger Respekt, laßt euch hernieder. Unter eurem Schatten werden die kleinen Früchtchen zu Bäumen, die winzigen Talentchen zu

großen Unsterblichen. Ich werde läuten, sobald die Feierlichkeit beginnen kann, bis dahin Geduld, dann aber Achtung vor dem großen Forelli."

Unter diesen und ähnlichen Worten, immerfort sich selbst parodirend, verschwand Erich in der Hinterstube, und Therese, die mit Roland zurückgeblieben war, sagte:

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Erichs Arbeiten jüngsten Datums sind werth, gesehen zu werden, aber so lange er ein Markstück in seiner Tasche weiß, rüttelt ihn nicht leicht Jemand aus seiner Gelassenheit. Was ist mit solchen Menschen anzufangen?"

Roland war sich bewußt, nicht wenig übertrieben zu haben, als er von dem Sack Erwartung sprach, mit dem er hergekommen, da er in Wahrheit den Gang doch nur Christianen zu Liebe gethan. So sagte er auf Theresens Klage:

„Lassen Sie Ihren Bruder nur immer gewähren. Es ist beinahe erquickend, heute einen Menschen zu treffen, der mit untergeschlagenen Armen dasteht, gleichgiltig, ob sein Ruhm und Ruf einmal wachsen werde oder nicht."

Aber Therese wehrte heftig ab.

„Nein!" rief sie. „Es ist weder erfreulich noch

verdienstvoll, wenn Einer sich den Bräuchen der Arena durchaus nicht bequemen will. Diese Theorie der untergeschlagenen Arme kommt Ihnen auch nicht von Herzen. Gehen Sie doch selber in praxi höchst bestimmten Zielen nach.“

Sie waren im Zimmer neben einander auf und nieder geschritten, jetzt blieben sie stehen. Roland rieb mit der flachen Hand seinen Hinterkopf.

„Was die Frauen radikal geworden sind!“ sagte er.

Da tönte die Klingel und lud zu Erichs Ausstellung.

„Wir kommen, wir kommen!“ riefen Roland und Therese. Dann traten sie in das Zimmer, das den Brüdern gehörte. Es war geräumig und hell, aber bis zur Vernachlässigung einfach ausgestattet, voll Cigarrenduft, mit Notenheften, Ständern, Staffeleien und Cartons, Mappen und Büchern regellos belegt und bestellt. Auf einer Riesenpappe, schräg gegen die Wand gelehnt, waren die besprochenen Zeichnungen mit Messingzwecken angeheftet. Zwölf Blätter, aus grauem Kartenpapier, die Figuren etwa schuhgroß, in Kreide und Kohle gezeichnet.

Erich schob Roland einen Stuhl in richtiger Entfernung zum Beschauen der kleinen Gallerie vor

diese hin, sich selber schwang er aufs Fensterbrett und gab, ganz im Gegensatz zu Jean Morain auch nicht eine Silbe zur Erklärung seines Werkes, wohl aber schienen seine Augen eine fröhliche Unterhaltung mit den Bildern, wie mit belebten, vertrauten, eine Weile nicht erblickten Wesen zu führen, denn sie schauten ungemein zärtlich, und doch lachend zu ihnen herüber.

Roland schwieg. Was er aus diesen gezeichneten Geschichten heraus oder in sie hinein sah, hätten Worte auch so bald nicht aussprechen können.

Das war Gegenwart, Wirklichkeit, brennende Sprache der Natur, obgleich sie der Farbe, der gesuchten Architektonik und scheinbar jeder gewollten Kunst entbehrte. Es war erlebtes Schauen, erschautes Leben, tiefst innerlich, höchst schöpferisch, groß im Kleinsten und einfach im Größten.

Roland erkannte den Lebensgang eines Menschen, der sich in typisch merkwürdigen Zügen stufenmäßig entwickelt und dramatisch abspielt.

In der Hütte am Bergwald geboren, springt das Bübchen wie der Quell daneben, ungehindert, sich selbst überlassen durch den Tag — unschuldig, frei, genügsam. Dann rieseln die Nebenbächlein zum Quell und zum Jungen finden sich Gefährten

in Kampf und Zank, zu gemeinsamen Streichen und köstlichen Entdeckungen, doch immer noch sind Beide rein, naturwüchsig und frisch, der Knabe wie der Bach.

Das dritte Blatt zeigt Beide als Gefangene im ersten Dienst. Da stürzt das Wasser gequält im ewigen Niederfall nicht mehr sich, sondern dem Mühlrad zu Lieb und Nutz und seine Fluth strudelt unten den trübe gefärbten Abfluß fort. — Da bückt und krümmt sich der junge Knecht in ungewohnter Arbeit, die ihn nicht freut; ein schlimmes Fieber wirft den Frischen nieder, ihm fehlt die Pflege und von seiner Krankenkammer sieht er den Bach als sein Abbild matt im seichten Bett dahinschleichen, dem man das Wasser fast entzog.

Und nun immer weiter und weiter: sie sind überall, leisten und lernen, erleben und erleiden Alles, der Mann des Volkes und der Strom des Landes. In den Werkstätten der Fabriken, auf den Gassen und in den Häusern, zwischen den Aeckern und den Bahnstraßen, bei der Vertheidigung des Vaterlandes; alles Starke und Nothwendige, alles Neue und Nützliche scheint von ihren Schultern und Armen, ihren spülenden Wogen und dampfenden Kräften bewirkt zu werden. Darüber werden sie

älter, wissender, geprüfter, aber nicht glücklicher und nicht ruhiger.

Welche Schwermuth und welch' Lebensüberdruß spricht aus der Bewegung des Wassers, das zwischen Deichen und Dämmen der Niederung den Kanalweg geht, welch' Aechzen, da es zu Dampf gepreßt keuchend aus der Maschine schnaubt, welch' Hohnschrei aus der gellenden Pfeife und dem engen Schlot.

Und der Mann mit dem schweren Blick? Weg von ihm. Er blickt Einem sonst ewige Unruhe ins Gewissen hinein.

Sie sind endlich Leute geworden, die sich nicht mehr wohl fühlen, der Strom und sein Gefährte, denn sie haben nicht genug für sich selbst herausgeerntet. Und sie sinnen jetzt auf Glück, auf Rache und Selbsthilfe, wenn es sein muß — auf Mord.

Da sitzen die Gesetzeskünstler von Beruf um den großen Tisch und rathschlagen, und hinter der Thür steht eine struppige Vagabondengestalt mit ausgestreckter Hand und triefendem Haar — hinter ihr ziehen nebelhafte Schaaren heran; könnten Wellen, Eisschollen oder auch Personen sein — einerlei, sie sehen lächerlich, grotesk, erbärmlich und dann plötzlich schreckhaft und unheimlich, fast so unheimlich aus,

wie die bekannten, so sehr bekannten Gesichter am Tisch behaglich und selbstgefällig dreinschauen.

Das Ende ist Schrecken, Brutalität und elementare Gewalt.

Sie zimmern und schaufeln noch an den kleinen Zäunchen und Bollwerkchen und lahmen Maßregeln, sie brauchen noch ihre Gesetzesformeln, aber er ist schon drüber weg, der Gewaltige, geradenwegs zum Meer hin, das ihm Fülle, Freiheit und Leben bedeutet, und sein Weg ist Vernichtung.

Diese Vernichtung ist ungeheuer, Nichtverschonung ist ihr Gesetz und Tiefverschuldung ihre Wurzel.

Fast zu den schauerlichen Momenten zählen diejenigen, in denen ein Mensch die Gährung des eigenen Innern mit ihren Geheimnissen plötzlich von einer anderen Stimme und gar in anderer Sprache offen und bündig ausgesprochen hört.

Roland erlebte einen solchen Moment vor Erichs Bildern, und darüber kam er zunächst nicht zur Würdigung ihres künstlerischen Charakters.

Ein ungenirtes Lachen vom Fenster her schreckte ihn zuletzt auf, es schallte von Erichs Lippen, der über eine soeben entdeckte Verzeichnung auf dem letzten Carton in helle Heiterkeit ausbrach.

Roland war in einem Satz neben ihm.

„Mensch!“ rief er und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Mensch, habe Respekt vor dem Gebieter in Dir, der in Deinem Hirn, Deinem Auge und Deinen Fingern schafft! Nein, im Ernst, Forelli. Sie sind reif, ein Mitthuer in Kunst- und Lebensfragen zu sein, — das muß Sie verpflichten.“

Erichs Augen lachten ihn an.

„Also dies gefällt Ihnen? Dieser liebe, wunderliche, geduldige und zuletzt doch ungeberdige Gesell. Sie finden auch, man kann ihm nicht verdenken, was er da anrichtet, nach Allem, was man ihm versagte?“

Und er zog Roland nun selbst vor die Cartons.

Sie sprachen sich tief hinein, so viel Entdeckungsreisen waren da noch zu machen und so viel Perspektiven thaten sich auf. Erst da Roland in einer händeringenden Figur am Ufer, neben dem losgerissenen Kahn, Therese erkannte, wandte er sich der Lebenden wieder zu.

„Ich nehme alles vorher Gesagte zurück,“ sprach er, „Ihr Bruder soll jetzt den Treiber in mir spüren.“

„Doktor, Sie sind übrigens noch nicht verwer-

thet, ist es erlaubt?" fragte Erich, die Kohle in der Hand.

Roland hielt sie fest. „Modeln Sie nicht Ueberflüssiges hinein, sondern stellen Sie den Cyklus öffentlich aus, wie er da ist, er wird schon wirken und kann uns helfen Stimmung machen."

„Für wen?" fragte Erich.

„Für den da! Den Helden und Märtyrer und Verbrecher, unsern Fluß, dem nothwendig geholfen werden muß. Besseres kann auch von der Kunst nicht gelten, als daß sie Wegweiser sei und auf die Stelle deute, wo das Rechte zu wagen ist."

„Ja und dann?" gab Erich zurück. „Dann kommt der lächerliche Reinfall, weil der zähe, träge Teig nicht steigen will, aus dem die Leute gebacken sind. Wer sie nicht kennte!"

Er hob die Hand, um die Zwecken von den Cartons zu lösen und seine schöne Ausstellung wieder wegzupacken.

Roland fiel ihm in den Arm und protestirte, als die Thür aufging und König eintrat, zurück aus Berlin, wie er sagte. Seine raschen Augen bemerkten sogleich, daß hier Besonderes vorging, und da Roland ihn umstandslos in den Stuhl drückte und aufforderte, nur gleich zu schauen und

sich zu wundern, theilte er sein Aufmerken scheinbar zwischen Hören und Sehen, während seine Gedanken doch auf andrer Fährte gingen. Plötzlich sprang er auf uud trat zu Therese, die seitwärts in vollkommenem Schweigen saß.

„Sie sind krank gewesen? Ich sehe es leider. Kein Mensch hat vermuthlich danach gefragt und jetzt thun wir hier, als wären wir im Sitzungssaal für Parlamentsdebatten und Sie bedürften nicht der Schonung."

„Womit Sie mir am besten helfen," entgegnete Therese. „Glauben Sie an die Entwürfe Erichs?"

Er hielt mit Absicht seine Meinung zurück und schenkte den Cartons auch keinen Blick mehr. Thereses Lage schien ihm mehr als je bedenklich.

Als Roland aufbrach, schloß er sich ihm an und unterwegs tauschten Beide ihre Reiseeindrücke; Roland nannte dabei Ilses Namen.

„Sie ist ein dichterisches Talent," erwiderte Klaus, „ein Fragezeichen an den Erfolg. Man wird sie künftig von diesem Gesichtspunkte aus betrachten müssen."

Roland sah enttäuscht aus, als wenn er seine holde Befreundung lieber aus bescheideneren Gesichtspunkten betrachtet hätte.

„Ilse ein Talent?“ murmelte er auf der Treppe vor sich hin und fand es gleich darauf so lockend wie nothwendig, sie jetzt von Neuem kennen zu lernen.

Was wird Christiane sagen? war sein nächster Gedanke. Christiane traf er nicht allein, neben ihr, sorgfältig nach dem Muster Anton Oertels gekleidet und nicht weniger würdevoll in der Haltung, saß der Rendant Freyhold.



XX.

Der Rendant sprach mit Interpunktion, an der kein Komma fehlte, und Roland hörte gelassen zu, drehte seinen Bart, sah im Geiste die Gestalt der Tochter in ihrer Lebendigkeit und Frische neben dem Vater, lächelte und hatte seine Gedanken.

Vater Freyhold war gekommen, um persönlich und förmlich seinen Dank für die seiner Tochter geleistete Hilfe an jenem Reisetage auszusprechen, zugleich Herrn und Frau Doktor Baer seiner Hochachtung zu versichern. Als er sich des Weiteren über den Werth einer gebildeten Hausgenossenschaft ergehen wollte, unterbrach ihn Roland:

„Mein lieber Herr Freyhold, ich dachte Ihnen das Gleiche zu sagen. Wie geht es Fräulein Ilse jetzt? Werden wir sie bald bei uns sehen, wie sie mir versprochen hat? meine Frau freut sich schon

darauf, des Näheren zu erfahren, mit wem ich so angenehme Fahrtstunden verbringen durfte."

Roland, was fällt Dir ein? sagten Christianens Augen.

Die sanft rothgesprenkelten Wangen des Rendanten aber färbten sich bei Rolands schmeichelhaften Worten tiefer. Er begann sich zu fühlen.

Ilse würde demnächst ihren Besuch abstatten, — es hätte wohl schon geschehen sollen, aber die Töchter wären eben jetzt überbeschäftigt.

Roland nickte, drehte unermüdlich an den Bartspitzen, schickte einen seiner muthwilligsten Blicke zu Christiane und sagte mit erstaunlicher Unbefangenheit:

„Da wir zu meiner Freude in dem Wunsche einig sind, gute Nachbarschaft halten zu wollen, so erlauben Sie mir eine Bitte, Herr Rendant. Sie feiern in Ihrer Familie nächster Tage Hochzeit. Lassen Sie uns daran theilnehmen, laden Sie uns ein, meine Frau und mich."

„Aber Roland!" stieß Christiane jetzt hervor. „Bitte, nehmen Sie das nicht für Ernst, Herr Freyhold; mein Mann —"

Sie kam nicht weiter, denn Freyhold hatte sich nach erstem Staunen bereits gefaßt, von seinem

Stuhl erhoben, ein paar Mal verbeugt und bei sich beschlossen, Alles für Ernst zu nehmen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, es wird mir eine Ehre sein, Sie übermorgen um drei Uhr holen zu lassen," sprach er, und was er außerdem noch von Einfachheit, Feier in bescheidenen Grenzen, schlichten Räumen und ähnlichen Vorsichtsäußerungen herausbrachte, verlor sich wie leichtes Nebelgewölk vor den stolzen Worten: „Seien Sie mir herzlich willkommen," die er noch zweimal wiederholte, wobei die gespreizte Würde des kleinen Beamten in die edlere des Patriarchen und auf seine Töchter stolzen Vaters hinüberschillerte.

Roland begleitete ihn endlich, mit Grüßen an Ilse, bis zur Thür; ein wenig unsicher im Gewissen kam er zu Christiane zurück. Die kleine Zärtlichkeitsannäherung, welche er versuchte, wurde abgelehnt, Christiane war zornig und sprach ihren Unwillen aus.

„Du solltest Dich schämen, Roland!" sagte sie.

„Wenn ich nur einsehen könnte, aus welchem Grunde?" war seine Antwort. „Eine Hochzeit mitfeiern wollen ist kein Unrecht und dem guten Freyhold ging das Herz bei meinem Vorschlag auf, er wurde beinahe schön, wie Du hast sehen können."

„Eine Hochzeit bei Freyholds! Ihr werdet mit Gabeln von Stahl essen, aus ungeschliffenen Gläsern trinken und gebackene Pflaumen als Beisatz bekommen.“

„Und würden an diesen Dingen schwerlich zu Grunde gehen, wenn wir so thöricht sind, überhaupt darauf zu achten. Jetzt könntest Du Dich schämen, Christel.“

Sie zuckte die Achseln.

„Schon gut, Roland, wir wollen uns nicht ereifern. Was geht es mich auch an.“

„Ziemlich viel, da er uns Beide herzlich willkommen hieß und Deine nachträgliche Absage einer Kränkung gleich käme.“

„Daran hättest Du früher denken sollen. Roland. Es ist für mich ganz unmöglich, mit den Kollegen Herrn Sauberzweigs, die wohl sämmtlich Tags über hinter der Ladenbank fungiren, und den Subalternen der Kanzlei eine ganze Mittagstafel durch auszudauern; unmöglich, sage ich Dir. Stelle Dir nur vor, was ich mit diesen Personen sprechen sollte — um —“

Das Zittern in ihrer Stimme belehrte ihn, daß er einlenken müsse. — Ein paar Mal strich er wie verlegen über seine Stirn, räusperte sich und

sah zur Decke hinauf, dann zu Christiane hin, die am Büffet stand und in ihrer Erregung Pfeffer in das halbgefüllte Salznäpfchen schüttete, ohne es zu bemerken.

„Komm etwas näher, Herzenskind, und sei vernünftig," sagte er begütigend. „Vielleicht hast Du recht, vielleicht ist es wahr, daß ich das Maß immer noch nicht treffe, mit dem ihr Frauen zu messen seid. Aber mir für meine Person gefällt es nun gerade, es reizt mich unendlich, mich in dieser ungewohnten kleinen Sphäre umzusehen. Ich will einmal einfacher sein, als ich sonst bin und verspreche mir besonderen Genuß und Gewinn davon, einen Kreis braver Menschen ohne vorgefaßten Modellbegriff auf ihren persönlichen Eigenwerth anzusehen, ich brauche diese Probe zur Klärung meines Urtheils und meiner Auffassung der menschlichen Gesellschaft von heute.

Du sollst natürlich nicht gezwungen sein, mitzukommen, wenn es Dir so sehr widerstrebt, obgleich es schön und liebenswürdig von Dir wäre, den Hochmuthsrock einmal auszuziehen, da Du es unter dem Titel der Hausgenossenschaft so ungefährdet und folgenlos thun könntest, wie sonst nicht leicht."

Es war eine Freude, Roland in dieser Weise

sprechen zu hören, ob er sich auch dabei über sich selber täuschte, wie ihm leicht geschah, und vielleicht nicht ganz so ernsthaft meinte, was er aussprach. Der innig naive Ton seiner Rede hatte bei solchen Gelegenheiten fast immer Ueberzeugungskraft und Christiane war die gern und stets durch ihn Ueberzeugte.

Diesmal aber hatte Roland die Stunde schlecht gewählt und der schöne Text wirkte nur als Tropfen, der den Becher bitterer Empfindungen zum Ueberfließen brachte.

„Roland!" rief sie. „Gieb Dir nicht Mühe, noch mehr Unglaubliches zu sagen, strenge Dich, bitte, nicht weiter an. Gestehe einfach, es ist Dir nur um Ilse und das Zusammensein mit ihr und ihrem hübschen Gesicht zu thun, Du willst ihr den Hof machen, ihn Dir machen lassen, Euch Beiden die Köpfe einheizen, Du —"

„Halt! Nur nicht selbst so heißköpfig werden!" fiel er ein, denn ihre Hitze, und daß sie im Grunde nicht besonders fehlgriff, machte ihn kühl und trotzig „Ganz richtig, Christiane, ich will Ilse auf ihrem Boden, in ihrer Umgebung sehen. Sie hat mir einen hohen Begriff davon gegeben, was ein ungewöhnlich beanlagter Mensch in den engsten Wän-

den sein und werden kann, wenn er sich gestattet, innerlich so stark und wahr zu sein, wie seine bessere Natur nur zuläßt. König erzählte mir von dichterischen Versuchen, in denen Ilse sich geübt, was ich bisher nicht wußte. Jedenfalls sind das Anlässe genug, um mir die ganze Familie interessant zu machen und mich zu locken, sie näher anzusehen. Basta!"

„Wir wollen essen," sagte Christiane auf dieses abschließende Basta, „die Suppe wartet."

Sie setzten sich, aber Christiane konnte nicht essen und er that, als wenn er es nicht sähe.

Zur selben Zeit saßen auch Therese und Erich bei ihrem Mittagsmahl und sparten mit Worten. Den Anlaß zu dieser ungewohnten Schweigsamkeit gab ein Brief, der kurz vor dem Essen gekommen war und jetzt, die Stimmung beschwerend, neben Erichs Teller lag.

Lukas hatte geschrieben: „Die Zeitungen melden Dir von sechs Konzerten, die in sechs Städten der Provinz stattgefunden haben, sie stoßen darüber sechs Mal in die Posaune und wollen glauben machen — Unsinn! Das Wahre und Ganze an der Sache ist, daß ich niemals so viel musikalisches

Seiltanzen, so viel Virtuosenlaunen und Lächerlichkeiten beisammenfand, als bei unserem Trio, und noch niemals in so kurzer Zeit mich, meine Geige und vielleicht auch die Hörer so müde spielte. Er und sie, d. h. Sopran und Klavier, ziehen morgen weiter, ich habe ihnen apage zugerufen, das ganze Gethue fiel mir auf die Nerven, um so mehr als sie meinen Indifferentismus übel nahmen. So ist es denn vorläufig nichts mit den goldenen Bergen dieses Beutezugs. Im Gegentheil, ich brauche Geld, der Spürnasen wegen, die mich hier ausgewittert haben. In meinem Pult liegen die Fantasien vom Sommer. Du weißt — in der grünen Mappe. Gieb sie irgend Jemand in Pfand und beschaffe was Du kannst dafür. Uebrigens ein paar leidliche Leute hier gefunden, mit denen privatim Musik und Anderes gekneipt."

„Und die sechs Fantasien vom Sommer?" hatte Therese nach Durchsicht dieses Briefes gefragt. „Ihr habt doch schwerlich noch Kredit mit solchen Pfändern."

Erich löffelte in seiner Suppe. „Die Fantasien sind wunderhübsch," sagte er lakonisch. „Roland Baer könnte uns den Gefallen thun, sie eine Weile bei sich zu quartieren."

Therese widersprach, wollte nicht gelten lassen, was Erich behauptete, daß hier nur Tausch, nichts weiter, vorläge, erregte sich und scheiterte mit aller ihrer Hitze wie fast immer an dem künstlichen Phlegma dieses seltsamen Menschen.

Und so waren sie am Ende in Schweigen gefallen.



XXI.

Sie aßen mit stählernen Gabeln; unter den Kompotschüsseln fehlten die gebackenen Pflaumen nicht, und die beiden Blumensträuße auf der Tafel steckten in handfesten, grünlichen Biergläsern. Roland sah es und dachte an Christiane. Er stellte sich mit heimlichem Vergnügen ihr befriedigtes Gesicht vor, wenn er von diesen Dingen berichten würde, und abermals in Gedanken an sie nahm er die ganze Hochzeitsgesellschaft unter die kritische Lupe.

Der Brautvater hatte nach der Heimfahrt aus der Kirche, angesichts dieser gedeckten Tafel, die Gäste sämmtlich noch einmal begrüßt, Jedem die Hand gereicht und das feierliche „Sein Sie mir herzlich willkommen“ ausgesprochen.

Zu den herzlich Willkommenen gehörten die jungen Kollegen des Bräutigams mit ihren virtuos

gescheitelten Haaren und tief ausgeschnittenen weißen Westen. Der Eine, klein und rund, im Besitz von fröhlich rothen Backen, mochte ein Scharnier im Nacken haben, denn bei reichlichen Verbeugungen nach rechts und links klappte der runde Kopf erschreckend rasch und unvermittelt nach vorn auf die Brust. Der Zweite, groß und blond, schnellte auf jede Bemerkung der Andern zunächst die Gegenfrage „Wie beliebt?“ heraus. Ein Dritter blickte aus schönen Augen fromm und verlegen wie ein Student der Theologie vor sich hin. Dieses Trio saß mit den Freundinnen der Braut am untern Ende des Tisches und unterhielt sich bestens.

Die Längsseiten an der Tafel nahmen die Neuvermählten und die älteren Personen ein, unter ihnen zwei Tanten, der Kalkulator Andersen und der Sekretär Lehnhardt. Frau Lehnhardt knisterte in stahlblauer Seide und ließ die meiste Herzhaftigkeit in guter Laune und Dialekt merken.

Fräulein Andersen saß Roland gegenüber, spreizte den kleinen Finger der rechten Hand wagerecht in die Luft und sprach mit der ganzen verbindlichen Höflichkeit einer Kassirerin, die über Pult und Kassenbuch hinweg ihr „Danke ergebenst, fünf Pfennige zurück!“ flötet.

Die Unterhaltung war anfänglich keineswegs lebendig, vielleicht weil man Rolands wegen gern sehr gebildet gewesen wäre und darum nicht wagte, natürlich zu sein, dazu saß Ilse an Rolands Seite still und träumerisch da.

Als seine Augen von der langsamen Musterung zu ihr, dem weißen Schwan unter den Enten, zurückkehrten, ging es lächelnd und fragend über ihr Gesicht.

„Vielleicht bedauern Sie jetzt schon, gekommen zu sein," sagte sie. „Aber vergessen Sie nur nicht, es war Ihr freier Wunsch."

Er antwortete: „Wir wollen ganz ehrlich miteinander sein. Sie vertragen es, wie ich glaube, und ich kann mich schwer verstellen. Also: Ich bin einzig Ihretwillen hier. Es schien mir nothwendig, damit Sie auch den Weg zu uns finden. Weil ich viel an Sie gedacht habe, wollte ich zur Vervollständigung und Klärung aller dieser Gedanken Sie unter den Ihren sehen, nicht so abgelöst von allen sonstigen Gewohnheiten, wie neulich auf unserer Reise ins Märchenland."

„Und? Was weiter?"

„Weiter wäre nun nichts, denn Sie sind, wie ich fast erwartet habe, auch hier ein wenig sehr abgelöst von Ihrer Umgebung."

„Soll das ein Vorwurf sein?“

„Nein. Es soll Ihnen nur erklären, warum ich die Gesellschaft etwas aufs Korn nahm. Im Ernst, nicht ums Mäkeln, sondern ums Verstehen war es mir zu thun.“

„Und haben Sie nun verstanden?“

„Nichts, absolut nichts. Ich sehe nach wie vor ein schönes Räthsel in Ihnen.“

„Ich bin mir selber kein Räthsel mehr“, entgegnete sie, „sondern glaube nun zu wissen, was ich bin und will und muß.“

Er sprach darauf von König und seinen Mittheilungen über das poetische Märchen.

„Das war es, wovon ich Ihnen neulich in Marienburg schon sprechen wollte und doch nicht konnte.“

„Jetzt aber können Sie es und das Gedicht und alle seine Nachfolger werde ich zu sehen bekommen?“

„Ja.“

Sie waren im Begriff, wie damals im Eisenbahnwagen Alles um sich her über dem persönlichen Antheil an einander zu vergessen. Aber eine Hochzeitgesellschaft läßt sich ihr Recht auf einheitliche Festunterhaltung nicht leicht streitig machen, und

diese hier lebte inzwischen auf. Die Tischreden fingen an und nahmen so bald kein Ende, Telegramme witzigen und nur witzig sein wollenden Inhalts liefen ein, Frau Lehnhardt lachte immer ausgiebiger, und bei allen Uebrigen kamen die Charaktere mehr und mehr zum Vorschein und machten die Figuren trotz der Zöpfe, die sie trugen, interessant. Roland blieb es nicht erspart, der Gegenstand besonderer Artigkeit zu sein, sein Aussehen, die fröhliche Einfachheit seines Benehmens und ein allerliebster Trinkspruch, den er ausbrachte, forderten unwiderstehlich dazu heraus.

Wäre Christiane hier! dachte er. Sie müßte mit mir finden, daß dieses Völkchen unglaublich harmlos und in seiner Art zu loben ist. Nichts bewegt es als seine kleinen Familien- und Berufsinteressen und wenn sein Leben Finsternisse und Abgründe hat, so hält es dieselben doch von seinen Festen fern und thut wohl daran.

In dem kleinen Kabinet zur Rechten, aus welchem das Bett des Vaters für heute entfernt war, ließen sich eben die Musikanten nieder und bliesen den ersten Tusch in demselben Augenblick, als an der Tafel der Hochzeitskuchen, ein Bienenkorb, angeschnitten wurde, dieses freudige Zusammentreffen erregte einen Sturm kindlichen Vergnügens.

„Hoch sollen sie leben! Sie leben hoch!“

„Kinder, nun laßt mich bald sehen, daß Ihr mit Tanzen losgeht, so jung kommen wir nicht wieder zusammen!“ rief Tante Sauberzweig, und strich mit beiden flachen Händen über ihre Scheitel.

„Ich erlaube mir um den Ersten zu bitten,“ antwortete der Kleine mit dem Scharnier im Nacken, worauf es bei den jungen Mädchen hieß: „Herr Sänger ist gediegen.“

Frau Lehnhardt winkte Minna zu sich:

„Minchen, ich möchte wohl jetzt herumschicken und die Kinder holen lassen, es ist zu hübsch bei Euch. Wird es Papa recht sein?“

„O ja,“ flüsterte Minna, „sehr recht!“

„Herr Rendant, ich erlaube mir auf Ihr Spezielles!“ bat Fräulein Andersen und hob mit zartestem Lächeln ihr Glas gegen Freyhold.

„Gegenseitig! Gegenseitig!“ klang es zurück. „Bitte unserm Beispiel hier zu folgen, die nächste Hochzeit bei Ihnen.“ Mit diesen Worten begleitete der Besonnene eine kleine Halbkreisbewegung seines Armes und erhobenen Glases.

Der wohlgemeinte Wunsch wurde mit Protest, mit verschämtem Nicken und mit offener Zustimmung aufgenommen.

Ilse allein saß, etwas aus der Linie der Uebrigen gerückt, an die Stuhllehne geschmiegt, schweigend. Jetzt ertönte ein Walzertakt im Nebenstübchen, die junge Frau stand auf, den Musikanten selbst ein Glas zu bringen, am großen Tisch wurden die Stühle gerückt und Roland sah auf Ilse und kostete die Freude, mit ihr zu tanzen, schon voraus. Da — im Begriff aufzustehen, fielen die Gäste auf ihre Stühle zurück und die Geigen nebenan verstummten. Allgemeines, lähmendes Schweigen trat ein, in welchem Jeder nur auf den fremden Klang aus erschreckender Nähe lauschte.

Die große Glocke im nahen Pfarrthurm läutete Sturm und der schwere, getragene Klang fiel mit vollem dröhnenden Gewicht ins Zimmer, ins Gehör, ins Herz.

Roland, dem Fenster zunächst, sprang auf, dasselbe zu öffnen.

„Um Gottes Willen das Fenster zu!“ riefen die Frauen.

„Ich ertrage es nicht,“ wimmerte Auguste. „Diese Glocken sind furchtbar, wie zum jüngsten Gericht.“

Und warum wurden sie geläutet?

Niemand wußte es und schien die Ursache nur

entfernt zu ahnen. Da wurde an der Thür geschellt und in der nächsten Sekunde stand Kapitän Großmund roth, erregt, brennend vor Eifer und Eile in der bestürzten Gesellschaft.

„Meine Herrschaften! Herr Freyhold! Hören Sie die Glocken? Wissen Sie? Sturm — Sturmglocken, das heißt die Weichsel, das Wasser ist durch den Damm. Alles zerrissen! Wir haben Ueberschwemmung! Ja, wir haben sie!“

Fast triumphirend stand er da und ließ die runden Augen kreisen.

Was Alle auch gefürchtet und gedacht haben mochten, Ueberschwemmung schien hinter ihrem Schrecken zurückbleiben, als für den Augenblick nicht vorstellbar und sichtbar genug, sie athmeten auf.

Roland war erblaßt.

„Wo?“ fragte er.

„Nahe der Schleuse, bei Plehndorf antwortete Großmund.

Wie vom Donner getroffen sprang Roland auf; er streckte Ilse, die halb gelähmt saß, die Hand hin, dann dem Rendanten.

„Entschuldigen Sie mich, ich muß zur Stelle hin. Auf Wiedersehen!“

Daß Großmund ihm zurief, er möge warten,

ihn und Doktor König, der auch fort wolle, mitnehmen, schien er nicht mehr zu hören; doch war anzunehmen, er würde zuvor in seiner Wohnung vorsprechen und den Anzug wechseln.

Das that er auch und Christiane half mit zitternden Händen.

„Lieber Roland, lieber, lieber Mann, Du wirst nicht unvorsichtig, nicht waghalsig sein, Du wirst an mich denken.“

Ihre bittenden Augen sagten viel mehr als diese Worte.

Als er die Treppe hinunter war, stieß sie die Balkonthür auf und trat hinaus.

Das Glockenläuten betäubte sie fast, auf der Gasse lief das Volk zusammen, überall an den Häusern flogen die Fenster auf und zeigten sich erschreckte Gesichter. Roland in Begleitung von Doktor König und Kapitän Großmund trat eben aus der Hausthür, um der Flußseite zuzueilen. Christiane sah die Gestalten der drei Männer unter dem Thorbogen verschwinden, und sah dann, zur andern Seite blickend, nach den Glocken empor, die im Schallloch des Thurmes sichtbar hin und herschwangen. Ein grauer Himmel hing tief und lastend über der aufgeregten Stadt.

XXII.

Was nun? so fragten sich die Hochzeitleute, in deren Festfreude der Blitz geschlagen war, als sie zum Gipfel steigen wollte. Unter dem Geläut der Sturmglocken kann man nicht wohl geigen und tanzen. Dem Doktor es nachthun und stracks zum Ort des Schreckens forteilen? Bei dieser Frage sahen die Brautjungfern an ihrem neuen Putz herab, als wenn sie sich ungern und mit Bedauern so bald davon trennen würden, und die jungen Männer warfen mit gleicher Unlust auf Verzicht verstohlene, zweifelnde Blicke auf das Fäßchen Bier, der noch vorbehaltenen Freude des Tages.

Man würde da draußen auch nicht nützen können, morgen gäbe es noch genug Ueberschwemmung zu sehen, Hochzeit aber sei nur heute!

Schneller noch als die zaudernde Jugend hatte sich diesmal das Alter zu der neuen Ordnung bequemt.

Der weibliche Theil saß bereits um einen Tisch in der Ecke, trank Kaffee und besprach Allervertraulichstes, Minna ließ die große Tafel ab- und forträumen, und kaum war das geschehen, so liefen die Dinge ihren Gang von selbst.

„Stühle zusammen, Kreis gemacht!“ befahl der Kleine mit dem Scharnier und übernahm die Führung von Gesellschaftsspielen. „Thaler, Thaler, du mußt wandern,“ so wurde schüchtern angefangen, aber der Refrain: „o wie schön, o wie schön, läßt sich hier ein Näschen dreh'n,“ ignorirte bereits in muthigem Klang alle Wasser- und Feuersnoth der Welt. Das Fäßchen Bier in der Nebenstube erlebte seinen Anstich; in der Kammer links aber half Ilse dem jungen Ehepaar in die nöthigen Hüllen zur heimlichen Abfahrt.

„Wenn ich doch nicht tanzen kann,“ hatte Auguste gesagt, „dann will ich schon lieber gleich nach Hause.“

Dieses „zu Hause“ war einige Straßen weit entfernt.

„Adieu, Ilse! und grüße Papa, und morgen kommt Ihr zum Kaffee — Nachmittag — hörst Du.“

„Ja, Nachmittag zum Kaffee,“ bat auch Karl. — Dann rollte die Droschke mit ihnen fort. Ilse

aber kehrte nicht sogleich zur Gesellschaft zurück, sondern schlüpfte zunächst durch den schmalen Gang zur Wohnung Königs, schloß die Arbeitsstube auf und trat ein. Im Gegensatz zu der Schwüle und dem Stimmengewirre in den Vorderräumen herrschte Kühle hier und wohlthuende Stille.

Sie setzte sich auf den der Thüre nächsten Stuhl, lehnte den Kopf zurück und holte tief Athem.

„Nun geht das Leben doch in Sprüngen,“ dachte sie. „Nun wird es schnell und schneller kommen mit Erhebung und Entzücken, mit Kampf und Glut. Nun muß ich aufpassen, daß mir die Zügel nicht im Rausch allzu wonniger Augenblicke entgleiten, daß mir die Sterne nicht im besinnungslosen Hangen schwinden. O wie braust es in meinem Kopf! Wie pocht es in meinem Herzen!“ Sie schloß die Augen und drückte die Hand auf die Brust und fühlte sich zur selben Zeit wohl und weh, muthvoll und geängstigt, wie nie zuvor.

Ein Lichtschein traf ihre geschlossenen Lider, sie sprang auf die Füße und sah um sich. Das Zimmer war dunkler als vorher, der Lichtstreif kam von einer Bodenstube im Vorderhause und führte, da Ilse dem Fenster gegenüber saß, mit schmaler, weißer Lichtbrücke zu ihr hin. An das Fenster tretend,

sah sie drüben die Gestalt Christianens mit einem brennenden Licht durch die Wohnung gehen und jetzt in der Stube ihres Mannes an dessen Schreibtisch stehen bleiben, ihr blondes Haar war im Gegensatz zu dem dunklen Kleide, das sie trug, deutlich erkennbar. Jetzt hob sie die Arme mit den zurückfallenden Aermeln, sah empor, faßte die Hängelampe, zog sie tiefer herab und zündete sie sorgfältig an. Wie mit einem Schlage hellte sich das trauliche Stübchen mit allen seinen Einzelheiten auf, ein Rahmen intimer Freuden, liebevoller Gedanken und süßer Gewohnheit, so umschloß es die Gestalt der hin- und hergehenden Frau, die zwischen den Gegenständen ordnend hantirte und dabei das Bild desjenigen, der sonst die Abendstunde hier verbrachte, vor ihrem geistigen Auge haben mochte.

Ilse konnte sich schwer von diesem Anblick trennen, der ihre Phantasie aufs Innigste beschäftigte, und als sie sich endlich in Erinnerung ihrer Pflicht gegen die Hochzeitgäste losriß, geschah es mit innerem Widerstreben.

Einen Moment stand sie im Entree und horchte an der Glasthür auf die Gesellschaft drinnen.

„Wo ist Ilse?" hörte sie Fräulein Andersen fragen und dann Minnas Stimme, welche antwortete:

„Sie wird mit Guste mitgefahren sein, um ihr zu helfen.“

„Richtig! Das ist wahr.“

„Es ist zwar nicht wahr,“ flüsterte Ilse für sich — „aber“ — und rasch entschlossen glitt sie noch einmal aus der Außenthür, lief die Treppe hinunter und drückte auf die Klingel an Christianens Wohnung.

Ein Schälchen mit Süßigkeiten, das sie auf der flachen Hand trug, mochte zur Einführung dienen.

„Es sei ein Aberglaube dabei, den Hausgenossen etwas vom Hochzeitstisch zu überreichen, und Christiane möge ihn sich gefallen lassen,“ sagte sie mit einem Lächeln, das nicht ohne Schelmerei und List war.

Und Christiane? Sie war zu überrascht, um nicht wehrlos zu sein; die schöne Unbefangenheit des Mädchens beschämte und gewann sie.

Während der ersten paar Sätze, die Beide mit einander tauschten, wurden Geigentöne von oben hörbar.

„O mein Gott,“ sagte Ilse erschreckt, „sie fangen wirklich an Musik zu machen. Ich möchte hinauf und das verhindern.“

Christiane hielt sie zurück. „Lassen Sie nur,

man wird schon kommen, Sie zum Mittanzen zu holen. Bis dahin wollen wir zusammen ausschauen, wie es draußen zugeht, ich habe keine Ruhe im Zimmer.“

Sie traten auf den Balkon, lehnten die Arme auf das Geländer und suchten durch aufmerksames Lauschen auf die Reden Vorübergehender und aus dem Geräusch der fernen Gassen Anhalt und Gewißheit über den Gang der Katastrophe zu erlangen.

Ihre Vermuthungen und Zweifel, Gehörtes und Gedachtes tauschten sie dann in jenen kurzen, halben Bemerkungen der gedämpften Stimme aus, darin Spannung und Beklommenheit sich ausspricht.

„Schon Geflüchtete,“ sagte Christiane, als ein halbes Dutzend bepackter Wagen langsam die Straße passirte, und Ilse nickte stumm.

Ein dumpfer Schlag wie Kanonendonner erschütterte die Luft.

„Eissprengung drüben,“ meinte Ilse. „Sehen Sie den Schein des elektrischen Feuers?“

„Die Nacht wird unheimlich finster,“ entgegnete Christiane.

Eine Weile schwiegen sie wieder, Ilse hatte ein paar Mal rückwärts in die beleuchtete Stube geblickt, als wolle sie sich deren Aussehen genau

einprägen, vielleicht auch, weil ihre Phantasie den Raum belebte und zukünftige Stunden vorausgenoß, die hier aufsteigen mochten.

Christianens Blick aber ruhte bisweilen sehr prüfend auf der Gestalt neben ihr, welche Roland seine holde Befreundung genannt, und der das weiße Festkleid und der Blumenzweig im Haar in der dunklen, ungewissen Umgebung ein besonders schönes, poetisches Aussehen gaben.

Aus den kurzen, abgebrochenen Sätzen wurden mittlerweile tiefere Gespräche über Fernes und Nahes, Eignes und Fremdes, Personen und Dinge.

Ilse wog im Sprechen nicht ängstlich ab, denn nur Armuth und Kälte macht vorsichtig und sparsam. Die Fülle kann mit Verschwendung geben.

Ueber dem Balkon waren die Fenster der Freyholdschen Wohnung, sie standen offen, Walzerklänge wurden hörbar und eine Stimme nahe dem Fenster sagte: „Großartig! Ich glaube, Ilse steht auf dem Balkon unten. Ilse! Ilse!"

Da rollte es abermals wie Kanonenschlag von Osten her über die Gassen hin und die Musik oben verstummte.

Ilse hatte weder auf die Musik noch auf die Zurufe geachtet, sie blickte unverwandt nach der

Richtung hin, in welcher das elektrische Feuer aufblitzte und ihre Augen hatten den visionären Ausdruck, der ihnen öfters eigen war.

Nach einer Weile Schweigens begann sie von früheren Ueberschwemmungen und Dammbrüchen zu erzählen, unterbrach sich aber plötzlich und fragte, ihre Hand auf Christianens Arm legend:

„Wissen Sie auch, wer sich und uns gelobt hat, hier nächstens Wandel zu schaffen?“

Der Ton und das Lächeln, mit dem sie die Frage unterstützte, war nicht zu mißdeuten, und Christiane erwiderte: „Ja, ich weiß, mein Mann! — Aber den Elementen kann auch der beste Wille nicht gebieten.“

„Den Elementen nicht immer, aber den Geistern, und das bedeutet mehr. Ach, sehen Sie, Kapitän Großmund kommt zurück. Wollen wir hinunter, ihm entgegen?“

Sie flog Christianen voraus zur Treppe.

Der Kapitän war, leicht kenntlich durch seinen Hut und Schritt, aus dem Thorbogen in den Schein der nächsten Laterne getreten, Personen, welche ihm hier begegneten, hielt er sogleich fest und seine erzählende Stimme klang laut und eifrig durch die Gasse. Fast in der nächsten Minute umgab ihn

schon eine Gruppe Zuhörer, Ilse in ihrem weißen Kleid darunter, hinter ihr Christiane; oben in den offenen Fenstern lagen die Hochzeitgäste und der Rendant rief abwechselnd: „Ilse! Herr Kapitän! Bitte nach oben!“

Großmund aber zog einen Bericht auf offener Gasse zunächst vor — mitten in seiner dramatischen Schilderung dämpfte er die Stimme und schloß mit den fast geflüsterten Worten: „Beinahe großes Unglück passirt, Justizrath Bucho beinahe verunglückt. War schauderhaft anzusehen, schauderhaft.“

„Ist aber doch gerettet?“ fragte Ilse.

„Ja! Ja! aber wie!“ Und Großmund strich mit den Händen durch die Luft, als wenn er andeuten wolle: Weg mit diesen Bildern! Schweigen wir. —

„Und mein Mann?“ fragte Christiane. „Kommt er nicht?“

Elektrisirt fuhr Großmund herum, faßte strahlenden, verheißungsvollen Gesichtes Christianens Arm, zog ihn in den seinen und lenkte kurzer Hand gegen das Haus, unterwegs sprach er fast in das Ohr Christianens:

„Ein herrlicher Mensch! Ein reizender Mensch! Hielt nämlich den Bucho mit Gewalt oben. Na,

da läßt sich noch Manches sagen, aber lieber morgen früh, nach dem Schlaf."

Sie hatten das Haus erreicht. Frau Großmund stand in der Flurthür und nahm ihren Mann in Empfang.

Er nickte noch einmal zurück, geheimnißvoll, vertraulich, wie seine Art nun mal war.

„Die Andern kommen auch bald." Mit diesem Trostspruch verschwand er.

Ilse, die hinter Christiane die Treppe hinaufgestiegen, schlang, oben angekommen, beide Arme um Rolands Frau, drückte sie leidenschaftlich an sich und küßte ihr Stirn und Wangen.

„Ilse!" rief des Vaters Stimme in ungeduldigem Tone, und sie flog aufgeschreckt und wortlos zur eigenen Wohnung zurück.

Dort ging die Feier nun wirklich zu Ende. Christiane hörte bald darauf die Hochzeitgesellschaft herunterkommen mit all' dem wortreichen Gelärm nnd Gelächter heiterer Festgänger, für welche die Tragik einer ganzen Welt zur Zeit nicht existirt. Eine Weile wurde noch über ihrem Kopfe mit Möbeln gerückt, endlich trat Stille ein, im ganzen Hause tiefste Stille, zuletzt selbst auf der Gasse.

Königs Stube blieb dunkel.

Oder hatte Christiane den Augenblick verpaßt, in dem der Heimkehrende vielleicht doch die Lampe angezündet, um rasch zu Bett zu gehen?

Sie lauschte in ihrer Einsamkeit und ängstlichen Erwartung bald nach dem Balkon, bald nach dem Hof, bald nach der Treppe, um dann auch wieder für eine kurze Viertelstunde im Lehnstuhle träumend ins Lampenlicht zu starren und auf eine weitere Viertelstunde, vom Schlaf überwältigt, einzunicken.

Zwischen drei und vier Uhr Morgens fuhr sie plötzlich auf. Jetzt war es nicht mehr Täuschung. Auf der Treppe Schritte, die Schritte von zwei Personen.

„Gute Nacht!“ sagte Königs Stimme draußen. „Können Sie finden?“

„Danke, ja, die Thür ist offen.“

Christiane griff nach der Lampe; da kam Roland schon herein. Er trat schwer und mühsam auf, als wenn es Last sei, den eigenen Körper zu tragen, und sah auch sonst merkwürdig aus: todtenblaß, verstört, mit stumpfem Blick.

Christiane, die auf ihn zugeeilt war, fuhr bei der ersten Berührung erschreckt zurück. Die Kleider und Haare des Heimgekehrten waren triefend von

Nässe und als er sprechen wollte, schlugen seine Zähne zusammen, er konnte nicht mehr auf den Füßen stehen und schwankte.

Sie half ihm; der Schrecken, den sie über sein Aussehen empfand, und die hundert Vorstellungen, die durch ihren Kopf jagten, gingen in dem einzigen Gefühl, daß er da sei, und in der Sorge unter, ihm jetzt zu helfen.

Er ließ sich ihr Bemühen gefallen, ohne genaues Bewußtsein davon zu haben, und ohne Fähigkeit der Mithilfe.

„Roland, es ist vier Uhr! Wie lange hast Du in diesen entsetzlich nassen Kleidern gesteckt?“ Als sie so fragte, war er die nassen Kleider schon glücklich los, lag im Bette und fiel unter schweren Seufzern erschöpft ins Kissen.

„Wie sagst Du? Vier Uhr? Vier? Vier Uhr? Christel, hohe Zeit? Hohes Wasser, sehr, sehr hoch! Alles Latein! Latein! Latein zum Lachen.“

Sie trat zu ihm und bat ihn, noch etwas Warmes zu trinken.

Er wußte nicht mehr, was sie wollte, warf den Kopf hin und her, murmelte dies und das, seufzte, stöhnte und schlief endlich doch ein.

Christiane kam nicht so bald zum Schlaf. —

Ganz erstaunt aber blickte sie aus den Augen, als Roland sie am späten Morgen mit den Worten weckte:

„Christiane — es war doch eine hübsche Hochzeit.“

„Ich weiß,“ antwortete sie mit verhaltenem Lächeln und zeigte nach der Schale, die Ilse gebracht hatte. „Ich weiß, da stehen ja noch die Süßigkeiten, die Du mir mitgebracht hast, Roland.“

„Die hätte ich Dir wirklich mitgebracht?“

„Freilich, wer sollte es denn sonst gethan haben?“



Dritter Theil.

XXIII.

Von diesem Tage an lebte Roland dem Dienste der Gegenwart. Die über Nacht hereingebrochene Ueberschwemmung war eine ungeheure, immer wachsende, der Verkehr stockte aller Orten, Ordnung und Sicherheit kamen auch sonst ins Wanken, und es trat jener Zustand ein, in welchem die amtlichen Organe nicht mehr ausreichen, um die öffentliche Noth zu bemeistern und in Privatpersonen bisher latente Kräfte frei werden.

Roland bot seine Hilfe an. Er verfügte über freie Zeit, hatte keine Bureaustunden und gab sich so gewandt wie freudig den mannigfachen Aufgaben des Tages hin.

Das für ihn Wesentliche blieb dabei, daß er sich in dem bewegten Verkehr mit Behörden und Einzelnen, sowie auf dem Schauplatz der großen

Verwüstung durch die Elemente erst selbst verstehen und seinen künftigen Weg erkennen lernte.

Merkwürdig, wie auf diesem Weg Alles brauchbar und werthvoll wurde, jede erworbene Erkenntniß, alle bisher gemachte Erfahrung und wie der Tag immer dem Tage half.

„Thatmenschen,“ so sagt ein bekanntes Wort, „treffen ohne Programm.“ Roland war nicht mehr weit davon, den leidenschaftlichen Ruf: „Sie werden den Literaten kennen lernen,“ handgreiflich wahr zu machen, und doch mußte er oft in sich hineinlachen, wenn er bemerkte, wie Andere sein gegenwärtiges Bemühen, nur auf den Augenblick gemünzt, verstanden.

Klaus König, der ihm jetzt oft begegnete, konnte zufrieden sein. So hatte er ihn doch oft gewollt und manchmal leuchtete sein eigenes Gesicht in freudigem Beifall auf. Oefter aber tauchte jetzt ein fremder trüber Zug in seinem Wesen auf, und wer ihn recht kannte, durfte sich wohl fragen: „Wem gilt der sorgenvolle Blick? Dem großen Elend der Verarmten und Geschlagenen, dem Jammer dieser Tage? Oder persönlichem, verborgenem Kampf und Kummer?“

Doch so ängstlich und besorgt theilnehmend

fragte eben Keiner, und sie, die es hätte können und mögen, Therese, lag krank, hielt sich zu Hause und hustete so viel, daß sie den Freund durch Erich bitten ließ, er möge von Besuchen abstehen.

„Es sind die feuchten Frühlingswinde, die ihr nicht gut thun,“ erklärte Erich. „Das war schon öfter so.“

„Und könnte eines Tages zum letzten Mal so sein,“ versetzte Klaus mit bitterm Vorwurf.

Erich schlang den Arm um die Schulter des Redenden und sagte mit jenem zärtlichen Spott, der ihn zu Zeiten unwiderstehlich machte:

„Klaus, alter, verehrter Freund, wir können wirklich den Frühling, diese aufregende Erfindung Gottvaters, nicht aus der Welt schaffen; also bleibt nur Hinunterschlucken. Was aber sonst gethan werden kann, das wird gethan. Mit anderen Worten: Therese wird von mir wie das Kücken von der Henne behütet, ist mir auch dankbar und kann sich nichts Lieberes als meine Gesellschaft vorstellen. Damit Sie's nur wissen, Sie tadelsüchtig eifersuchts-voller Mensch! Und damit Sie noch Eins dazu wissen: wir schonen uns jetzt systematisch, um ein dauerhaftes Stehen im rechten Augenblick vertragen zu können, nämlich dann, wenn meine Cartons im

historischen Verein aushängen werden. Ich meistere noch immer daran, und Therese giebt ihren Rath dazu, trotz Roland Baer.

Guten Morgen, schönste der Frauen! Liebliche Eos! ich grüße Dich! Dein Gemahl hat leider den Teufel im Leib und ist ein Raufbold, ein Nimmerruhgeist!"

Das Gespräch war in Königs Stube geführt worden, und diese letzten Sätze sprach Erich unter ausdrucksvollen Verbeugungen gegen Christiane, die soeben drüben an das Fenster getreten war. Sie konnte die Worte nicht verstehen, sah nur die huldigende Geste und grüßte lachend zurück. Eos? Nicht doch. Solch' schwärmerische Uebertreibung paßte nicht auf Christiane. Aber etwas kaum minder Schönes, Morgenhelles hätte jeder nur Halbkundige jetzt in ihren Augen lesen können: Mit ihrem Raufbold und Nimmerruhgeist von Gemahl war sie wieder innig zufrieden. Freilich bekam sie für ihr Bedürfen und Verlangen jetzt wenig genug von ihm zu sehen, und wenn er von häufigen Tagereisen in das Ueberschwemmungsgebiet und von langen Sitzungen mit Regierung und Magistrat auf kurze Erholungspausen bei ihr ausruhte, meinte sie wohl mit halbem Vorwurf:

„Roland, sind Wasser und Erde Dir nicht schon lieber als Deine Frau? Die ganze Welt hat mehr von Dir als ich.“

„Doch Deine ganze Welt bin ich?“ fragte er warm zurück. „Nun, Christiane, die Süßigkeit dieser Ueberzeugung kommt, wie ich hoffe, der Gesammtheit zu gute, und es ist nicht gerade nöthig, daß diese die Quelle kennt, aus der eines Mannes beste Kraft herfließt, wenn sie den Werth dieser Kraft nur als echt erprobt.“

Nach einer Weile setzte er halb seufzend hinzu:

„Vielleicht ist die Ausschließlichkeit Deines Gefühls aber ein Unglück für Dich selbst, Christel.“

Sie griff nach seiner Hand. In leidenschaftlichem Dankgefühl wollte sie ihm sagen, daß ihrem Leben und Herzen nichts fehle, so lange er es nicht als Unglück trüge, daß sie ihm nichts zu geben habe als ihre Person und ihre Liebe, aber seine Worte hatten wohl kaum den Sinn gehabt, den ihre Ohren herausgehört, denn freundlich und unbefangen fuhr er fort:

„Halte nur still, Christchen! Die Hochfluttage gehen vorüber und wir kommen in das alte, seßhafte Tempo.“

Sie wußte kaum, ob sie sich andere Tage

wünschen sollte. Trotz vieler Einsamkeit wollte es ihr doch scheinen, als sei ein Stück jener Zeit zurückgekehrt, in welcher Roland mit vollen Hoffnungssegeln vor dem Winde trieb und sich einen Menschen nannte, der wonnig glücklich sei.

Der scharfe Luftzug angestrengter Arbeitshetze that ihm jetzt gut, Wind und Wetter und Menschenverkehr hatten die Schattenränder von den Augen fortgelöscht und den verlorenen Schlaf zurückgegeben.

Von den Vorgängen jener Unglücksnacht, in welcher er mit nassen Kleidern und zum Tode erschöpft nach Hause gekommen war, erfuhr Christiane durch Roland so gut wie nichts. Acht Tage später aber fügte es sich, daß König bei ihnen vorsprach, um Roland abzuholen. Er fand Christiane allein und gab ihr eine Schilderung der Schreckensszene, zu der sie abwechselnd weinte und lachte. Noch war er nicht am Ende, als Roland dazu kam.

„Man merkt, daß Sie nicht verheirathet sind," sagte er. „Wären Sie es, so würden Sie längst wissen, daß man den Frauen auch von überstandenen Gefahren nicht zu viel erzählen darf; ihre Tapferkeit schmiedet sich aus der Vergangenheit kein Panzerhemd für die Zukunft, und wenn sie den gefährdet glauben, den sie lieben, schwirren die Fledermäuse

der grauen Angst auch um den klügsten Weiberkopf."

Er stand hinter Christianens Stuhl, während er sprach und machte sich spielend mit ihrem Haar zu thun.

„Es war grausam, Dich mit den Sturmglocken allein zu lassen, aber die Schrecken kamen schnell und rissen mit Damm und Deich auch weise Ueberlegung fort."

Sie schüttelte den Kopf. „Du irrst, Roland, es war gut, daß Du gingst und ich habe nicht gelitten."

„O Christiane!" unterbrach er sie lachend. „Aber Sie hören's Freund; Mitleid wird hier zu jeder Zeit verschmäht."

Christiane hob die Augen zu König auf. „Es ist also wahr, daß Roland den Justizrath Bucho mit Gefahr eigenen Lebens gerettet hat?"

„Ja, er hat ihn wenigstens ziemlich lange über Wasser gehalten. Ob er ihm damit einen großen Dienst geleistet hat, ist fraglich."

„Meine Frau hat es mir nicht anders vorgemacht," versetzte Roland. „Es scheint so unser Schicksal, zur ungewünschten Zeit in der Nähe dieses Mannes aufzutauchen."

„Den Keiner von Ihnen über Wasser halten könnte, verfahren wie sein Leben nun einmal ist. Uebrigens liegt er an den Folgen des gefährlichen Tanzes mit den Eisschollen jetzt krank, Gläubiger und Kläger stehen wartend auf den Ausgang und Sie, Doktor, wenn Sie Ihr Schicksal recht verstehen — so schmieden Sie das Eisen bei rechter Zeit.“

Als die Männer zusammen fortgingen und König schon auf den Flur getreten war, schlang Christiane die Arme von rückwärts um Rolands Hals zog sein Gesicht herab und fragte:

„Kommst Du bald wieder?“

„Warum?“

„O, Du sollst nicht fragen, nur antworten: Ja oder Nein.“

„Also nein.“

„Schade!“

Er wollte sie trösten, aber sie lachte aus hellen Augen.

„Schade für Dich, heute bin ich nicht allein. Ilse Freyhold versprach zum Thee zu kommen.“

Seine Augen leuchteten auf, so daß es ihr ins Herz ging. Er sagte nichts, aber sie wußte mit Sicherheit, er würde nicht allzu lange ausbleiben.

Die Uhr hatte kaum sieben geschlagen, als Roland wieder heimkehrte. Er war sehr freundlich und gesprächig mit Christiane, die er noch allein und bei der Lampe sitzend fand, konnte sich aber schwer in Geduld fassen. Eine freudige, erwartungsvolle Unruhe trieb ihn mehrmals von der Zeitung wieder auf. Christiane verhielt das Lächeln, blickte kein Mal auf und merkte doch sehr wohl, wie er durch die Zimmer ging, als wenn er sie noch ordnen oder darauf ansehn müsse, ob Ilse sich darin gefallen könne. Sein Arbeitsstübchen fand er nicht warm, die Lampe über dem Eßtisch nicht hell genug. Endlich warf er sich wieder in den Lehnstuhl neben Christiane, that einen Seufzer schwerer Ermüdung und zwang sich zu besserer Gelassenheit.

„Wenn sie nur einen Scherz gemacht hat?“ dachte er und sah Christiane zweifelhaft von der Seite an. „Dies emsige Nähen und ihr halbes Lächeln ist doch beinahe verdächtig.“

Da sie immer nicht aufsah, fragte er zuletzt:

„Sag' mal, Christel, ist dieser Einfall, mit Ilse Freyhold Thee zu trinken, in Deinem guten Herzen entsprungen?“

Sie nähte beharrlich. „Ich weiß es wirklich nicht, wir begegneten uns neulich auf der Straße,

ich bat um ein Stickmuster und da verabredeten wir diesen Abend.“

„Vielleicht hat Ilse die Verabredung vergessen.“

Christiane schwieg.

Eine volle Stunde war seit Rolands Heimkehr vergangen. Endlich, um acht Uhr, kamen eilige Schritte die Treppe von oben herunter, die Klingel tönte, Christiane warf ihr Nähzeug hin und ging zu öffnen; eine Minute später trat sie mit Ilse in den Schein der Hängelampe, unter welcher Roland stand und wartete.

„Seit einer Stunde harren wir auf diesen Augenblick,“ sagte er zu Ilse und wunderte sich, daß sie nicht wärmer antwortete.

Sie war blaß, ihr Blick verhalten, die Stimme beklommen wie bei einem Menschen, der einer großen Angst oder Anstrengung nur kaum entgangen ist. Diese auffallende Niedergeschlagenheit weckte die guten Geister der Freundlichkeit in Christiane. Sie fing an sich theilnehmend um Ilse zu bemühen, während Roland sich Gedanken darüber machte, was seine heitere Freundin so verwandelt haben könne.

Sie saßen schon eine Weile zusammen, als er fragte:

„Sie haben sich doch nicht etwa gezwungen, uns zu besuchen?“

Ilse hob sehr erstaunt den Blick.

„Gezwungen?“ wiederholte sie und fuhr mit beiden Händen über das Gesicht, bis die Wangen brannten und die Augen glänzten. „Nein, o nein! Aber da Sie fragen, merke ich, wie schlecht ich Ihnen danke; die ganze Wahrheit ist denn schon das Bessere, und diese Wahrheit lautet: ich habe mich zu unvernünftig auf diesen Abend gefreut. So übergroßes Vorwegfreuen macht endlich matt. — Eine Reihe mühevoller Tage liegt eben hinter mir, Schuljahrsanfang und hundert kleine Nothwendigkeiten und Aergernisse, die unbeschreiblich und nahezu erstickend sind; ich ging mitten durch wie durch sanften Sommerregen, der Einem gar nichts anthut, und wenn ich ja einmal zur Besinnung kam, was es denn sei, das mir wie Licht und Federkraft hier innen saß, so war es der Gedanke und die Erlaubniß, wenn Alles vorüber, zu Ihnen gehen und aufwachen zu können. Und heute, um sieben Uhr, kamen noch ein paar Kolleginnen, die sprachen und sprachen, ich weiß nicht mehr wovon, und waren nicht los zu werden und hätten mich fast um Alles gebracht. Ach!“ — Sie holte tief Athem und brach in Lachen aus.

Roland war aufgesprungen, stand vor ihr und sah mit entzückten Augen in ihr lebhaftes, glückliches Gesicht, und Christiane sagte:

„Auf diese liebe Beichte hin sehen wir Sie doppelt gern.“

„Ja, und nun kommen Sie und beschauen Sie das Nest, ob es Ihnen hält, was Ihre Augen aus der Entfernung hinein geträumt haben.“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie an seinen Schreibtisch und zu den Blumen Christianens, und zeigte ihr die Kupferstiche und Gemälde und manche Zierlichkeiten, welche die Wände und Zimmerecken sinnvoll und doch bescheiden schmückten.

Im Eßstübchen war der Tisch gedeckt, das Wasser sang im Theekessel und der Duft von frischen Apfelsinen würzte die Luft.

„Jetzt wollen wir doch sehen, ob es nicht gelingt, vergnügt zu sein,“ sagte Roland, als sie sich um den Tisch setzten.

Es gelang bestens, wiewohl sie manchmal auf die ernsthaftesten Fragen fielen.

„So ist sie nun!“ sprach Roland zu Christiane und wies auf Ilse hin. „Immer gedankenruhlos, am liebsten das Inwendige aller Gründe nach außen

gekehrt. In der Marienburg wollte sie wissen, wie sich's in solchem Wohnhaus träumte und fühlte und ob die Ordensritter glückliche Leute waren, und das Aergste ist: ich harmloser Mensch soll ihr die Räthsel einer Welt enthüllen."

„Ich habe nun mal das Vertrauen, daß Sie es können," versetzte Ilse einfach, „und werde es immer haben."

Ein dunkler, fast sorgenvoller Schein ging bei ihren Worten durch seine Augen.

Sie fragte ihn nach Büchern, die sie lesen wollte.

„Nicht so viel lesen," meinte er.

„Doch!" fiel sie ein. „Ich bin unersättlich und ich denke auch, wer etwas schaffen will, muß zuvor wissen, was Andre schufen."

Er lachte sie aus.

„Armes Kind! Welch' Irrtum! Die Buchweisheit war niemals schöpferisch."

Christiane schlug sich auf Ilses Seite. „Wie ein Mädchen denn Kenntnisse erwerben könne, wenn nicht durch Lesen?" fragte sie.

Er lachte noch eine Weile, wobei er mit sichtlichem Genuß Christiane und Ilse in die vom Eifer leuchtenden Gesichter sah, dann sagte er ernsthaft:

„Fräulein Ilse, wenn Sie denn schon etwas schaffen wollen und müssen, so nehmen sie den Weg durch die Empfindung Ihrer offenen Sinne, die Glut Ihres Herzens und die Ehrlichkeit Ihres Gewissens, Punktum!“

Sie lächelte. „Und wenn das Geisteskindlein doch mißräth?“

„So wird man's Ihnen sicher mit wenig Schonung sagen. Aber ich rathe Ihnen, nicht allzuviel darauf zu hören. Damit Sie übrigens verstehen, was ich eigentlich meine, gehen Sie morgen in den Saal unseres Vereins, wo die Skizzen Forellis aushängen, und schauen Sie aufmerksam hinein. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht daraus lernen könnten.“

Nach dem Essen rückten die beiden Frauen zusammen, steckten die Köpfe gegen einander und probten das versprochene Stickmuster. Roland sah ihnen zu. Er glaubte nie bessere Augenweide gehabt zu haben, endlich zog er das Nähzeug unter ihren Händen fort, weil es die Stirnen und Gedanken niederzwänge. Christiane öffnete das Klavier und spielte nach Noten, nicht mit erlesener Kunst und großer Kraft, die liebevolle Innigkeit ihres Wesens war auch der Grundton alles dessen, was sie trieb.

Ilse saß unterdeß mit Roland; sie flüsterten und schwiegen abwechselnd.

„Sie dürfen nicht verrathen, was Sie jetzt hören,“ sagte er. „Diese Kompositionen sind noch ungeschnittene Trauben.“

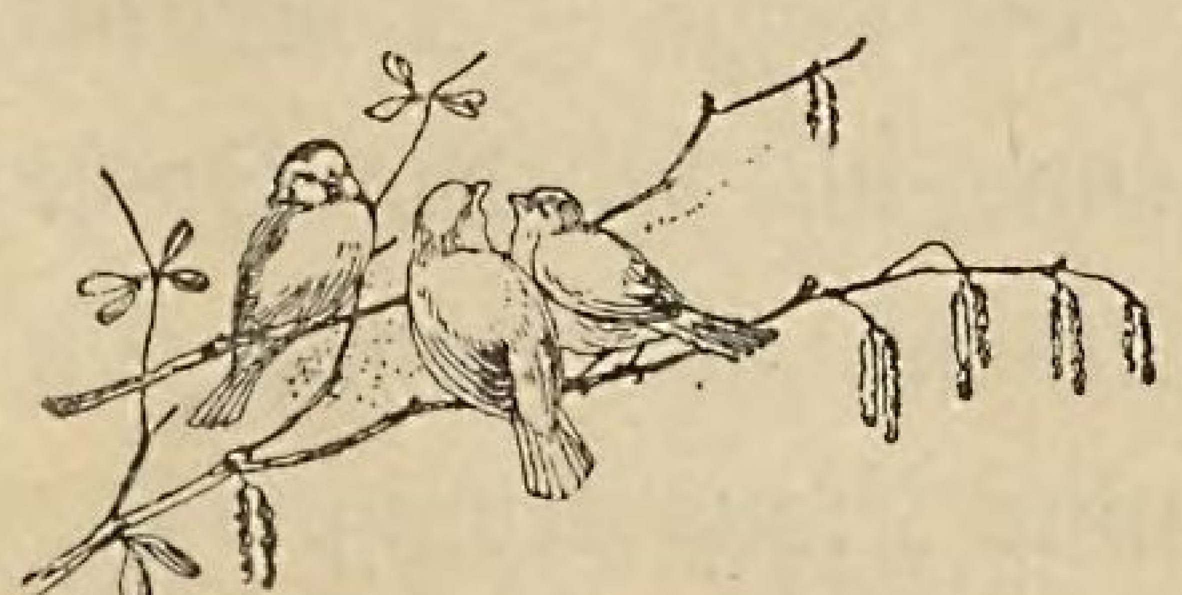
„Wie das?“

„Wir haben sie in Pension, ihr Vater ist Lukas Forelli.“

„Was halten Sie von den Forellis?“

„Daß man ihr Bestes noch nicht kennt, denn sie sind Verschwender und Geizige am unrechten Orte. Das wird nicht leicht verziehen.“

Betäubt von Glück und unruhig von Gedanken kam Ilse gegen Mitternacht nach Hause.



XXIV.

In dem Saal, darin sonst die Historischen ihre Vereins- und Leseabende hielten, hingen jetzt die zwölf Cartons und waren gegen Eintrittsgeld zum Besten der Ueberschwemmten anzusehen.

Ilse benutzte zwei freie Zwischenstunden, um von der Schule aus zur Ausstellung zu gehen. Der Saal war noch fast leer und Niemand störte ihr andächtiges Schauen, in welchem sie vor jeder der zwölf Tafeln eine lange Zeit verbrachte.

„Das nenne ich bei der Sache sein," sagte endlich eine Stimme hinter ihr. Sie wendete sich um und erkannte Klaus König.

„Hat er's gut gemacht?" fragte er, auf die Cartons deutend.

„Ich bin ganz hingenommen," versetzte sie. „Die große Wahrhaftigkeit trifft geradenwegs ins Herz."

„Andere Leute sind anderer Meinung. Zum Beispiel Herr Jean Morain und seine Bekenner vermissen die Farbe. Am Ende haben sie auch recht, Papier und Kohle als viel zu arme Mittel zu bezeichnen.“

Ilse zuckte die Achseln. „Oelfarben an sich sind noch nicht Lebensfarben. Ich möchte die Kunst so handhaben, wie Herr Forelli.“

„Das heißt, Sie wollen nun lieber zeichnen und malen, anstatt zu dichten?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht doch, ich möchte mit der Feder darstellen, was hier in Kohle lebt: Das Einfache, das Größte und das Kleinste, tiefgründige Lebendige. So, oder lieber gar nicht. — Ach, wie unendlich schwer muß solch Gelingen sein!“

„Ich glaube nicht,“ meinte König. „Wie ich den Erich kenne, ist es ihm kaum schwer geworden. Er findet dergleichen auf der Straße.“

Ilse schaute den Redenden großäugig an, auf ihrem Gesicht lag der tiefste Ernst und eine qualvolle Spannung.

„Auf der Straße?“ wiederholte sie. „Kann das sein? Das wäre furchtbar.“

„Warum?“ fragte König, und sah mit An-

theil, wie bewegt sie war. „Warum furchtbar? Mir scheint er ganz beneidenswerth.“

Sie nickte. „Ja, er gewiß. Aber wir Andern? So glücklich sein dürfen, ohne recht zu wissen, wie sehr man's ist, so sicher das Rechte finden, ohne mal danach zu suchen, ohne sich zu mühen, und umgekehrt vielleicht, immer suchen und immer stümpern, immer nur blind und steuerlos treiben?“ Sie schloß die Augen und ihr Gesicht war blaß geworden.

„Das habe ich doch nicht sagen wollen,“ sprach König. „Steuerlos im Ungewissen soll kein Künstler treiben; aber das Wesentliche, Unerläßliche, das sine qua non bleibt das Angeborene, die glückliche Hand. Unsere Aesthetiker nennen es Begabung, Talent, Genie, je nachdem.“

„Und den Unglücklichen, der dieses Einen ermangelt, nennen sie Stümper.“

„Dilettant,“ berichtigte König.

„Woran erkennt man es, ob man Dilettant ist? Herr Forelli ist es nicht.“

„Nein, das sehe ich nun wohl. Er hat Borax, gleich Ihnen.“

Ihr Blick huschte von der Seite über ihn hin,

fragend, ob er heute und vielleicht immer nur seinen Scherz mit ihr treibe.

Er faßte ihre Hand und sagte mahnend: „Wie Sie nur wieder aussehen! Nicht so heiß, nicht stets so heftig ins Zeug! Es will doch Alles, und gerade das Beste am heimlichsten und stillsten, erst langsam werden. Sie kommen vermuthlich noch einmal weiter, als dieser Erich. Da ist er übrigens!"

Erich lehnte halb sitzend gegen das Fensterkreuz und blickte sorglos, mehr amüsirt als interessirt, bald auf seine Cartons, bald auf die wenigen Beschauer, die mit verlegenen Gesichtern davorstanden, als wüßten sie nicht, was sie aus dieser Kunst machen sollten.

Langsam schlenderte er jetzt auf König zu und ließ sich Ilse vorstellen. Daß sie seine Entwürfe durch ihn selbst erklärt haben wollte, nahm er anfangs für Scherz und sehr leicht, dann aber zog ihn ihr Fragen, Auslegen und Vergleichen weiter und weiter, bis er in verlegenes Staunen über seine eigenen Werke gerieth.

„Sie verstehen mich tiefer, als ich mich selbst kenne," sagte er und griff mit komischer Geberde an seinen Kopf. „Bin ich's? Oder bin ich's

nicht? Nein, ich habe mein Ich zu Hause gelassen; hier treibt sich nur die Schale Körper umher. Es wäre gescheiter, sich davonzumachen, bevor Sie Zeit gewinnen, Alles zurückzunehmen und mit der Erklärung abzuschließen: dieser Forelli ist ein Schlafwandler, wenn man ihn anruft, fällt er auf die Nase."

Und damit sah er sie doch siegessicher an, wie er gewohnt war Mädchen anzusehen, und wunderte sich, daß sie das nicht bemerken wollte. Sie war schon wieder bei den Zeichnungen und legte ihnen und ihrem eigenen Schaffenshunger Fragen vor, die mit dem Menschen Forelli nichts zu thun hatten. Auch seinen ganz ehrfürchtigen Abschiedsgruß erwiderte sie zerstreut.

Aber als er gegangen war, wandte sie sich gegen König zurück und sagte: „Ich bin sehr dankbar, er hat mich viel gelehrt."

Der Saal begann sich jetzt zu füllen, Ilse zog ihre Uhr hervor und wurde vor Schrecken roth.

„Mein Gott," sagte sie bestürzt. „Ich habe meine Lehrstunden verpaßt. Was thun?"

„Hierbleiben," rieth König, „ruhig hierbleiben. Da kommen Baers, für den Nachhauseweg unter sicherer Bedeckung ist gesorgt."

Sie reckte den Hals. Richtig: Roland warf eben mit lustigem Wurf, als wenn es ihn freue, das thun zu können, sein Markstück auf den Teller am Eingang und trat sodann die Wanderung durch den Saal an. Er führte Christiane am Arm und sprach vor den Cartons auf sie ein.

„Nicht wahr, die Dinger gefallen Dir, Christel? Du findest sie gut? Und warte nur, sie bestehen die Probe der guten Bücher, der reichen Herzen und lieben Gesichter, je länger und öfter man hineinschaut, desto mehr liest man heraus.“

„So ist es.“

Er fuhr herum. „Wer spricht? Wer erkühnt sich hier zu sprechen?“ rief er und griff freudig nach Ilses Hand. „Da sind wir also beisammen und ich kann Ihnen zeigen —“

Und zum dritten Mal vertiefte sich Ilse in den Lebenslauf des Stromes, aber diesmal war ihr Interesse doch mehr bei dem Erklärer, als seinem Objekt.

Vor den Darstellungen des ausgetretenen Stromes fand sich der Konsul Oertel zu den Andern.

Roland lächelte Ilse zu, bevor er ihn ansprach. „Unser Kapitel aus Marienthal in Bildern,“ sagte

er. „Sie könnten wundervoll und schlagend Propaganda für meinen Vorschlag machen.“

„Man kann schließlich Alles zeichnen und Alles auf die Spitze treiben.“

Das war die ganze Erwiderung Oertels, wenn Roland nicht etwa den Blick voll Mißtrauen dazu nehmen wollte. Christiane trieb er das Blut in die Wangen, und auf dem Heimweg mit König sagte sie zu diesem:

„Mein Mann lebt in seinem neuen Interesse, als könnte es gar nicht anders sein, während die Andern schon besorgen, er möchte sein Geschichtswerk darüber versäumen und vergessen.“

Zu Königs Ohren waren derlei Besorgnisse allerdings schon gedrungen und hatten ihn zornig gestimmt.

„Dieser Furcht wäre leicht abzuhelfen,“ sagte er jetzt, „wenn man ihn dazu brächte, ein Bruchstück seiner Arbeit auszulegen — vielleicht öffentlich vorzulesen, auch zum Besten der Ueberschwemmten. Soll ich ihm davon sprechen?“

„Bitte, thun Sie es.“

König wandte sich gegen Roland und Ilse, die hinterherkamen. Nach den ersten paar Sätzen, die er vorbrachte, fiel ihm Roland in die Rede.

„Fräulein Ilse ist Ihnen mit solchem Vorschlag schon zuvorgekommen,“ sagte er. „Wir haben eben Alles durchgesprochen. Uebermorgen kann die Unterhaltung vor sich gehen. Merkwürdig, ich habe nie zuvor daran gedacht“

„Mir kam schon der Gedanke, als ich zum ersten Mal Ihre Stimme hörte,“ bemerkte Ilse.

Er sah interessirt in ihr Gesicht. „Denken Sie nur immer so für mich voraus, ich werde es vergelten und“ —

Da fiel sein Blick auf Christiane, er brach ab, trat an ihre Seite und wollte ihren Arm in den seinen ziehen.

„Ich danke Dir, Roland, die Straße ist feucht, da geht man besser allein.“

Jeder für sich allein, so gingen sie auf der feuchten Straße neben und hinter einander her, wie es sich zufällig traf, und sprachen in kurzen, kleinen Sätzen oder schwiegen, Alles beinahe zufällig, beinahe mechanisch.

Und fast mechanisch griff Erich zur selben Zeit in seinem Zimmer ein paar Mal nach der Kohle und zeichnete die Umrißlinien von Ilses Kopf und Gestalt als Unterbrechung eines Nach=

sinnens, in welchem sein Geist etwas suchte, ohne zu wissen, was? Er hätte ebenso gut noch einmal und zwar ganz ernsthaft fragen können: Bin ich's oder bin ich's nicht?

Ilse aber hatte ihren Entschluß schon gefaßt, ehe sie noch den Ausstellungssaal verließ, ihn auszuführen, fiel danach nicht schwer.

Es war gegen Abend und der Vater mußte bald aus der Kanzlei nach Hause kommen, im Ofen brannte zu besserer Behaglichkeit ein leichtes Feuer; sie saß davor, den Schooß voll beschriebener Blätter, langsam nahm sie eins nach dem anderen auf, legte es auf die Kohlen und sah zu, wie die Flamme lustig und gefräßig Prosa und Poesie mit gleichem Appetit verzehrte.

„Es war ja noch nichts, weder gut noch schlecht, weder zu tadeln noch zu loben. — Fingerübung war es, Tonleiter, krumme Kinderbeinchen." So sprach sie vor sich hin. — „Aber es wird etwas werden, ganz gewiß, es wird mir noch gelingen, ich fühle es. — Wer das nachfühlen könnte, jetzt, hier, ach!" Sie fiel in Gedanken. — Minna kam in die Stube und setzte sich ausruhend ans Fenster.

Durch die Dämmerung sah Ilse zu ihrer Schwester hin, einen zweiten Blick schickte sie durch

das Zimmer mit all' seinen alten, eigentlich häßlichen Dingen. Es kam ihr dennoch heimlich, verständlich und wohlig vor, wie nie zuvor.

Minna, woran denkst Du?" fragte sie mit schmeichelnder Stimme.

„An Dich, Ilse?"

„Dich quälen noch die beiden Lehrstunden, die ich heute versäumt habe, total vergessen, weil das Entzücken mich nicht losließ, ja buchstäblich nicht losließ."

Sie sprang auf, ging mit niederhängenden Armen und verschränkten Händen und gesenktem Kopf ein paar Mal in der dämmerigen Stube auf und nieder und blieb dann wieder vor dem Ofenfeuer stehen.

Die Klingel an der Flurthür erst machte dem Feierstündchen der Beiden ein Ende. Es war des Vaters Klingelton.

„Noch keine Lampe?" fragte er im Hereinkommen, und während Minna dieselbe anzündete, half Ilse dem Vater aus dem Ueberrock in den Hausanzug.

Eine volle Stunde lang behandelte der alte Rendant an diesem Abend in umständlicher Rede

ein Thema, das er „Lebensfrage“ nannte: die Stellung der Kanzleibeamten und ihr Weiterrücken im Gehalt.

Das war nun seine Welt.



XXV.

Für die Ueberschwemmten! Natürlich! Ich kann das Wort bald nicht mehr lesen, ohne übel zu werden. Jeder reitet darauf zu eigenen Gunsten. Brehmer, hörst Du? Freitag Abend im historischen Saal Vorlesung von Doktor Baer für die Ueberschwemmten. Auf diese Gelegenheit hat er gewartet, um nicht vor leeren Stühlen zu lesen. — Nun meinethalben."

Professor Brehmer hörte zwar, nahm seiner Frau aber doch die Zeitung aus der Hand, um selber nachzulesen.

„Also Freitag! Baer will einen Auszug aus seiner Geschichte von D. lesen; wir sind etwas neugierig, an welche Muster er sich gehalten hat. Also Freitag?"

„Wir wären neugierig? Da irrst Du Dich, Brehmer."

„Wir Kollegen vom Verein, meine ich.“

Sie fiel ihm ins Wort. „Es ist kummervoll, daß Du ohne mich zur Seite mit Deinem Gehör nicht ausreichst; ich für meine Person bleibe lieber zu Hause.“

Roland hatte sich von König und Christiane überzeugen lassen, daß er mit der Vorlesung einiger Kapitel seines Werkes das Vertrauen zu demselben befestigen müsse; im Uebrigen dachte er die Sache der Ueberschwemmten zu reiten, damit es künftig keine Ueberschwemmten gäbe.

Zum Thema seines Vortrags mochte jenes gedruckte Heftchen dienen, das er früher Christiane so zärtlich ans Herz gelegt hatte und jetzt mit scherzhafter Dringlichkeit zurückerbat. Daß Christiane sich weigerte, ihn lesen zu hören, nahm er zuerst verwundert, ließ dann aber ihre Gründe gelten und that zuletzt Alles mit dem Geständniß ab: er würde sich freier bei der Sache fühlen, wenn ihre Augen nicht vor ihm wären.

So sah sie ihn zur bestimmten Stunde fortgehen, trat auf den Balkon und wartete umsonst, daß er aus der Hausthür kommen und den Gruß empfangen möge, den sie ihm nachrufen wollte. Er mußte geradezu fortgestürzt und unter dem Thor-

bogen verschwunden sein, ehe sie noch den Altan erreicht hatte. Enttäuscht kehrte sie endlich ins Zimmer zurück und wollte eben ihr Nähzeug vornehmen, als sie glühend und fast mit einem Schrei emporfuhr.

Das war ja noch sein Schritt, der rasche, bekannte, den sie im Hause hörte — er kam von der oberen Treppe herab!

Christiane stürzte noch einmal auf den Altan und blickte über das Geländer: unten öffnete Roland die Hausthür und ging sehr raschen Schrittes und ohne nach oben zu schauen die Gasse hinab.

Wenn sie doch sein Gesicht deutlicher hätte sehen können, um zu wissen — —

Wissen? Ist Wissen nicht Bitterniß und Tod? Unwissend konnte sie annehmen und glauben, Roland habe noch bei König vorsprechen, ihn abholen wollen, was doch nur zu wahrscheinlich war.

Aber Roland war nicht bei König gewesen, sondern bei Ilse. Am Fuße der Treppe hatte er die Thür zur Freyhold'schen Wohnung oben offen gesehen, war die Treppe hinangestiegen, in das Entree getreten und gegenüber der gleichfalls offenen Stubenthür stehen geblieben.

Die Stube war leer, ein starker, zwingender

Duft von frischen Veilchen und Maiglöckchen lockte entgegen. Roland that zwei Schritte vor und sah im Rahmen der Seitenthür Ilse auf der Bettkante sitzen, einen Strauß von losen Blumen zwischen den Händen auf dem Schooß.

Er rief sie an.

Aufspringend ließ sie Veilchen und Maiglöckchen zur Erde fallen, ihre Augen waren beglückte Frage, ihre Wangen und Lippen überraschte Glut.

„Ich habe Sie von süßen Betrachtungen aufgeschreckt,“ sagte Roland und sammelte die Blumen auf. „Ein ganzer Frühling an den Frühling.“

„Sie sind von Herrn Forelli,“ erwiderte sie. „Gefallen sie Ihnen, möchten Sie welche haben?“

„Nein, danke, — warum thun Sie so gleichgiltig, als wenn sie Ihnen nicht gefielen?“

„Gefallen wohl, als Blumen, aber als Geschenk sind sie ganz gleichgiltig, eigentlich sogar lästig, denn Papa wird viele Worte und Bedenklichkeiten dazu haben und Herr Forelli hat nur meine Bewunderung seiner Skizzen damit quittiren wollen.

Sie streckte die Hand nach rückwärts und legte die Blumen auf den Tisch; ihre gedankenvollen Augen waren nicht dabei.

„Kommen Sie mit, ich gehe eben vorzulesen," sagte Roland. „Sehen Sie, hier steckt das Opus."

Er zog das Heftchen mit dem oberen Rand ein wenig aus der äußeren Brusttasche seines Rockes.

Ilse wendete das Gesicht wie in Gefahr einer starken Versuchung ab, an ihrem Halse und der Wange sah er, wie das Blut in kämpfender Erregung emporstieg.

„Meine Frau meint zwar ganz richtig, eine sehr bekannte und vertraute Person öffentlich reden oder lesen hören, gewähre mehr Beklemmung als Genuß, aber für mich wäre es doch schön, wenn Sie da heute im Saale säßen unter den Anderen, ich würde alsdann das Gefühl haben, nur zu Ihnen zu sprechen. Und das Ende von Allem würde Sie auch interessiren. Der geschichtliche Vortrag ist mir nämlich ganz Nebensache, ich denke die Gesellschaft etwas im Interesse unserer Stromverbesserung anzufassen und zum ersten Mal auf ihre Erkenntniß Sturm zu laufen."

Ilse blickte herum. Ein Kampf und ein Verlangen waren in dem lauschenden Gesicht, die seine Schönheit nur erhöhten.

„Der Saal wird gewiß ganz voll sein," sagte sie.

„In meiner Begleitung fänden Sie Platz."

„Das wohl, aber es geht nicht."

„Warum nicht?'

„Wir haben Schulkonferenz und Papa würde schelten."

Er streckte ihr die Hand hin. „Schade! Adieu also."

Ihre Hand in der seinen, zögerte er noch eine Minute.

„Nun habe ich Sie beinah traurig gemacht, ganz gegen meine Absicht," sagte er. „Nehmen Sie an, Sie ersparen sich eine Täuschung, da Sie ver-vermuthlich Außerordentliches erwarten und ich nur Mittelmäßiges zu geben habe. — Uebrigens, Sie sind mir noch Ihr Gedicht schuldig, wenn werde ich es haben?"

„Niemals, es ist schon vernichtet."

Er zog sie an der Hand etwas näher.

„Wahrheit? Volle Wahrheit?"

Sie nickte.

„Und das hinter meinem Rücken? Warum denn solch' Verrath?"

„Ja wohl, Verrath ist das Wort," sprach sie, „das ganze angebliche Kunstwerk war nichts als Verrath an der Wahrheit und Natur. Es war

nur Antäuschung, nur Phantasie, nicht empfunden und erlebt, nur ersonnen und erträumt."

„Und dessen sind Sie sicher? Woher nehmen Sie Ihre Maßstäbe für Wahrheit und Empfindung?"

„Vom Leben. Ich könnte auch sagen von Ihnen, aber das würden Sie nicht verstehen, weil Sie sich in der Wirkung Ihrer Person nicht selber deutlich sein können." —

Sie wandte sich halb zur Seite und in mechanischer Bewegung den Blumen zu, mit denen ihre Finger gedankenlos spielten, dann beugte sie sich vor und schob ein halbes Dutzend Veilchen in den Spalt seiner Rocktasche zwischen die Blätter des Druckheftchens.

Der feine Duft stieg wie Zärtlichkeit der Herzen zwischen ihnen auf und die Macht dieser Zärtlichkeit zwang ihre Augen zu einander.

Ilse lächelte.

Ihr Lächeln war der Tropfen Zuviel für Roland. Ueberwältigt zog er sie an sich. Leidenschaftlich und stürmisch küßte er den Mund, von dem das Lächeln wie der Schmelz von Schmetterlingsflügeln wich.

Sie stieß ihn nicht sogleich fort. Für einen kurzen, besinnungslosen Augenblick erwiderte sie hin=

gebend und vergessend Kuß und Umarmung, dann schwankte sie zurück und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ilse!“ rief er, „Vergebung, ich konnte nicht anders — ich war —“

Sie winkte ihm wortlos, er möge gehen.

Wenige Minuten später fand er sich verwirrten Gemüthes in dem hell erleuchteten, bis auf den letzten Platz besetzten Vereinssaal.

Jetzt lesen? Auf dem Umschlag des dünnen Büchleins standen die Widmungsworte an Christiane, und da er die Blätter wendete, stieg der Veilchenduft empor und sprach von Ilse. Sinne und Gedanken wollten ihm fast darüber schwinden, wenn er aber den Blick hob, die Wirklichkeit und sich selbst zu fassen, fiel derselbe auf mehrere hundert Gesichter, von denen keines vergleichbar jenen beiden schien, es war ihm, als rückten diese Hunderte auch räumlich weit, weit weg, und seine eigene Stimme vernahm er wie aus der Ferne als fremden Klang. Das währte so eine Stunde lang, dann wich die dumpfe Betäubung ganz plötzlich wie auf scharfen Riß, die letzte gedruckte Seite mit ihrem dicken Strich unten brachte die volle Klarheit zurück, er kam sich wie erwacht vor.

Jetzt erkannte er alle die lieben „Historischen" mit ihrem Staub des Gestern und Vorgestern in den Blicken, die patrizisch Traditionellen mit ihrer chinesischen Unnahbarkeitsgewohnheit, jetzt sah er auch Therese und neben ihr Klaus König, und nun schlug er sein Heftchen zu, drückte Veilchenzauber und Widmungswort zusammen in der geschlossenen Linken, streckte die Rechte weit über das Lesepult, dessen Außenrand umfassend, und sprach mit klarer erhobener Stimme:

„Ich habe Ihnen soeben ein Stück unserer lokalen Vergangenheit zeigen dürfen und danke Ihnen für die bewiesene Geduld im Anhören. Vielleicht ist Manchem von Ihnen solche Geduld keineswegs leicht geworden, denn von mir selbst weiß ich, daß man sich zu einem gesammelten Blick auf gestern und das Vergangene bisweilen erst zwingen muß, während das Heute mit seiner stärkeren Macht und Noth aus nächster Nähe uns bezwingt.

Es giebt Kreuzungs- und Scheidepunkte für die streitenden Gewalten des Alten und des Neuen."

Er hielt eine Sekunde an, um sodann mit völlig unerwartetem Gedankensprung die weitere Rede an die Forellischen Cartons zu knüpfen, die rechts und links die Wände schmückten. Im Laufe

seiner Besprechung derselben nannte er sie eine zwar glänzend und ergreifend verfaßte, aber inhaltlich beschämende Geschichte eines gewaltigen Thoren, den man thöricht vergewaltigt habe, ohne seine Thorheit darum heilen zu können. Aber heilen, was irgend heilbar ist, sei Heutepflicht, Heutezug und wo die Heilung schwer und kostbar, gäbe es doch einen Weg dazu, die Geschlossenheit des Willens Aller zu einem Ziel. „Ein nächstes, nothwendiges und großes Heutegebot für uns Leute von D. und Umgegend ist, den Thoren Weichsel zu korrigiren. Ich bin so durchdrungen von dieser Nothwendigkeit, daß ich Ihnen allernächstens den Grundriß einer Vereinsbewegung vorzulegen und wenn es sein muß, ungezählte Male damit bei Ihnen anzuklopfen gedenke. Es gilt nicht müde darin werden!"

Dieses und Aehnliches sprach Roland zu seinen Hörern, rief ihnen zuletzt fast fröhlich ein muthiges „Auf Wiedersehen" zu, verbeugte sich und trat die beiden Kathederstufen hinab. Die geräuschvolle Bewegung der aufstehenden, rückenden, sich drängenden und durcheinander sprechenden Versammlung schlug über ihm zusammen.

„Was sagen Sie?" fragte König die schon zum Ausgang eilende Therese.

„Die Stadt hat sich in Roland Baer geirrt.“

Er lächelte. „In gutem Sinne, denke ich. Jetzt könnte ich fast ohne Schmerz von hier weggehen, er wird schon das Seine schaffen.“

„Aber Zwei schaffen's vielleicht besser.“

So sprechend, ließ Therese den Freund gedankenvoll zurück.

In dem kleinen Nebensaal umstand eine Anzahl Männer Roland im Gespräch, darunter die Historischen, ein paar Stadthäupter, der Konsul Oertel und die Träger alter Namen; man sprach in sehr verschiedenem Tone auf ihn ein.

Erst allmählich gelang es König, zu ihm vorzudringen.

„Sie sehen nicht sehr zufrieden aus,“ sagte er.

„Die Leute verstehen mich gar nicht,“ war Rolands Antwort. „Es wird in D. mit so erstaunlich festgeprägten Werthen gerechnet, daß meine historische Darstellung unsympathisch berühren mußte. Ich treffe auf lauter Empfindlichkeit. A. und B. und C. finden sich nicht groß genug im Bilde und die wunderlichsten Rezepte fallen.“

„Aber um Gottes Willen,“ unterbrach ihn König, „dadurch werden Sie sich doch nicht irre machen lassen?“

„Ich würde es nicht, wenn die verfl — Anspielungen nicht wären. Der angeschirrte Gaul soll nicht vom Wege biegen; wofür erhält er denn sein Futter? Dämme und Kanäle bauen wollen, mache noch lange keinen Faust.“ —

Es wetterleuchtete in seinen Augen, während er so sprach, und da er eben Oberwindt auf sich zukommen sah, schnitt er die Anrede desselben damit ab, daß er den Nächststehenden ein so kurzes Lebewohl bot, daß es fast wie Abschied auf immer klang.



XXVI.

Christiane sah erstaunt auf, als Roland noch vor zehn Uhr zu ihr ins Zimmer trat. Sie hatte ihn, da die Vorlesung um Neun zu Ende sein mußte und er nicht gleich darauf erschien, so bald nicht mehr erwartet. Die verhaltene Erregung und einen starken Innenkampf las sie aus der Blässe seines Gesichtes.

Was mag vorgefallen sein? fragte sie sich und folgte ihm mit den Augen, als er umständlich Hut und Handschuhe ablegte, ein paar Mal hin und herging vom Wetter, vom Winde und der Hitze im Saal sprach, die Hand wiederholt an die Stirn führte, den weißen Shlips mit einem anderen vertauschte, und dies Alles wie Jemand that, der Zeit braucht, um zu sich selbst zu kommen, oder um sich selbst zu meiden.

Als er dann endlich näher zum Tische trat, an dem Christiane saß, blieb er schweigend eine Weile stehen und sah ihr nachdenklich zu, kam dann noch einen Schritt näher, faßte sie um die Schulter und küßte sie.

„Hast Du schon Deinen Thee getrunken, Christel?"

„Ja, Du aber möchtest noch essen. Ich hole Dir Alles."

„Nein, danke, ich habe keinen Hunger — im Gegentheil, Schwere im Kopf."

Er ließ sich in der Sofaecke nieder.

„Hast Du mir mein Heft wieder mitgebracht?" fragte sie. „Es war Dir nur geliehen, wie Du weißt, und ich habe es eigentlich vermißt; während ich hier saß, hätte ich gern für mich gelesen, was Du den Anderen vortrugst."

Er lächelte, griff in seine Brusttasche und gab ihr das Verlangte.

„Ich verstehe mich nicht darauf, öffentlich vorzutragen," sagte er. „Wenn Du mich fragen wolltest, wie das heute war, könnte ich nur sagen: Mechanisch, schlafwandelnd, etwas wie Taubheit im Gehirn, merkwürdig hypnotisches Gelähmtsein diesem ganzen geschriebenen Dinge gegenüber. Und

damals, Christel, vor einem Jahre waren wir Beide so ziemlich entzückt davon, es gefiel uns."

„Roland!" rief sie erregt. „Bemühe Dich nicht, so sündhaft Dir und mir Dein Bestes zu verkleinern und zu verleiden. Uebrigens wäre das auch vergebliche Mühe. Ich las die andere Mappe in diesen Tagen, es wirkt noch ebenso wie im Anfang, Dein Werk ist nicht verändert, nur Du hast den Standpunkt gewechselt."

„Vielleicht, sogar sehr möglich!" erwiderte er. „Aber darin ist auch nichts zu ändern."

„Du müßtest Dich denn zwingen wollen, wenigstens nicht absichtsvoll mit Einbildung und Zweifel zu spielen. — Hat die Vorlesung den Anderen gefallen?"

Er antwortete nicht und sie blätterte in dem Heftchen.

„Wie das hier nach Veilchen duftet!" rief sie plötzlich und schaute suchend um sich. Einen Moment hielt sie dann die gedruckten Seiten gegen das Gesicht, es war nicht Täuschung, der Veilchenduft kam von dorther. Als sie fragend auf Roland sah, überfiel sie schauernd ein ahnender Gedanke, sie ließ die Hände sinken, schob das Heft hastig von sich und vermochte nicht mehr die Augen aufzuschlagen.

Er streifte sie mit unsicherem Seitenblick und sah, daß sie blaß geworden und ihr Gesicht in seinem Ausdruck verwandelt war. Qual und Kampf wohnten darin!

Roland sprang auf.

In Rathlosigkeit und Pein so neben ihr zu sitzen vermochte er nicht länger.

Im Zimmer auf- und niedergehend erzählte er jetzt von der Vorlesung, nicht den kleinsten Umstand verschwieg er, als wenn es ihm darum zu thun sei, daß sie nun Alles erführe und ihre Gedanken in bestimmter Richtung hielte; während dieses lebhaften Erzählens hielt er sich doch geflissentlich in einiger Entfernung und außerhalb des vollen Lampenscheines und blickte bei gelegentlichen Pausen besorgt und zweifelnd zu ihr hinüber.

Sie konnte ja nichts argwöhnen, nur sein Schuldgefühl ließ ihn das glauben; wie hätte sie sonst so ruhig mit Nicken, Zuhören und Fragen ihm zugestimmt, nur ganz — ganz wenig mit der Stimme zitternd.

O Christiane!

Noch war er längst nicht zu Ende. Die ganze Beklemmung und Gegensätzlichkeit und alle innere Auflehnung, die er nach Schluß der Vorlesung

unter den Rathschlägen und Aeußerungen der Andern empfunden hatte, kam in Worte.

Christiane hörte zu, mehr noch: sie verstand und fühlte nach.

„Und da gabst Du ihnen ihren Vertrag zurück und machtest Dich frei,“ sagte sie, als er schwieg.

„Wie meinst Du das, Christel?“

Ihre Augen waren groß geöffnet, die schönsten Liebesmeere, unerschöpften Inhalts voll, so leuchteten sie in dem bewegten Gesicht.

„Ich meine, was Du meinst, Roland, daß Dein Gelehrtenberuf hier mit Allem was drum und dran hängt, nicht mehr nach Deinem Herzen ist und daß Du ihnen das frank und frei heraus gesagt hast. Die gegenseitige Verbindlichkeit ist aufgehoben. Du bist frei von ihren Fesseln.“

„Du bist rasch, Christiane.“

„Doch nicht rascher als Du, Roland, denn Du bist innerlich schon seit Monaten so weit.“

„So weit nicht. So mitten drin abbrechen geht eben nicht.

„Ich thäte es, wenn ich Du und an Deiner Stelle wäre.“

„Du?“ Er kam näher, fast ganz nahe und sah mit stillem, sehr liebevollem Lächeln zu ihr

herab. Dann schüttelte er den Kopf. „Es geht doch nicht, es geht so nicht, wir haben dann nichts, nichts, um davon zu leben; denn in dem Amtsrichterstall könnte ich vollends nicht mehr zurück.“

Sie sprang auf, ganz Glut und Eifer.

„Deswegen, Roland? Nur deswegen? Wenn wir sonst nichts hätten, so haben wir doch uns, uns selbst. Du bist für mich Alles, und wenn Du mich nur etwas liebst, läßt Du mich kein Hinderniß sein für Deinen Entschluß. Hier wenigstens kein Hemmniß. Wir sind nur Zwei —“.

Jetzt brach ihre Stimme und was sie noch hätte sagen mögen, küßte er von ihren Lippen, als er sie stürmisch an sich zog und mit Liebkosungen überhäufte.

„Wie komme ich zu diesem größten Reichthum, ich zu Dir?“ fragte er.

„Roland! Laß, o laß ab. Verhöhne mich nicht. Ich bin zum ersten Male glücklich und dankbar dafür, daß wir keine Kinder haben und leichten Gepäcks im Leben stehen.“

Er streichelte ihre Wangen. „Das hat mich nie gequält, aber heute wird es allerdings zum Glück. Nur Eins! Ehrlich, Christel, ganz ehrlich: erschiene ich Dir nicht, wenn ich morgen meinen

Vertrag mit Oertel und der Stadt auflöste, als ein ganz wankelmüthiger, rückgratloser Mensch? Als ein Rohr im Winde, zerfahren und zersplittert durch das Widerspruchsvolle der eigenen wirren Natur, als ein ungetreuer Knecht, der das Grundgebot, sich selber zu bezwingen, nicht begreift?"

„Liebster Mann, Du bist immer Du. Du nennst es Wankelmuth, ich nenne es Gewissen, Mannesgewissen, von zu treuer und zarter Art, um den Namen und Gewinn einer Leistung behalten zu wollen, an die er sein Bestes nicht mehr hingeben kann. Ist es so, Roland?"

„So ungefähr — und alles Uebrige sei einerlei — wenn nur vor Dir und mir, das ist vor unserem Gewissen, die Rechnung stimmt."

„Roland, sage mir das noch einmal, sag' es mir manchmal — ich danke Dir so —"

Sie hielt die Arme um seinen Nacken und weinte in lang verhaltenen, befreienden Thränenströmen.

„Nicht so weinen, Christel —"

„Nein, ich will nicht, ich ende schon —" und sie richtete das bethränte Antlitz auf, daß er es trocknen möge.

„Christel, dies ist Alles so über Erwarten

schön und lieb und wunderbar — es sollte nicht klanglos vorübergehen. Wir haben noch Wein — der große Augenblick ist werth, gefeiert zu werden."

Sie ließ ihn kaum aussprechen, und flog davon, um Wein und Gläser zu holen.

Unterdeß stand er gedankenvoll und sehr bewegt am Tisch, vor ihm lag das Heft, aus dem verrätherischer Veilchengruß die warme Zimmerluft durchströmte, eine qualvolle Erinnerung in diesem Augenblick, den er mit Christiane feiern wollte. „Ich möchte es am liebsten von der Seele heruntersprechen, mich dann aus ihrem Munde von der Vergehung lossprechen lassen — von Christiane selbst. Gott! Was tragen wir an unserm Herzen für Sturmgefahr und Untergangsbedrohung mit uns herum. Wir? Nicht Christiane. Wie sie liebt! Ganz und groß! — Und Ilse? Kenne ich ihr Herz?"

Er griff das Buch vom Tische auf und schob es in das Schubfach seines Schreibtisches.

Seufzend warf er sich in den Lehnstuhl und deckte die Augen mit der Hand. Was heute in seiner Seele mit einander stritt, beengte ihm die Brust und glühte hinter der Stirn mit physischem Schmerz.

Da kam Christiane mit Wein und Gläsern,

deckte ein frisches Tuch auf den Tisch und stellte Gebäck und Früchte zu dem Uebrigen. Er sah ihrem Hantiren zu. Sie hatte ihr Haar frisch aufgesteckt und eine helle Bluse angezogen.

Der Wein war eingeschenkt.

„Roland!“

Er trank das erste Glas im Stehen und Hin- und Hergehen durch das helle, behagliche Stübchen. Einmal stieß er mit Christiane an und stellte das geleerte Glas auf die Tischecke, wo zuvor das Buch gelegen hatte. Wo war es inzwischen hingekommen?

Christiane dachte darüber nach, aber sie fragte nicht. Sie dachte auch, daß Roland nach Allem fröhlicher sein könne und daß es die rechte Art des Feierns doch nicht sei. Ueber solche Anwandlung dann selbst erschreckend, setzte sie sich zitternd nieder. Er kehrte eben von seiner Wanderung bis zur Thür wieder um.

„Nun, Christel?“

„Roland, Gott Lob, daß es so gekommen. Ich bin glücklich für Dich!“

Es zuckte in seinem Gesicht. „Kind, Kind! Liebstes!“ Er warf sich vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihre Knie und öffnete sein ganzes Herz

— Alles, bis die hellste Klarheit über Bitterniß und Kampfesnoth den Sieg gewann.

Danach wurde er fröhlich bis zur Ausgelassenheit, und Christiane dachte nicht mehr, daß er nicht zu feiern und zu lieben wüßte.

So wie heute war er noch nie gewesen, auch in den Bräutigamstagen nicht.



XXVII.

Roland ging seinen Luthergang. Führte ihn derselbe auch nicht vor Kaiser und Reichstag, sondern nur in das Haus des Konsul Oertel, das unwiderrufliche: „Ich kann nicht anders“ mußte, wie damals so auch hier gesprochen werden.

Gleich am Morgen nach jener schönen Abendfeier mit Christiane war der Absagebrief an die Stadt D. geschrieben und aufs Rathhaus geschickt worden.

Die nächste Folge war, daß der Konsul Oertel in höflich dringendem Schreiben Roland zu einer Besprechung in sein Haus lud. Die beiden Verwalter des Oertelschen Vermächtnisses, die städtische Kommission, welche Roland vor zwei Jahren berufen hatte, der Archivrath Faltin und Klaus König, waren gleichfalls aufgefordert worden, und als Roland zur genannten Stunde erschien, fand er sie

schon versammelt. Er dachte an jenen ersten Gesellschaftsabend in diesem Hause und sein Auge suchte unwillkürlich Jean Morain und die beiden Professoren zur Vervollständigung der Gruppe.

Oertel kam ihm mit ungewohntem Eifer entgegen:

„Wir freuen uns, Sie doch noch zu sehen; nach der Ueberraschung und dem Schrecken, den Sie uns bereitet haben, sind wir auf Alles gefaßt gewesen.“

„Auswanderung! Amerika wenigstens,“ rief Faltin mit tönendem Lachen.

Roland hob die Brauen. „Ich merke, daß ich der am meisten Ueberraschte bin,“ sagte er. „Mein Sinn ist keinenfalls auf Weggehen gerichtet; wie können Sie das nach den Schlußworten meiner Ansprache vorgestern Abend nur denken?“

„Ihr Brief gestattet uns Alles von Ihnen zu denken.“

„Sie haben uns in eine peinliche, höchst peinliche Lage gebracht.“

„Peinlich und unbequem für beide Theile, für Sie doch wohl auch.“

Während dieser Aeußerungen der Anderen hatte Oertel, unbemerkt von Roland, diesen fest und prü-

fend angesehen, jetzt nahm er das Wort und sprach mit gesenkten Augenlidern und gemessenen Tones:

„Sie werden sich ja natürlich überlegt haben, etwas spät allerdings, wie ich nicht verhehlen will, überlegt haben, wie Sie sich persönlich einrichten wollen. Vermuthlich haben Sie einen Ruf erhalten, der Sie stärker lockt. In diesem Fall hätten wir doch wohl ein Recht auf offene Erklärung und —"

Roland unterbrach ihn. Er wies eine solche Deutung seines Schrittes mit Protest zurück. „Er sei kein Streikender aus Lohngründen," sagte er mit halbem Scherze, „noch wolle er unter eigenem Gewinn die Stadt in Nachtheil setzen."

„Schreiben aber dennoch von zwingenden Gründen?" wurde entgegnet. „Wir unsern Theils, und mit uns wohl die Stadt, finden uns zufrieden, auch wenn Sie langsam bei Ihrer Arbeit vorgehen, immer nur in Stunden eigner innerer Aufgelegtheit. Ihre Probe gestern hat warm angesprochen. Was wollen Sie mehr? Ich glaube, Sie können zufrieden sein."

„Das eben kann ich nicht," gab Roland dem Sprechenden zurück. „Ich kann den Ruf in mir nicht ignoriren, wenn er zu einer That sein gebieterisches inneres „Nein" spricht. Ich habe es nie

gekonnt, und zwänge ich mich dazu, so würde ich dabei zu Grunde gehen."

Die Andern sahen einander an.

Ob er nicht doch etwas verrückt oder nur — so anmaßend, so unglaublich rücksichtslos und hochmüthig wäre? fragten ihre Augen und Faltin faßte das in Worte, als er ironisch bemerkte:

„Dieser vermeintlich gebieterische Ruf dürfte unter Umständen mal sehr unbequem und zur Unzeit laut werden. Ich würde Ihnen rathen, auf Ihrer Hut davor zu sein."

„Es ist Gewissensruf," sprach Roland, mit dem Bemühen, ruhig zu bleiben. „Wenn mein Gewissen vielleicht nicht ganz landläufig sein sollte, so ist es doch gerade dann verzweifelt ernsthaft, wenn es unbequem wird."

„Mehr ungeduldig als ernsthaft, bedauerlich ungeduldig," sagte Oertel halblaut vor sich hin, dann hob er den Blick gegen König, der ihm gegenübersaß und noch kein Wort gesprochen hatte, und gab ihm zu verstehen, er möge es jetzt thun.

„Wie die Dinge liegen, ist uns der Gedanke ebenso peinlich, Sie wider Ihren Willen binden zu wollen, wie der, daß Sie nach zwei Jahren mühe-

voller Arbeit nun gleichsam auf dem Trocken sitzen sollen. — Wie arrangiren wir uns?“

Er sprach laut Auftrag und in seiner Eigenschaft als Magistratsperson, nur ein leise verrätherischer Anflug von Lächeln deutete auf die Freundesstellung, in welcher er zu diesen Fragen stand.

Roland fühlte sich unter den Blicken der Uebrigen heiß und aufgeregt werden.

„Meine ganze Forderung ist, von Ihnen nicht geflissentlich mißverstanden und abfällig beurtheilt zu werden, Ihnen nicht für wortbrüchig im gewöhnlichen Sinne zu gelten. Vielleicht, daß ich in Zukunft einmal vollende, was ich mit Wärme anfing, eine Garantie vermag ich nicht mehr zu leisten, denn es müßte mit Wärme geschehen oder gar nicht. Heute gehen mir das Herz, die Zeit und Kraft, die ich dem Werke schuldig wäre, gänzlich ab. Das Heute hat das Gestern in mir todt gemacht, ich kann in seiner Luft nicht länger athmen.“

Er stand auf. Wie Alpdruck legte sich die Wahrnehmung auf seine Brust, daß seine Worte ohne Spiegelung in den Gesichtern vor ihm blieben, und daß er weder Freisprechung noch Einverständniß darin las.

Eigensinniges Schweigen umgab ihn, und nur Oertel stieß den kurzen Satz hervor:

Sie sind ein gefährlicher Mensch!"

Roland versuchte keine Vertheidigung darauf. Mit einem Lächeln, bedauernd und beinahe traurig, bot er dem Konsul scheidend die Hand, neigte den Kopf gegen die Andern und schritt zur Thür; noch in derselben traf er auf den Bedienten Oertels, der eine mündliche Meldung überbrachte.

Justizrath Bucho war soeben gestorben.

Diese Nachricht brach das Schweigen des verstimmten kleinen Kreises, und Roland hörte im Flur, wie sie drinnen durcheinander sprachen und Königs Stimme die Führung dabei hatte.

Im Treppenhaus stand Heidi, ans Geländer geschmiegt, in lauschender, erwartungsvoller Haltung, die Roland auffiel. Er nickte ihr zu, stieg die Treppe abwärts und trat aus der Hausthür. Drei Schritte von derselben entfernt, sah er Ilse von Weitem auf das Haus zukommen. Ihr also hielt das Kind oben die frohgespannte Ungeduld bereit.

Und er wäre nicht Willens dazu gewesen? Was hätte er darum geben mögen, ihr jetzt in rasch gesprochenen, schnell verstandenen Worten mittheilen

zu dürfen, was soeben Entscheidendes geschehen war, ihren Beifall oder ihr Bedauern zu kosten und sich von der Wärme durchstrahlen zu lassen, mit der sie oft so wunderbar und sicher den Weg in seine Seele fand.

Einen kurzen Moment glaubte er, es könne wieder so sein, und nichts sei anders zwischen ihnen geworden. Da sah er sie schon tief und erschreckend blaß werden, zurückweichen und, ohne die Augen zu erheben, als habe sie nichts gesehen, wie zufällig die Straße durchqueren und drüben an der anderen Häuserreihe entlang gehen.

Die Straßenbreite lag trennend zwischen ihnen, als hätte sie Abgrundtiefe.

Roland war nicht wohl ums Herz, als er seinen Weg allein weiter ging, und es half auch nichts, daß er in Erinnerung an jenen Augenblick besinnungsloser Vergessenheit sich sagte: „Da stand ich, ich konnte nicht anders — Gott helfe mir!"

„Wenn ich ihr nur wenigstens helfen könnte," dachte er. „Wenn ich ihr zu dem verlorenen, köstlichen Vertrauen zurückhelfen könnte, von dem sie so glaubenssicher sprach: „Ich habe es nun mal und werde es immer haben."

Daß Oertel ihn einen gefährlichen Menschen

nannte, hatte er mitleidig belächeln können, daß er sich nun selbst einen haltlosen Menschen nennen mußte, entfärbte sein Gesicht und preßte ihm das Herz.



XXVIII.

Heidis Begrüßung auf der Treppe war so stürmisch zärtlich, daß sie den Frostschauer und das Zittern überdeckte, mit dem Ilse oben ankam.

Gleich darauf begann die Lehrstunde und Beide saßen sie bei Büchern und Schreibheften auf dem gewohnten Platz wie immer.

Nur daß Ilse übermenschlicher Anstrengung bedurfte, um die einfachsten Worte zu fassen, weil nichts mehr einen Sinn hatte, und um zwei Buchstaben im Schreibhefte zu unterscheiden, weil alle ineinanderliefen, nur daß es sie immer wieder mit einem Gefühl packte, so schmerzhaft, so qualvoll, so schauernd elend, daß sie wiederholt die Hand gegen die heiße, besinnungslose Stirn oder mit Umklammerung an die Tischkante führte. Heidis Augen überraschten sie mehrmals bei dieser halb unbe-

wußten Nachhilfe mit der Hand und eine stumme Kümmerniß kam in ihr Gesicht, eine schonende Behutsamkeit in ihre Art zu sprechen und sich zu bebewegen. „Fräulein Ilse,“ sagte sie endlich, „Sie sind krank, ich sehe es genau, wir wollen lieber Alles liegen lassen.“

Ilse fuhr zusammen. „Nein, Kind, liebes Herz, ein wenig Kopfschmerz, der darf uns Beide nicht hindern.“

„Mich macht er traurig,“ antwortete Heidi und ihre Augen füllten sich schon mit Thränen; sie stand auf, legte beide Hände um Ilses Stirn und lehnte deren blasses, kämpfendes Gesicht an die eigene, unschuldsvolle Brust.

„O, schade, schade! O, lieber, armer Kopf, o liebstes, einziges Gesicht,“ flüsterte sie mit Innigkeit.

Einen Moment gab Ilse nach, schloß die Augen und ließ, was sie mit Seelenqual durchschnitt, im ungehinderten Empfindungsstrom über sich hinquellen, dann raffte sie sich auf, strich Heidi die Mitleidsthränen aus den Augen, hielt sie eine Minute noch vom rechten Arm umfaßt und sagte:

„Heidi, ich habe Dir etwas zu sagen; höre nun auch zu: Du mußt Dein Herz nothwendig etwas tapferer machen, es könnte sonst einmal

schrecklich mit Dir durchgehen. Wir erwachsenen Menschen haben bisweilen im Innern eine Noth auszukämpfen, bei der uns nur das Schweigen noch zusammenhält, wenn man das Leiden anspricht wird es unerträglich.“

Noch ehe Ilse ganz vollendet hatte, war Heidi ihr schon aus dem Arm geglitten, hatte still ihr Schreibheft aufgeschlagen und schrieb.

Von dem Kopfschmerz war nicht mehr die Rede. Aber jene Innennoth, die das Angesprochenwerden nicht erlaubt, trug Ilse mit sich herum, wo sie auch ging und stand, und da sie wieder auf der Straße war, versank jedes andere Empfinden vor ihrer quälenden Gewalt.

Herausreißen, nur die Erinnerung aus der Brust herausreißen dürfen und den Zweifel an das eigene Selbst! Nur die richtende, vernichtende Stimme nicht hören müssen mit ihrem Rufe: „Das glaubtest Du zu sein und das bist Du!“

Einem instinktiven Zuge gehorchend, lenkte Ilse ihre Schritte zu dem Vereinshause, von der unbestimmten Hoffnung geleitet, an den Cartons sich wieder gesund sehen zu können.

Daß die Tafel „Zur Ausstellung“ mit ihrer wegzeigenden Hand vom Treppenaufgang schon ent-

fernt war, bemerkte sie nicht und wurde erst an der Saalthür gewahr, die Ausstellung sei inzwischen geschlossen. Einige Leute waren beschäftigt, die Cartons von den Wänden zu lösen, auf der Diele stand eine Kiste, man hämmerte daran und Staub flog auf.

„Zu spät!“ antwortete eine Stimme, da Ilse mit stummer Geste des Staunens an der Schwelle verharrte.

„Zu spät! Nix mehr von Kunst! Sie kehrt ergebenst den Rücken.“

Als wenn sie den Zuruf im tiefsten Wortverstande nehme, nickte Ilse dem Sprecher melancholisch zu, ohne etwas zu erwidern. Es war Kapitän Großmund, der hier unter den Packern stand und der Kunst einen gefälligen und praktischen Spediteurdienst leistete.

Er zog Ilse sogleich an der Hand in die nächste Fensternische und theilte ihr geheimnißvoll und wichtig mit: „Wir packen hier ein, wie Sie sehen. Die Dinger gehen jetzt nach Berlin und dann weiter. Aber ich? Wissen Sie, was ich gethan habe? Ich habe an Tonychen geschrieben, darauf aufmerksam, Stimmung gemacht, untergefeuert. Tonychen ist jetzt in Berlin und hat natürlich einen großen Anhang. Was sagen Sie?“

„Gut!“ sagte sie, „recht gut.“

„Ja! Von nichts wird nichts, das ist meine Ansicht. Haben Ihnen die Skizzen gefallen, Fräulein Ilse?“

„Nur gefallen?“ antwortete sie. „Das ist zu wenig.“

Die Augen des Kapitäns wuchsen an Rundung, er sah ihr mit diesen runden, erstaunten Guckern sehr eindringlich ins Gesicht und sagte:

„Unter uns: in natura ist die Geschichte doch ein bischen interessanter. Sie waren natürlich draußen am Durchbruch? Was, Sie waren nicht? Haben nichts mit Ihren leibhaftigen Augen gesehen? Und sind ein junges Mädchen und Lehrerin und sonst so von Temperament und sind mein, des alten Kapitäns — na, wie sag' ich gleich? — sind mein Miethskind? Was kann da sein? Wir fahren 'raus, jetzt, wir Zwei auf meinem „Allegro.“

Ilse machte Einwände. Ihr Vater würde schelten, er sei Mittagszeit zu Hause.

„Johnny! Johnny!“

Johnny kam hinter der Kiste vor.

„Johnny, Du läufst nach Hause und bestellst an Herrn Freyhold und Fräulein Minna, daß wir zum Durchbruch hinaus sind. Fräulein Ilse von

mir eingeladen, der Wissenschaft wegen. Johnny, Du verstehst."

Ja wohl, Johnny verstand. Auch die ergänzende Bestellung Ilses an den Vater verstand er.

Großmund aber rieb sich die Hände. Eine Veranstaltung wie diese, das war Dienst nach seinem Herzen.

„Sie werden mir das danken," sagte er. „Und Augen werden Sie machen! Kommen Sie."

Zum Augen machen war die Fahrt den Strom hinauf zur Gabelungsstelle allerdings. Und Gedanken wie Unterhaltung kamen ungerufen.

Es war windig und kalt auf dem kleinen offenen Ding von Fahrzeug, aber Ilse empfand es als Wohlthat für den brennenden Kopf und in der scharfen, freien, die Worte schnell forttragenden Luft zu sprechen, ging immer noch besser als im geschlossenen Zimmer, wo die unsicher bebende Stimme wie eine fremde von den Wänden zurück ins Ohr fiel.

Ihr Gesicht hellte sich auf.

Da verdarb Großmund Alles mit einem ungeschickten Wort. Er war auf die Bank gestiegen und hatte Ilse geholfen, ein Gleiches zu thun, um

besser überschauen zu können, was sich nun mehr und mehr vor ihren Augen aufthat: der Fluß gabelte sich, das weite Delta, welches seine Arme umfaßten und das nordwärts gegen das Meer lag, bot eine einzige Verwüstung. Wiesen und Aecker, Weg und Straße, Kanäle und Gräben, Brücken und Dämme mochten zu anderer Zeit hier miteinander wechseln, jetzt war ihre Spur und Grenze unfindbar in dem dunklen Wasser verloren. Halb zerstörte unterspülte Häuser in unheimlich gesenkter Stellung ragten einsam drüber hinaus, zerbröckelte Ueberreste eines Festungsbaues höhnten ihrer Bestimmung, Bäume mit den Wurzeln himmelwärts, schwimmende und treibende Planken, Thüren, Feldgeräthe, zwischen Sanderhebungen und stückweis stehen gebliebenen Dämmen — und das verbindende wie trennende Element all' dieser Trümmer in unabsehbarer Weite bis zum Horizont war trübes, spülendes, unheimlich vom Winde bewegtes Wasser. Kein lebendes Wesen übrigens. Sie waren untergegangen oder geflohen, die hier geathmet und gewohnt, und hatten dem Sieger die Stätte lassen müssen.

„Wo sind wir?“ fragte Ilse.

Großmund hatte nur auf diese Frage gewartet.

„Sehen Sie!“ rief er. „Ausgelöscht was da war; rein mit dem nassen Schwamm von der Tafel weg. Da, wo der Kirchthurm mit der Spitze vorguckt, lag das Dorf, von dort her lief das Wasser querüber zum verbotenen Stelldichein mit dem Meere auf kürzestem Wege. Sehen Sie, wie naiv verwundert der überraschte Damm seinen Riß bestaunt und was da Alles vorübertreibt: Gartenstühle, Pferdekrippen! Puh! Nette Bescheerung. Das ist Natur, elementare Natur. Wie steht nun der Künstler mit seinen Bildchen da?“

Ilse nickte, das Wort blieb ihr im Halse stecken.

Großmund aber fuhr fort.

„Wenn die Natur mit ihrer Tatze zuschlägt, giebt die Kunst am besten ihre Künste auf? Habe ich recht? Und den ohnmächtigen Kampf hätten Sie sehen sollen, jetzt blicken wir nur auf das Feld nach geschlagener Schlacht.“

„Ja,“ sagte Ilse. „Und dennoch —“

„Und dennoch? — Gewiß — Kann man dies darstellen? Und wenn man es wollte? Man hielte sich und die eigene kurzarmige Macht zum Besten. Nichts kann man, nichts — die Tatze schlägt zu und zerbricht dem Ruhm die Knochen.“

Er griff Ilse an den Arm und hielt sie fest.

Beim Schaukeln des kleinen Dampfers wäre sie fast über Bord gefallen, dabei spritzte das Wasser ihnen Beiden bis zu den Schultern.

Der Kapitän schaute nach einer Stelle aus wo ein geschütztes Stück ihnen das Anlegen ermöglichte.

„Wir wollen mal sehen, wie weit wir kommen. Sie haben nicht Furcht, Fräulein Ilse?"

„Vor dem Wasser nicht."

„Und vor mir doch wohl auch nicht, der alten Wasserratte?"

„Nein. — Aber vor mir, mir selbst, und der Tatze Natur, die meinem ganzen Ruhm die Knochen zerschlug," dachte sie.

Sie stiegen aus und gingen über Steine, Faschinen, Bretter, durch Schwemmland und durch seichtes Wasser einen höchst bedenklichen Weg. Melancholie, Vernichtung, Verlassenheit und Schweigen bildeten Spalier.

Der Kapitän schritt mit schiffsgerechtem Schaukelgang voran, Ilse hinterher, oft von seiner Hand gehalten, manchmal ermahnt, immer aber von dem ortskundigen, mittheilsamen Mann über Alles unterrichtet, was sich hier und dort zugetragen, wie Dieses und Jenes so gekommen.

Er war ganz in seinem Element, ein Berichterstatter ohne Sentimentalität, viel eher dem Erklärer eines Panoramas ähnlich.

Ilse's wegen hätte er nicht so gesprächig zu sein brauchen.

Auf dem fast unkennbaren Gartenstück einer ehemaligen Krugwirthschaft tauchte zum ersten Mal ein lebender Mensch vor ihnen auf. Der alte Vater der Krugwirthin ging hier nach verlorener Habe suchend mit einem Sack umher.

Wie er her gekommen sei und wie er fort wolle? fragte Großmund.

Ein Regierungsdampfer hatte ihn abgesetzt, vielleicht käme ein anderer, ihn wieder holen.

Großmund ließ den Mann aus der Flasche trinken, die er mit sich führte; als es geschehen, wandte sich der Krüger plötzlich zur Seite, ließ sich auf dem nächsten Plankenstück nieder und brach in Schluchzen aus.

Ilse war allein geblieben; von dem Mauerrest, auf dem sie saß, ließ sie ihre Blicke gehen. Aus Norden wehte es kalt herüber; um ihre Füße stand blankes Wasser und durchnäßte sie, zu Häupten durchschnitt langgezogener Pfiff die graue Luft, einmal, noch einmal. Das Hohnpfeifen der Herrscherin

Natur, die an der suveränen Kultur ihren Tatzenschlag versuchte.

Auf diesen Ton hob Großmund mit bedeutsamem Wink den Kopf: „Ob sie höre? Ob sie verstehe?“ Er suchte sodann auf dem Boden nach einem Scherben, darin auch Ilse einen Tropfen Erwärmung zu sich nehmen könne. Ja, das sei nothwendig. Sie hätten ja noch die Rückfahrt vor. Ilse nahm den so gebotenen Tropfen aus einem Stückchen Flaschenglas, das wirklich gefunden wurde. Geschmolzenes Blei könnte nicht schmerzhafter in der Kehle brennen, als dieser Seemannstrunk, dachte sie und wunderte sich, daß von nun an das stechend brennende Gefühl nicht mehr weichen, die gehoffte Erwärmung aber durchaus nicht kommen wollte, oder daß dieselbe sich immer hartnäckiger an ungewollter Stelle einrichtete, in den Schläfen, hinter der Stirn, in den Augen. Den unglücklichen Alten nahmen sie zur Heimfahrt auf dem „Allegro“ mit, er setzte sich neben Großmund und sprach — von Roland, und noch brennender und quälender und die Ruhe verzehrender, als der Tropfen Alkohol in die erkrankte Kehle, fiel dieser Name und das Gespräch der Männer in die erkrankte Seele des verstörten Mädchens.

„Da ist die Stadt! Vier Uhr. Rund drei Stündchen sind wir ausgeblieben!“ rief Großmund, als er Ilse beim Aussteigen half.

Zusammen schritten sie durch das Thor in die Gasse, und hier rief der Beflissene schon von Weitem unter Hutschwenken:

„Diener! Diener! Gehorsamer Diener!“

Auf dem Balkon standen Roland und Christiane.

„Woher?“ fragte Christiane und nickte Ilse zu.

Einen einzigen Blick hatte die nach oben geschickt, dann war sie im Hause verschwunden.

Oben in die Stube tretend, fand sie den Vater, Minna und Karl Sauberzweig mit Guste um den Kaffeetisch sitzen, sie kehrten ihr erwartungsvoll die Gesichter zu und fragten neugierig durcheinander, als Ilse aber die Lippen zur Antwort öffnete, kam die Stimme nicht mehr hörbar heraus, sie faßte unter wehem Ausdruck an die Kehle und schüttelte den Kopf.

„Also doch erkältet. Ganz unbesonnen erkältet, höchst unbesonnen,“ sagte der Vater.

Unbeschreiblich war der Blick, mit dem die Augen der Gescholtenen auf diesen Vorwurf ant-

worteten und er rechtfertigte die Art, wie Minna ihr zu Hilfe kam, als sie sagte:

„Da Ilse nichts zur Vertheidigung vorbringen kann, wollen wir ihr lieber keine Vorwürfe machen.“

— — — — — — — — — — —

Ilse brachte nichts mehr vor. In der schweren, wilden Fiebernacht, die diesem Tage folgte und aus der es keine Rettung gab, antwortete sie nur den Vorwürfen des eigenen Herzens, in jagenden Gedanken und stummen Seufzern führte sie nur noch wortlose Zwiesprache mit der eigenen Seele.



XXIX.

„Was geht denn drüben vor?“ — Mit dieser vor sich selbst gesprochenen Frage stand Therese von ihrer Arbeit auf und eilte zur Hinterstube, aus welcher seit zehn Minuten etwa die Stimme Erichs in aufgeregten Lauten herüber drang.

Sie fand Großmund, den Kapitän, mitten auf der Diele stehen. Erich sprach leidenschaftlich auf ihn ein:

„Das kann nicht sein!“ rief er. „Das ist unmöglich. Wenige Tage sind es her, daß sie vor meinen Cartons neben mir herging und stand und sprach und mehr Leben hatte, als ihr alle Anderen zusammen. Und jetzt sagen Sie, wäre dies Leben todt? Das kann nicht sein, Kapitän! Das ist unmöglich. Menschen wie dieses Mädchen sterben nicht so bald. Warum sollten sie auch, warum

sollten sie es müssen? Warum sollten Andere leben, wenn diese stirbt?"

Großmund machte statt aller Antwort eine rathlos verzweifelnde Geberde gegen Therese, Erich aber fuhr außer sich fort:

„Wie kommen Sie nur darauf? Wie bringen Sie es fertig, so Unmögliches zu träumen, wo nehmen Sie den Muth her, Anderen damit das Haus zu stürmen und das Herz zu schrecken? Gestorben? Ilse Freyhold gestorben? Diese Nacht?"

„Gegen Morgen! Luftröhrenentzündung, Zuschwellung, Fieber. Akut, akut," sagte Großmund in gedrückter Haltung. „Um Gottes Willen, Herr Forelli, setzen Sie mir nicht auch noch zu; ich bin schon halb von Verstande und kann mich zu Hause nicht sehen lassen vor ihren Gesichtern, die Alle — Luftröhrenentzündung, Zuschwellung, Fieber! — Wer kann dafür? Wer kann mir schuld geben? Auf dem ‚Allegro' erkältet? Ja, aber — ist das meine Schuld? Bin ich erkältet, der ich doch mit von der Fahrt war? Ebenso gut könnte es Ihre Schuld sein, Herr Forelli, denn ohne Ihre ausgehängten Kartons, die sie noch einmal sehen wollte, hätten wir uns gar nicht getroffen, wäre ich nicht darauf gefallen, ihr lebendige Sintfluth auf die

schattirte zeigen zu wollen. Sie und Ihre Kohlenrisse könnten genau so schuldig sein wie ich."

„Meine Kohlenrisse?" Erich brach in ein beinah wildes Lachen aus, das fast wie Schluchzen klang. „Meine Kohlenrisse? Nicht auch die „Lustigen Blätter"? O, wie sich die Menschen auf Ernst und Scherz, auf Werth und Unwerth schlecht verstehen! Ein Mal wollte ich's ihnen recht machen, schon dachte ich mich in heiligen Ernst und Fleiß zu fassen — schon —"

Seine Stimme sank und verlor sich in dunkles Gemurmel, er kauerte auf einem niederen Stuhl hin, zog die Knie hoch gegen das Kinn, umfaßte sie mit beiden Armen und ließ die Hände aus den Manschetten heraus schlaff über einander hängen, so daß die Adern hoch und dunkel aufliefen. Seine Augen starrten blicklos auf eine leere Wandstelle gegenüber, an der nichts zu sehen war, als ein großer eiserner Haken, an welchem Lukas bisweilen seine Geige aufzuhängen pflegte.

„Da möchte ich ihn aufgeknüpft sehen nebst seinem „Allegro", dachte er mitten im dumpfen brütenden Hinstarren und schnellte einen finsteren Blick auf Großmund.

Der sprach sich unterdeß mit halbem Geflüster

gegen Therese das Unbehagen und die Verstörtheit vom Herzen. Es war ihm Erleichterung, Erich dabei den Rücken zuwenden zu können.

„Hatten die Beiden ein Verhältniß?" fragte er.

Therese hätte fast gelächelt, so fremd und wunderlich stand die respektvolle Betrübniß einem Gesicht, welches die Natur zum Vergnügungsplatz geplant hatte.

„Nein, kein Verhältniß; er hat sie kaum gekannt. Was sagt Doktor König zu dem traurigen Fall?"

Erichs Kopf fuhr in die Höhe.

König? Eine neue Gedankenkette spann sich an diesen Namen.

Mit Klaus König hatte Ilse so vertraut gethan, und er, Klaus, hatte die Forellis nie zuvor von dieser Freundschaft etwas wissen lassen. Warum nicht? Da ihm selber doch Therese und nicht Ilse am Herzen lag.

Erich stand auf, griff nach einem Hut, der ihm zunächst lag und, weil er Lukas gehörte, viel zu eng und hoch zu Kopfe saß, stülpte ihn auf und ließ Therese und den Kapitän ohne Abschieds- und Erklärungsworte zurück.

Den Flur und Korridor zu Königs Wohnung

fand er unverschlossen, und da er ihn eben durchschreiten wollte, wurde gegenüber die Thür, hinter welcher das Wohnzimmer der Freyholds lag, von Jemand, der hinein ging, geöffnet und blieb angelehnt. Nichts war zu hören.

Erich trat ohne viel Ueberlegung zwei Schritte gegen die zu kleinem Spalt geöffnete Thür, blieb stehen, sah hinein, dann drückte er sie sachte zurück und war im Zimmer.

In der Mitte desselben, wo damals die Hochzeitstafel gestanden, war jetzt ein Bett hingestellt, aus welchem man die Federkissen entfernt und neue Betttücher über die Matratze gebreitet hatte; zu Häupten lag ein blauseidenes Kissen und eine ebensolche gesteppte Decke mit weißen Spitzen über dem Fußende. Liebesdienste, die Christiane der todten Ilse erwiesen hatte.

Eben jetzt war sie bemüht, einen kleinen Rosenzweig der Entschlummerten zwischen die Finger zu legen. Sie that dies Alles stumm, mit sanfter Zärtlichkeit und Sorgfalt, und erst da es vollendet und ein Ganzes von unnennbarer Schönheit geschaffen war, trat sie zu Minna, die in regloser, halb zusammengesunkener Stellung am Fenster saß. Sie nahm deren Kopf in ihre beiden Hände und

strich über das Haar des vom Schmerz gebrochenen Mädchens, das zum ersten Mal, jeder Kraft beraubt und ohne Willen, die Dinge gehen ließ, wie sie gingen.

Zu rasch war das Unfaßliche gekommen, zu wenig wollte und konnte noch der Trost Eingang finden, daß es so hatte kommen müssen, allen Fragen, Zweifeln und Vorwürfen entgegen, mit denen ein geängstetes Gewissen sich thöricht quälte. Wenn sie älter wäre, die der Tod gepflückt hatte! Aber der Lebenszeiger hatte doch kaum zum zweiten Viertel ausgehoben. So viel Ueberschriften auf flammenden Kapiteln, so viel Anfänge vor kommenden Entwickelungsgängen, so viel sich eben öffnende Kelche, sie alle deuteten auf Entfaltung, die kommen sollte.

Die verklärende Wandlung, welche einige Minuten nach dem Tode mit dem Menschenantlitz vorzugehen pflegt, hatte dem Gesicht Ilses wie eine Gold- und Titelschrift den Ausdruck aufgeprägt, der im Leben von der Beweglichkeit ihres Temperaments und dem Glanz ihrer jugendlichen Schönheit verdeckt lag: jenes ernste und doch entzückte innerliche Schauen, dessen Welt, halb Traum, halb Leben, nach künstlerischer Gestaltung rang, und mit welcher

ihre junge Seele, suchend und ringend, beständigen Umgang pflegte.

„Vielleicht war dieser frühe Todeskuß zu allen hohen Gnaden und Gaben, die Dir geworden sind, doch die allerschönste, allerbarmherzigste, allerbeneidenswertheste, vielleicht hätte kein Erdenparadies Dir den Traum verwirklichen können, den Du träumtest, kein Sieg den Kampf Dir krönen können, den Du kämpfen wolltest, keine Liebe Dir genug thun können. Vielleicht war es bester Rathschluß, Dich abzurufen, ehe Dein Blut erwachte.“

Mit solchen Gedanken schaute König, der außer den beiden Frauen im Zimmer war, auf das schöne Bild früh verhauchten Lebens.

„Entschlafen, ehe Du ganz erwachtest“, sagte er leise und sein Gesicht zuckte. Als er den Kopf halb wendete, fiel sein Blick auf Erich, der bescheiden und gebannt an der Thür stehen geblieben war, von Niemand bemerkt oder von Allen geduldet. Ein trübes Lächeln glitt durch Königs Augen, und er nickte Erich zu, als wollte er sagen:

„Drück' in Deine Seele, was Du hier siehst, schau Dich rein und stark an diesen Zügen,“ und Erich nickte zwar zurück, fühlte sich aber doch bald überwältigt, schwach und elend werden und wollte, wie

er gekommen, fortschleichen, als hinter seinem Rücken die Thür aufgeschoben wurde, ein paar leichte Füße über die Diele hineilten und Heidi sich unter lautem Weinen auf die Todte warf. In dem stillen Zimmer, darin die vier Anwesenden alles Verlangen und Klagen zurückgehalten hatten, fiel dieser Ausbruch ungebändigten Jammers heftig erschütternd in die Herzen und ihr verhaltenes Empfinden.

Das Kind war außer Stande, sich zu fassen; unter seinem heißen Weinen und den tausend Liebesworten, mit denen es wieder und wieder Ilse anrief, tauschten Christiane und König einen Blick der Verständigung, um die Augen alsbald zu wenden.

So hätte bei ähnlichem Anlaß Verlust und Schmerz auch Ilse fassen und schütteln mögen, so fessellos wäre die Klage auch ihren Lippen entströmt.

König versuchte dem Kinde zuzureden, es hörte nicht, und Christiane, die sich bemühte, es sanft emporzurichten, erschrak über die Heftigkeit, mit welcher der heiße, zarte Körper des Mädchens schluchzte und zuckte.

Mit Streicheln und Liebkosung wollte sie ihm wohl thun und fühlte und sah doch bald, daß es gar nicht fähig war, außer dem einen starken Schmerzgefühl noch etwas Anderes aufzunehmen. — Die

Sinne wichen, der Körper brach zusammen und das Bewußtsein schwand.

Mit Königs Hilfe trug Christiane das ohnmächtige Kind in ihre eigene Wohnung, legte es dort aufs Bett und bemühte sich um das arme Geschöpfchen. — Während sie hin- und herging und sehr leise sprach, fragte König, ob Roland zu Hause sei, wozu sie nickte, dann aber, ohne aufzusehen, bat: „Bitte, geh'n Sie nicht zu ihm hinein."

Nach einer Viertelstunde gelang es, Heidis Krampfzustand zu lindern, und König verabschiedete sich. Christiane schloß hinter dem Fortgehenden die Thür; einen Augenblick lehnte sie, Athem schöpfend, gegen die Wand, ihre Knie zitterten und ihr Herz klopfte. Dann faßte sie ihren Liebesmuth zusammen und klopfte an die Stube ihres Mannes.

Vielleicht hatte er geantwortet, vielleicht auch nicht, sie öffnete und ging zu ihm, der an seinem Schreibtisch saß; schweigend legte sie einen offenen Briefumschlag vor ihn hin.

Als sein blasses Gesicht mit den eingesunkenen Augen fragend und unsicher zu ihr aufsah und doch keines Wortes mächtig war, nickte sie und sprach:

„Von Ilse. — Ihre Schwester gab es mir."

Er hastete danach und ließ den Umschlag den-

noch wieder auf den Tisch zurückfallen, die kalte zitternde Hand darauf.

Als er endlich das eingeschlossene dünne Briefbogenblatt auseinanderfaltete, hatte Christiane das Zimmer schon verlassen und er las für sich allein:

„Nachtwandlerin, o Seele,
Warst Du und wähntest nur Dich wach,
Und nahmst den Traum für lichten Tag,
Für Schauensruhm oh'n' Fehle
Die Blindheit. Ach!
Geweckt
Nun, aufgedeckt
Mit lautem Munde
Hat eines Rufs Sekunde,
Was der beglückte,
Mitleid'ge Schlummer überbrückte.

Schrecken faßt mich!
Die Kraft verläßt mich!
In Nebel verschwindet
Der leuchtende Pfad,
Den Händen entwindet
Sich Lenkung und Rath.
O Seele! Seele! Träumerin!
Des Warnetons Versäumerin!
Du wolltest fassen
Die Pracht der Sterne,
Nun lerne,
Lerne,
Von Allem lassen!

Die Buchstaben liefen in einander, Roland war nicht im Stande, weiter zu lesen.

XXX.

Ein dunkler Tag ging zu Ende. Zur Abendstunde desselben trat König bei Therese ein. Er hatte es seit Wochen nicht gethan, und da er jetzt neben ihr saß, und sie ihn von der Seite beobachtete, machte sie für sich die Bemerkung: „Er ist älter geworden und sieht beinahe verwittert aus, oder sind es nur Tapete und Möbel hier, mit ihrem Farbenschwund, die auch das lebendigste Gesicht so erscheinen lassen?

Die Augen Beider begegneten sich und durch die seinen ging ein trübes Sinnen.

Er fragte nach ihrem Klavierspiel.

„Das Glockenläuten um Mittag zwang mich, im besten Spielen heute aufzuhören," antwortete sie. „Wem galten diese Glocken?"

„Begräbniß Buchos."

„Sie waren mit zum Kirchhof?"

„Nein, ich hatte keinen innerlichen Ehrenzoll an den Lebenden zu vergeben, so unterließ ich auch den äußeren für den Todten. Aber der Friedhofsgang gehörte nun 'mal in den heutigen Tag, und eine Stunde bevor die Anderen Bucho folgten, gab ich der kleinen Ilse das Geleit auf ihrem letzten Weg."

Therese legte ihre Hand auf die seine und forderte ihn damit auf, weiter zu erzählen.

„Ein bescheidener Trauerzug, wie Sie denken können," sagte er. „Die kleinen Turnschülerinnen mit Kränzen folgten hinter dem Sarge, in drei Wagen ein paar Kolleginnen, Verwandte und der Geistliche. — Dieser würdige Mann sah in der Jugend des lieben Kindes, dem Umstand, daß er die ältere Schwester kurz zuvor getraut hatte, und dem anderen, daß man nächstens Pfingsten feiern wird, eine so höchst auffallende Dreiheit des Zusammentreffens, daß er sich in der Grabrede des Weiteren darüber erging. Meine Vermuthung ist, daß Keiner in der Stimmung war, ihm zuzuhören. Mir ging, während wir da standen, die Frage durch den Sinn, ob wohl ein halbes Dutzend Menschen leben mögen, welche ahnen, was hier der Tod vom Halme weggeschnitten. Ja, Therese, mir ist elend zu Muth seitdem.

Wie unverzeihlich dumpf und stumpf und träge leben wir dahin! Immer, als sollten uns die Tauben gebraten in den Mund fliegen, als warteten noch ungezählte, sichere Zukunftstage, als stünde es bei uns, Jugend und Genius, Leben und Liebe, Freude und Sonne auf Lager zu halten und fein zugewogen in kargen Dosen einander zu verabfolgen bis in alle Ewigkeit. Nichts so Schändliches giebt es, wie diesen Geiz und diese Trägheit, die ewig lähmenden Gewalten, die nur die Qual zu später Reugefühle mit ihren Martern ablöst. Anstatt Gott zu danken, daß auf den großen Haufen der Halben, Zahmen und Lauen endlich wieder eine Feuerseele mit Elementarkraft kam, wußte ich langsamer Mensch mit solchem Funde nichts Besseres anzufangen, als zu dämpfen und zu mahnen: „Nicht heiß, nicht Feuer sein." Ich sah das Schwingenpaar, das ihr beinahe über Nacht emporwuchs und dachte nicht daran, es möchte gut sein, ihr beim Fliegen etwas zu helfen — denn sie stand im Leben beengt und vergittert, hungernd nach allem Besten und im Innersten Denen wesensfremd, auf die sie angewiesen war. Ich hätte Manches für sie erreichen, ihr Manches geben können, dessen sie bedurfte, und sie war aller Bemühung werth, denn sie vertrug Ernst und

Hoheit und verstand sich wunderbar auf das Große nnd Schöne. Ich hätte ihr etwas sein können, da ich sie kannte und —

Da sehen Sie wieder mal, in welchen Irrgängen wir Klugen treiben. An das Ganze, die Gesammtheit sich hingeben, dünkt Unsereinem Vollendung und Gipfel allen Wirkens. Eine Stadt mit ihrer Lebenssphäre ist noch zu klein, die Nation, die Menschheit muß es sein — aber diese Gesammtheit verflüchtigt sich zum blut- und körperlosen Schatten, den unsere Beglückungsglut nicht greifbar halten kann, darüber verrinnt das warme „Heute" ungekostet und darbt und stirbt ein lieber Mensch in nächster Nähe ungewürdigt und schlechtgenährt während kurzer Lebensfrist.

Welch' grauenhafte Verkehrtheit, Therese. Die Strecke durch Jahrhunderte und Zeitalter, welche wir zu bebauen wähnen, setzt sich doch auch nur aus Tagen zusammen, und die Menschheit fassen und empfinden wir in Einzelwesen oder gar nicht. Das sollten wir bedenken."

Therese hatte gesenkten Hauptes zugehört. Mit Selbstvorwürfen sich martern, kannte sie als Königs Art, aber so schmerzlich wie heute hatten die Vorwürfe noch nie geklungen.

„Warum lernte ich Ilse nicht kennen?“ fragte sie.

„Warum? Das ist es ja, Therese! Warum sind wir so unerhört geizig mit dem Besten, was wir haben, so langsam zu dem, was Noth thäte, und wundern uns noch groß, daß wir am Ende einsam und verarmt im Leben stehen. O, liebe Freundin, mehr Herz, mehr Herz, mehr Willigkeit und Hingabe.“

„Und weniger Eifersucht, weniger Polizeivorsicht, weniger Alltagsmoral,“ fiel Erich in bitterer Kürze ein. Er saß den Beiden am Theetisch gegenüber und hatte während Königs Reden kein einziges Wort gesprochen.

König hob den schweren Blick und wollte eben antworten, als von der Hinterstube Geigenspiel herüberdrang und den Gedankenfaden abschnitt.

„Lukas!“ riefen Erich und Therese zu gleicher Zeit, und froh der Wendung, setzte Therese mit ihrem schönen Lächeln hinzu: „Meine Brüder verleugnen ihre Art nicht. Ein anderer Mensch würde, wenn er unangemeldet nach längerer Abwesenheit heimkehrt, zunächst in Person erscheinen und freundlichst ‚Guten Tag‘ sagen, Lukas statt dessen schleicht sich ungesehen und ungehört ins Haus, und das Erste, was er merken läßt, ist seine Geige.“

Sie bog den Kopf in lauschender Haltung vor, ohne ihren Platz zu verlassen.

Erich aber warf den Stuhl zurück, so daß er umfiel und war mit einem Sprung zur Thür, sein ungewohnt verhaltenes Wesen hatte sich mit einem Schlage im hellsten Glanze verwandelt.

„Du, Lukas, Junge," rief er, „brillanter Einfall!" Die Thür klappte hinter ihm zu.

Klaus und Therese sahen einander an.

„Immer die Alten," sagte er. „Aber wissen Sie, Therese, die Welt ist so überschwemmt mit Wasser, Leid und Schwere, daß ein Stück luftige Ballonnatur beinahe erquickend wirkt."

Er reichte ihr die Tasse, daß sie von Neuem einschenke und sah verlorenen Blickes zu, wie ihre Finger damit hantirten.

Nach einer Weile kamen die Brüder herein, in so lebhaftem Gespräch miteinander, daß Lukas es nur unterbrach, um Klaus und Therese so nebenbei zu begrüßen. Wäre er von einem Spaziergang gekommen, hätte es nicht unbefangener geschehen können.

„Mir war eine Melodie abhanden gekommen," sagte er auf Theresens Frage. „Die ganze Nacht hab' ich umsonst nach ihr gesucht, da stellte sie sich

eben wie ein entlaufener Pudel freiwillig wieder ein. Ich hielt für besser, sie erst einmal herunterzuspielen, der Sicherheit wegen. Danach haftet sie schon fest.

„Sie ist es auch werth, unverloren zu bleiben," sagte Therese.

„Du findest? — Kein Wunder übrigens; Produkt von interessanten Tagen."

Er saß am Tisch, strich ein Butterbrot, widmete sich der Mischung seines Theeglases und ließ den Redefluß des jüngeren Bruders über sich hinregnen. Manchmal fuhr er ihm statt jeder Antwort zärtlich über Stirn und Augen und lächelte.

„Sagen Sie, Klaus, ist es wahr, daß Doktor Baer ein Abtrünniger an seinem Vertrage geworden ist?"

„Ja."

Lukas nickte befriedigt. „Das mußte so kommen, ich habe es längst geahnt. Was nun aber?"

„Die Luft ist voll davon," sagte König.

„Wirklich? So etwas wie Rufer im Streit und Lenker in Stromsachen? Ich hörte, daß er Buchos Mandat im Parlament übernehmen wolle."

„Jedenfalls hat er sich vorläufig zu einem freien Mann gemacht wie wir," sagte Erich.

Klaus beugte sich vor und seine aufleuchtenden Augen maßen die Beiden mit langem Blick.

„Nicht wie Ihr," sagte er. „Ganz Euer Gegentheil. Er nimmt den Kampf für eine gute Sache auf, Ihr geht demselben aus dem Wege. Nein, Ihr dürft Euch ihm nicht ohne Weiteres vergleichen, aber Ihr könntet, Ihr solltet ihn zum Vorbild nehmen. Was sag' ich, das ist viel zu wenig. Ihr solltet Euch ihm mit Leib und Lust und Fleiß verbinden, ihm anschmieden, an ihm wachsen."

„Oho!"

„Ja, glaubt Ihr, daß er nicht Helfer und Mitthuer jeder Art brauchen wird? Wißt Ihr nicht, daß solch' Anschluß rückwirkende Kraft hat, die nicht meßbar noch wägbar ist, wohl aber gleich Aether und Eisen die Atmosphäre und Körper durchdringt. Laßt Euch durchdringen, ich rathe es Euch. Ladet nicht den Vorwurf auf Euch, daß ein echter Mann in Euch keine Genossen seines Strebens findet."

Er wandte sein Gesicht Theresen zu und fuhr bewegteren Tones fort:

„Sehen Sie, Therese, das war es, was dieses Mädchen, von dem ich Ihnen sprach, vor vielen Männern auszeichnete; sie hatte Gehör und Blick

für das Ungewöhnliche in eines Anderen Geist und Charakter, sie freute sich daran mit einem Entzücken, das entzückend anzuschauen war und geradezu begeisternd und veredelnd wirkte."

Erich hatte während der letzten Worte Königs aus großen, ernsten Augen emporgeblickt. Lukas bemerkte es, schlug ihn sacht auf die Schulter und sagte:

„Alles sehr schön und glaubhaft, aber Eri, mein Sohn, es ist dennoch wahr, was ich immer gesagt habe, diese Wege, auf welchen die Anderen klettern und sich's sauer werden lassen, sind trotz Allem steinige und staubige und nicht für uns. Der Preis ist des Rennens und vergossenen Schweißes nicht werth."

Erich ließ den Kopf hängen.

„In dem Einen hat Klaus recht", sagte er, „und ich glaube, der Weg mit Ilse wäre unter allen der eine mögliche für mich gewesen, auf dem es keine Absprünge mehr gegeben hätte.

Er hob in stummer, hilfloser Klage die Augen gegen König und brach sodann zum höchsten Staunen der Anderen in heißes, leidenschaftliches Weinen aus.

„Ueberreizte Nerven," murmelte Lukas mit vorwurfsvollem Blick auf Klaus und folgte seinem

Bruder, der das Zimmer verlassen hatte. Diesmal wartete König nicht die Wiederkehr der Beiden ab, er verabschiedete sich bald von Therese und sagte im Fortgehen, da ein besonderes Wort ihm nöthig schien:

„Wenn aus diesem seelischen Gewitter und seinen Thränen eine edle Saat aufgehen sollte, dann hat Ilse nicht umsonst gelebt und dem Schmerz um ihren Heimgang ist der schärfste Stachel genommen. Ich bin Ihnen heute ein schlechter Gesellschafter gewesen, Therese, tragen Sie es mir nicht nach, ich bin ein müder Mann.“

Sie hob die Lampe zur Leuchte und sah dem müden Mann aus stillen aufmerksamen Augen nach, wie er die Treppe niederstieg.

XXXI.

Am nächsten Tage saß Therese vor ihrem Flügel und spielte. Die Nachmittagssonne machte, daß die breiten Blätter der Fächerpalmen und Philodendren in der Fensternische durchsichtig wie grünes Glas aufleuchteten und dieser grüne Saft und Lichtglanz weit in das Zimmer und auf seine verblaßten Herrlichkeiten strahlte.

Therese spielte für sich allein, ein seelisches, nervöses seltsames Spielen, in dem sie sich völlig gehen ließ, eigentlich ein Denken und Sinnen und Suchen in Musik. Sie dachte an den gestrigen Abend.

Die Worte, welche Klaus gesprochen, tauchten immer wieder auf und übten eine zwingende Macht, die stärker und quälender wurde, je tiefer sie ihnen nachging. Endlich unterbrach sie das Klavierspiel

wie etwas Erfolgloses, Vergebliches, und lehnte den Kopf rückwärts gegen den Stuhl, wobei der grüngoldene Schein der besonnten Palmen sich mit blassen Lichtern um die feinen Gesichtszüge der Träumenden wob.

„Und ein lieber Mensch stirbt in nächster Nähe, ungewürdigt und ohne empfangen zu haben, was er bedurfte, die Gesammtheit aber, der wir zu dienen wähnen, schleudert uns zurück — wir können die Menschheit nur in Einzelwesen festhalten.

Ich langsamer Mensch wußte mit dem seltenen Funde nichts Besseres anzufangen als zu dämpfen und zu mahnen: Nicht heiß, nicht Feuer sein. Welch' jammervolle Armuth."

Ueber diesen Worten, die Therese aus dem gestrigen Gespräch mit leiser Stimme wiederholte, feuchteten sich ihre Augen, bis die Thränen in schwerem Fall von den Lidern tropften.

„Mein Gott!" rief sie in unerträglicher Beklemmung, drückte die Hände gegen das Herz und ging aufgeregt durchs Zimmer. „Mein Gott, was soll ich thun? Was hab' ich nur für ein Herz in der Brust, für ein kraftloses, erbärmliches, enges Herz! Was bin ich denn überhaupt? Womit geize

ich? Unfähig an die Gesammtheit, an einen edlen Wahn mich hinzugeben, unwillig dem Einen, dem seltenen Menschen zu gehören, der es bedarf? Wenn ich wäre, wofür er mich hält, wenn ich es sein könnte, wenn ein Tropfen seines eigenen Sinnes in mir glühte — ich müßte hingehen und —“

Sie kehrte an den Flügel zurück und griff noch einmal in die Tasten, und in leidenschaftlich rasendem Tempo, wie Kaskaden, die sich stürzend überholen, quoll es herauf, ein Kampf der Kräfte und der Willen und klingend darüber schwebend ein Suchen und Verlangen nach Harmonie und Frieden — dann mitten darin ein rasch abbrechender Schluß.

Therese schloß den Deckel über den Tasten, stand auf, ging in das Nebenstübchen und machte sich zum Ausgehen fertig.

Sie war beinahe damit zum Ende gekommen, als sie auch dieses Thun unterbrach, den zweiten Handschuh nicht mehr überstreifte, sich statt dessen auf dem nächsten Stuhl niederließ und matt und willenlos verharrte. In der lautlosen Stille und Einsamkeit, nur von den todten Dingen umgeben, hätte sie noch lange so sitzen können, da brach ein leise rieselndes Geräusch den Bann, in den sie ge-

sunken war; von dem hochgewachsenen Phönix löste sich ein trockenes Blatt und fiel langsam zwischen den anderen grünen durch auf den Erdboden. Todt! Ausgelebt!

Therese suchte mit den Augen, wie viel andre gelbe zum Fallen reife Blätter unter den grünen säßen, als hätten sie noch Leben und Zukunft; dazwischen streifte sie mechanisch den zweiten Handschuh auf, schob das Taschentuch zwischen die Taillenknöpfe, zog den Mantel enger um die Schultern und ging.

Königs Zimmer führten nicht auf die Straße, er konnte daher die Freundin nicht kommen sehen und beantwortete das Klopfen an der Thür mit ahnungslosem kurzen „Herein!"

„Therese! — Sie? Zu mir?"

Aufspringend hatte er sie an beiden Händen gefaßt, den Stuhl herbeigezogen, den er für den besten hielt, besorgt umhergesehen und eiligst eine Zeitung, Briefumschläge, ein Halstuch und was sonst auffällig und ungehörig umherlag, in einen Ballen zusammenknüllend, in den Papierkorb versenkt.

Therese, die vom Treppensteigen erschöpft, noch nicht sprechen konnte, beobachtete sein Thun und lächelte

„Lassen Sie doch nur die Dinge wie sie sind," sagte sie endlich. „Bei mir sieht es nicht besser aus, wie Sie wissen, und außerdem gilt mein Besuch nicht Ihrem Zimmer."

„Hoffentlich nicht, hoffentlich mir und meiner Person."

Er stand jetzt vor ihr, sah sie beglückt, erwartungsvoll und doch zweifelnd an, als wenn er fürchte, ihr Kommen könne sehr wohl einen Anlaß haben, der nicht durchaus seiner Person gelte.

„Sie haben mir eine schlechte Nacht bereitet mit Ihren Reden gestern Abend, Manches daraus hat mich verfolgt und mit Angst und Qual und Scham an mir gerüttelt — — zuletzt hat es mich hergetrieben, um —"

Er wurde verlegen.

„Du lieber Gott, Therese, ich vergesse mich bisweilen, das sollten Sie längst wissen! Angst und Qual habe ich Ihnen verursacht? Sie denken doch nicht etwa, der Riß in mir ginge so tief, daß ich mich eines Tages umbringen könnte?"

„O Klaus — ich bitte Sie — nein!" sie lächelte gezwungen.

„Was sprach ich denn gestern? Wie war ich denn? Einerlei, es ist schön und sehr klug von

Ihnen, sich alle Zweifel und Besorgnis auf so geradem Wege fortschaffen zu wollen."

Er setzte sich. Ein kleiner Tisch war zwischen ihnen und über diesen reichte er ihr die Hand.

„Therese, nun sind Sie wieder ruhig und gut, nicht wahr?"

„Ruhig und gut?" wiederholte sie und fühlte ein heißes Roth in ihr Gesicht steigen; die rechten Worte wollten sich nicht finden.

Er blickte sie eine Weile an und dann vor sich hin.

„Sehen Sie, Therese," begann er, „es würde mich glücklich machen und wieder rasch von allem Kleinmuth genesen lassen, wenn Sie gekommen wären, etwas Ansehnliches von mir zu bitten. Freilich, ich wüßte nicht, was es eigentlich sein sollte, denn das Beste, Nothwendigste: Lebensbehaglichkeit und Wohlsein kann ich Ihnen nicht schaffen — ach — ich bin der alte Thor!"

Er stand in schwer beherrschter Bewegung auf und schritt durchs Zimmer.

Therese hatte Mühe zu athmen. Als er halb abgewendet stand, sagte sie:

„Sie haben's genau errathen, Klaus, ich bin gekommen, bei Ihnen zu bitten. Nein, bleiben Sie

ein wenig da, wo Sie jetzt stehen, da, an Ihrem Schreibtisch, die Augen fort, ganz ruhig und geduldig, ich kann's so schnell nicht herausbringen."

Er stand, wie sie verlangte, die Augen schickte er nach dem Fenster. Ihm war sehr wohl zu Muthe.

Sie aber schwieg.

„Therese, Sie bitten ja nichts, wie lange soll ich hier warten?"

Wie sollte sie aber anfangen?

Ihre Unsicherheit befremdete ihn, und er sagte vorwurfsvoll:

„So viel Ueberwindung kostet es Sie, zu mir zu sprechen? Nach all' den Jahren haben Sie so wenig Vertrauen?"

Sie hob die Augen. „Ich möchte gut machen," klagte sie, „und mache es nur ärger, wie ich sehe."

„Ja, Therese, Sie thun mir weh. Es ist nicht überflüssig, daß Sie mir sagen, Sie wollen wenigstens nicht wehe thun."

„Nein, wahrhaftig nicht!" fiel sie muthiger ein. „Das ist es, lieber Klaus, was ich so lebhaft und treibend empfinde. Es ist dringend Zeit, Ihnen nicht mehr weh zu thun, nie mehr, so viel an mir ist. Ich schäme mich, es je gethan zu haben, kostbare Zeit ging in Geiz verloren, während —"

Da er sie wie betäubt ansah und nun selbst stumm blieb, fuhr sie fort:

„Es ist schon gut, Klaus, Sie finden, daß meine Einsicht etwas zu spät kommt, aber wissen sollen Sie es trotzdem, daß Sie mein Herz und Gewissen aufgerüttelt haben aus seinem Schweigen. Weiter ist nichts zu sagen."

Weiter nichts. Gott Lob, er hatte verstanden, auch verstanden, was es sie gekostet, und wie Anmuth und Muth, Demuth und Stolz sich zu diesem Schritt hatten zusammenthun müssen, um ihn nur möglich und wirklich zu machen.

Wie durch Nebel, wie durch Wolken und Träume sah er zu ihr hin, seine wirbelnden Sinne und sein erschrecktes Herz klopften ungläubig bei dem Seher Verstand an, ob er nicht doch verrückt, krank oder betrogen sei, seine Arme streckten sich empor und seine Hände fuhren an beide Schläfen.

Aber da saß sie ja, in dem bekannten Anzug, das Hütchen, das ihr so wohl stand, auf den blonden Haaren, die Haltung so ganz die ihre, und nur die ihre — und da leuchteten ihre Augen herüber zu dem befangenen, ungläubigen Mann.

„Thérese!" rief er, stürzte vor und schloß sie so heftig und so fest in seine Arme, als könnte ihm

der theure Besitz ohne das noch einmal wieder genommen werden.

Er war kein müder Mann mehr, sein innerster Mensch gab einer Leidenschaft und einer Lebensfreude Raum, vor welcher Therese erschrak.

„Klaus," bat sie, „nicht hier, nicht so, ich kann nicht mit."

Wollte er denn in kurzen Minuten nachholen, was sie ihm Jahre hindurch versagt hatte?

„Wir sind doch alte Leute, ja wirklich, Klaus. Dies ist zu toll und arg."

So wehrte sie sich mit Bitten und Lachen und wollte bereuen, daß sie ihm so viel Recht auf Glück und Tollheit gegeben hatte.

Er setzte sie endlich auf den Stuhl zurück und beide Hände auf ihren Schultern, sagte er:

„Ist es denn gut? Du alte, steinalte, Du reizende Frau? So? So ganz leise, ganz von fern? O Therese, wie tollkühn bist Du bei aller Deiner Furcht. Ich komme noch um den Verstand, siehst Du nicht, daß dieser Dein Muth mich um den Verstand bringt?"

„Heute um den Verstand, und gestern ein müder Mann," sagte sie.

„Ich muß mich doch gestern verzweifelt geberdet

haben, nun glaub' ich's selbst," sagte er und sah sie innig und voll Gedanken an.

„Ob meiner Müdigkeit hat Dich das Mitleid gefaßt. Am Ende nichts als Mitleid. Aber Einerlei, ich danke Dir auch dafür, auch dafür, denn Du fehltest mir unbeschreiblich, obgleich du immer mitten in meiner Seele wohntest und mein Sinnen eigentlich nie von Dir loskam."

Er beugte sich nieder ihr Antlitz zu küssen und dann ihre Hände, die er in den seinen behielt.

„Wärst Du erst meine Frau!" sagte er.

„Nur nicht erdrücken, bevor ich's noch geworden bin," und sie versuchte ihre Hände frei zu machen.

Er lachte, schüttelte den Kopf und setzte sich wie vorher auf die andere Seite des kleinen Tisches. Die überzarte Feinheit in Theresens Gestalt und Gliedern, die Blässe ihres Gesichtes beschäftigten seine Gedanken.

„Ja, Therese, behutsam will ich mit Dir umgehen, verpflanzen will ich Dich, das soll das Erste sein. Wie sich nun Alles klärt, Alles zusammenschließt, Alles vor mir steht in seiner Nothwendigkeit! Wir bleiben nicht länger in dieser nordischgrauen, rauhen und harten Luft, in diesem engen, drückenden Kreise. Ich will nicht von einem Tage

zum andern in Sorgen um mein Liebstes leben. Wir wollen südwärts ziehen, Therese. Meine Amtsjahre laufen ab, sie müßten mich hier von Neuem wählen, vielleicht ohne recht zu wollen — besser, ich lasse ihnen gar nicht diese Wahl. Therese, wir gehen."

Sie nickte. Ein Gefühl, als wenn die Welt sich weite, der Himmel sich höher wölbe, kam über sie.

„Du bist die Wunderbarste Deines Geschlechts," fuhr König fort. „Aus freiem Muthe hergekommen, mich grenzenlos zu beglücken, schaust Du wie eine Vestalin dabei aus den Augen. Noch kein Mal hast Du mich ‚Du' genannt, noch kein Mal hast Du mich geküßt."

„Du bist zu rasch," sagte sie befangen, stand auf und bot ihm die Hand zum Abschied.

Er zog ihren Arm in den seinen. „Das machen wir doch lieber so, Therese; ein höflicher Mann läßt seine Frau nicht allein gehen."

Während er nach seinem Hut und den Handschuhen suchte, trat Therese ans Fenster und schaute auf den trübseligen Hof hinab. Zwei Enten mit verschnittenen Flügeln schwammen auf einer Bütte voll Regenwasser und schnatterten, ein tief-

sinniger Betrachter und Hörer stand Johnny daneben, den kurzgeschorenen Kopf in müßigem Behagen an der Thür des Holzstalles reibend. Der letzte Sonnenstrahl verspätete sich eben bei Vergoldung der kleinen Fensterscheiben über dieser Thür.

König war an Theresens Seite getreten, er zeigte ihr die Fenster, hinter welchen Roland und Christiane wohnten.

„Da habe ich Abbitte zu leisten für überflüssigen, Gott Lob, getilgten Neid," sagte er. „Wollen wir einen Augenblick vorsprechen? Wenn Jemand, so sind es diese Beiden, die uns aus unbedingtem Herzen gratuliren."

Christiane, die ihnen öffnete, bestätigte das Wort durchaus. Sie fiel Therese um den Hals, hatte Thränen in den Augen und fand die Herzensworte, welche die Mitfreude diktirt.

Roland kam auf ihren Ruf aus seiner Arbeitsstube, das Mitfreuen schien ihm so schwer zu fallen, wie das Freuen überhaupt.

„Sie haben Kopfschmerzen?" fragte Therese.

Das verneinte er.

Christiane brachte Wein und Gläser, um auf die Gesundheit und das neue Glück der Verlobten anzustoßen und Roland sprach gute schlichte Worte

dazu. Als er beim Gläserklang sein Glas Christiane hinhielt, tauschten seine Augen einen tiefen Blick mit den ihren, die Unterhaltung aber und alle Herzlichkeit und Fröhlichkeit während des kurzen Besuches ging von ihr aus.

König sprach von seiner Absicht, Theresens wegen von D. zu scheiden.

„Das beschwert mein stadtbürgerliches Gewissen nicht, im Gegentheil, mein Fortgang fällt in die rechte Stunde, auch für Sie, lieber Freund, Sie müssen danach in meine Stelle rücken.“

„Einstweilen haben wir Ferien und brauchen sie,“ sagte Christiane und füllte zum zweiten Mal die Gläser. —

Von der Straße schaute Therese noch einmal an dem Hause hinauf, Roland und Christiane standen auf dem Balkon und grüßten herunter. —

„Haben Sie wohl bemerkt, Klaus,“ sagte Therese, „wie lieb Christiane heute war? Ein leidvolles Glück stand in ihren Augen, und ihren Mann behandelte sie wie ein krankes Kind.“

Nein, er hatte nichts bemerkt.

XXXII.

Und es war doch so und haftete auch diesen neuen kaum erlösten Tagen als Widerspruch und Stachel an, daß Roland sich elend und innen krank fühlte, so oft er jetzt an Ilse dachte, daß er sie missen mußte, die ihm, strahlend wie die Verheißung, begegnet war, und daß es keine befreiende Antwort auf jenes Fragezeichen gab; ob sie gestorben wäre, wenn er, er selbst nicht den Lebenstrieb in ihrer Seele geknickt hätte, der in jungen Jahren oft stark genug ist, einer tödtlichen Erkrankung des Leibes Widerstand zu leisten, wenn — — —

Vor solchem letzten, bittern Gedankenschluß zuckte sein gepeinigtes Empfinden jedesmal zurück.

„Du wolltest fassen
Die Pracht der Sterne,
Nun lerne,
Lerne
Von Allem lassen."

Wie berückend schön war dieses gläubig heiße Aufschauen zum Ideal, dies leidenschaftliche Fassenwollen höchster Ziele gewesen! Wie fehlte es ihm jetzt, so daß die Frage an seinem Herzen riß, ob es denn irgend welcher Mühe und des geringsten Strebens werth sei, unter denen fortzuleben, die den enthusiastischen Blick aufwärts gar nicht kennen. Fortzuleben, wenn es den vollsten Seelentönen nicht anders bestimmt ist, als mit ewig wiederholtem Schluß in die Entsagung auszuklingen! „Nun lerne, lerne von Allem lassen!"

Ja, wenn das Leben nach seinen Feiertagen und Sonntagsstimmungen zählte! Aber wird es nicht in seinem Vollwerth durch den Werktag bestimmt? Von Allem lassen, was Täuschung, halb gewußte, dunkel gefühlte, endlich verstandne Täuschung hieß, von allem Nebel, heiligem Dunst und frommem Wahn, der das Gestern umspann, von allen seinen Täuschungen, auch von den zwingendsten, feinsten, vornehmsten, in rosigen Glanz getauchten, sofern sie Täuschung waren.

Das war es. — Und hier setzte, trotz Kampf und Rückfall, die Heilung ein, und gesunde Arbeit für gesunde, reale Zwecke vollendete sie schneller, als anfangs glaubhaft scheinen wollte.

Roland meldete sich bei der Stadtbehörde zur Uebernahme einiger Aemter, die ohne Besoldung vergeben wurden und, wenn man wollte, doch Zeit und Kraft eines ganzen Mannes bewegen konnten.

Ihm waren sie der abgekürzte sichre Weg die Welt der nächsten Nähe in ihren Personen, ihren Bedürfnissen, ihren kranken und gesunden Theilen kennen zu lernen.

Auf diesem Wege machte er Entdeckungen, daß ihm die Augen übergingen und kam auf Gedanken revolutionärer Art, kühne übermüthige, schöpferische Saatkorngedanken, bestimmt und angethan der Zukunft entgegen zu reifen.

Für das Werk der Stromregulirung nach Rolands Programm schloß sich der erste kleine Ring zusammen, ein Verein zunächst von kaum funfzig Mitgliedern, dessen erste Versammlung Roland in Person eröffnete.

Mit Einladungen hatte er nicht gespart und hoffte, daß ihm Neugier und ein Dutzend andre, noch zweifelhaftere Instinkte, den Saal mit Hörern füllen sollten.

„Einmal darin, ist es an uns, sie dermaßen anzufassen, daß aus Gegnern und Gleichgültigen, Freunde und Kämpfer für die gute Sache werden.“

So sprach er muthvoll zu den Genossen.

Aber Ort uud Stunde schienen schlecht gewählt.

Vielleicht war es Zufall, vielleicht Absicht eben dieser Gegner, daß zur selben Zeit gegenüber dem Versammlungslokal ein Wahlverein tagte und, je nach dem Standpunkte des Zuschauenden, ein heiter oder trübselig Schauspiel sich entwickelte.

Truppweise marschirten die Leute drüben hinein und in sparsamen Tropfen lenkten sie dem jungen Verein Rolands zu.

Der stand drinnen am erhöhten Platz, maß voll innerer Unruhe und Besorgniß sein Häuflein mit verstohlnen Blicken und zögerte noch immer mit der eigentlichen Eröffnung. Plötzlich verließ er mit dem unbefangensten Gesicht der Welt noch einmal den Saal um, was Niemand ahnte, drüben in der politischen Versammlung aufzutauchen.

Wollte er das Ungeheuer, das sein Unternehmen zu würgen drohte, beim Schwanze fassen?

Es geschah zu einem kritischen Augenblick, daß er den vollen Saal betrat. Die große Wahlrede hatte mißfallen und die Zeichen dieses Mißfallens brachen eben aus.

„Bitte um Ruhe!“ baten Glocke und Stimme des Vorsitzenden.

Umsonst!

„Karten mal aufdecken,“ rief man zurück.

„Bitte, meine Herren. Ruhe! Wir bitten darum im Namen der staatserhaltenden Ideen, die wir vertreten.“

„Phrase! Ruhe hat aufgehört, unsre Pflicht zu sein. — Heute ist nicht gestern.“ Dies beinah zufällig hingeworfne Wort fing Roland auf.

Von dem Platz, nahe der Thüre, wo er stand, schmetterte er kampflustigen Tones den Ruf in die Versammlung:

„Gestern und heute! Wir von heute, Sie von gestern, wie können wir uns noch verstehn!“

Was ist nicht zuletzt zufällig und unberechenbar in den theoretisch festgeprägten Parteivereinen?

Das zufällig lautgewordne Schlagwort Rolands und das Sichtbarwerden seiner Person im Wendepunkt der Stunde bewirkten, daß Einer ganz leidenschaftslos und wie selbstverständlich zu den Umstehenden sagte: „Wir thäten besser jetzt zu gehen und drüben im Weichselverein zu stimmen.“

„Sie meinen?“

„Ja wohl, ich für meine Person, bin entschlossen.“

Roland selbst hatte sich schon zum Gehen gewendet, etwas in seiner Kopfhaltung, seiner Hand-

bewegung, wurde als Aufforderung verstanden, ihm zu folgen.

Ein Drittel der Wahlvereinler verließ den Saal mit der ausdrucksvollen impulsiven Entschlossenheit von Leuten, deren Stimmung plötzlich umgeschlagen ist, und die sich nun einen Genuß daraus machen, ostentativ gerade das zu thun, was Niemand erwarten konnte. Um den Gang der Handlung drüben zu verfolgen, vielleicht auch hindernd in dieselbe einzugreifen, hefteten sich ein paar extreme Gesternmänner den Abtrünnigen an die Fersen. Erstaunt sahen sie sich an der neuen Stätte um. Wo waren die neuen Gesichter, die jungen Geister hergekommen, die hier versammelt saßen, und wie sicher und mit seltsamer Witterung hatte Roland unter den zwar bekannten aber bisher stumm und latent gebliebenen, diejenigen herausgefunden und an sich gezogen, die zu brauchbaren Gehilfen werden konnten.

Jetzt eröffnete er die Versammlung; die glücklich Herübergelockten wurden mit Wärme angesprochen, die Stromfrage als eine Frage des Interesses für Alle bezeichnet und entfaltet; dazwischen freilich und vielleicht nur den Feinsten bemerkbar, blitzten Lichter auf und fielen Winke, die das ge-

sammte Leben der Gegenwart in seinen Höhen und Tiefen trafen.

An Größe der Auffassung blieben die Hörer hinter dem Redenden um eine gute Strecke zurück.

Er nahm es gelassen, und daß er darum wußte, verrieth sich nur durch den sinnend, sehnsuchtsvollen, dunklen Blick der Augen, der in Worte übersetzt, hätte lauten müssen:

„Ach, ihr Halben, Gebundnen, Engstirnigen, ihr Gäule, denen man jedes neue Wollen einzeln für die kleine Sonderkrippe zurechtschneiden muß, damit euere Zunge es schmackhaft und euer Magen es verdaulich findet."

So allerdings. Vom Sonderkrippenstand her, fielen Entwürfe, Anträge und Zustimmungen in der nun folgenden Debatte.

Roland verlor die Geduld keinen Augenblick und mit dem Resultate durfte er zufrieden sein.

Den Saatkerngedanken war die Flugkraft gewachsen, mit der sie sich weiter in die Lande ausstreuen konnten, je weiter je besser.

Nicht ohne Getöse ging die Versammlung endlich auseinander, ein jugendlich frohlockendes Gelärme, an dem sich besonders stark die Protestler des Wahlvereins betheiligten.

Ihrer Stimmung entsprach es am besten, das Hoch auf Roland Baer so dröhnend auszubringen, daß es aus den geöffneten Fenstern voll zur Gasse klang.

Mit heißem Kopf und tief aufathmend trat Roland endlich ins Freie.

Hinter ihm ging ein Paar vom alten Schlage und er hörte aus ihrem Gespräch wie der Eine sagte: „Was mich am meisten wundert: er ist kein Baumeister und Techniker, kein Grundbesitzer, nicht Kaufmann und Beamter! — Was also kann es sein, das ihn so interessirt für unsere Weichselfrage macht?“

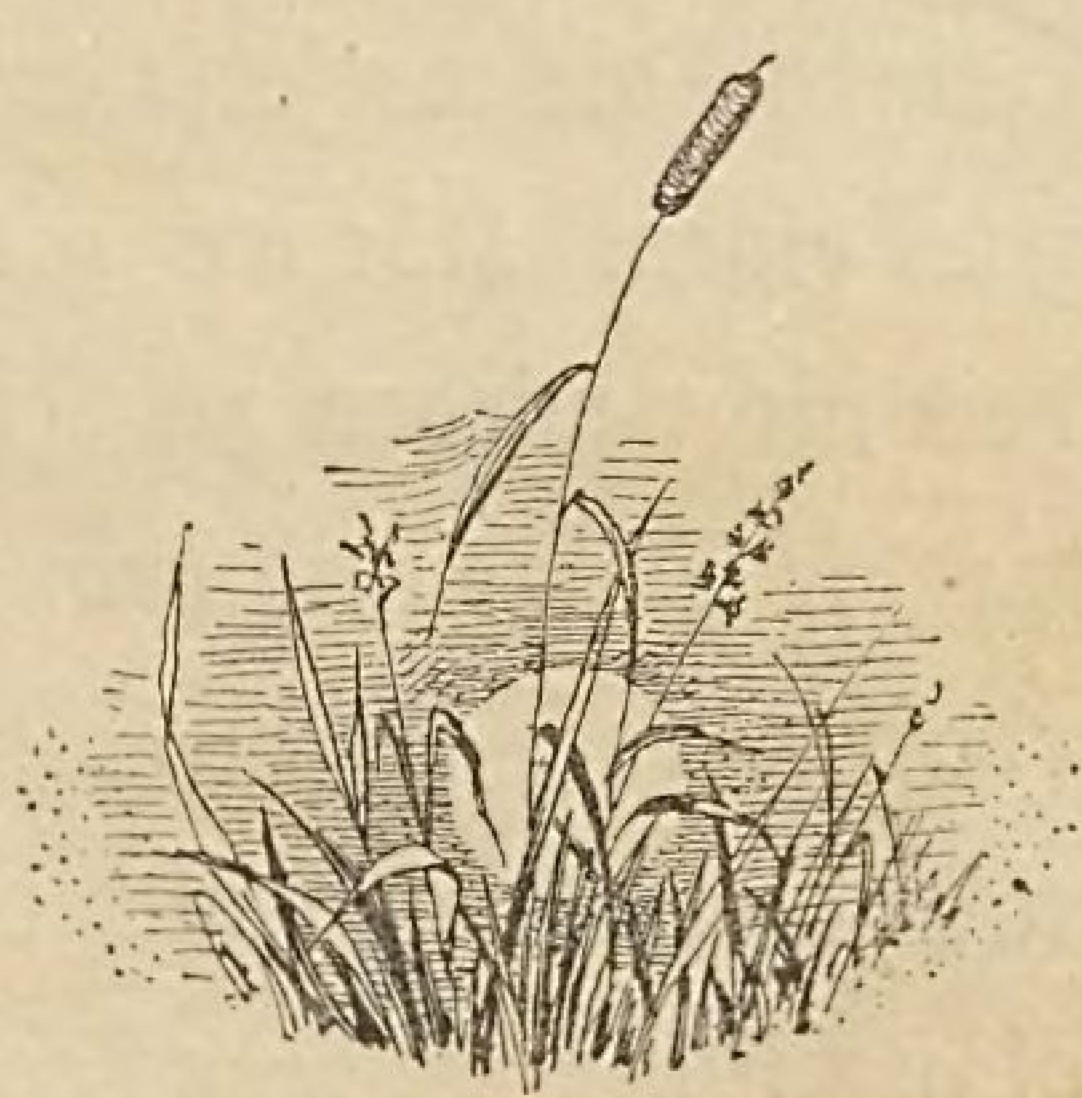
Einen Augenblick blieb Roland stehen, weil er das Roth langsam in die Stirn steigen fühlte, als wenn er seine Seele plötzlich freigelegt sähe, dann wandte er sich kurzer Hand um, lüftete seinen Hut und sagte nicht ohne Anklang von Muthwillen.

„Sie ahnen die Wahrheit, Herr Jantzen: Es ist ‚Vordergrundinteresse.‘ Nehmen Sie es einstweilen als Symbol für eine Stromregulirung im tieferen und geistigen Sinne, die als Zukunftsarbeit dahinter steht.“

Eine Antwort der beiden etwas Verblüfften erhielt er nicht, weil zwei rasch fahrende Wagen die Passanten der Straße auseinander trieben.

„Treuloser, Unfreundlicher,“ riefen Lukas und Erich aus dem zweiten Wagen dem nachschauenden Roland zu. Das Paar im ersten Wagen hatte keinen Blick für Straße und Passanten gehabt; sie fuhren zum Standesamt und ließen die Welt Welt sein. Mit schnellen Schritten ging Roland weiter, nicht die Scheltworte der Forelli, aber die Gedanken machten ihm Schmerz, aus denen heraus er die Einladung zu dem kleinen Hochzeitsmahl heute ausgeschlagen hatte.

Hochzeitgast sein mit der Erinnerung an jene Hochzeitfeier im Freyholdschen Hause? Wie würde Ilse vor seinem Geiste stehn und jedes frohe, festliche Wort auf seiner Lippe und in der Seele erstarren machen!



XXXIII.

Zwischen dem Maimorgen, an welchem Klaus und Therese König als Vermählte die Stadt verlassen hatten, und einem Spätnachmittag, an dem Roland vom Strande aus den Sonnenball ins Meer sinken sah, lag der ganze Sommer, ein kalter, launenhafter Sommer mit viel Regen und ebenso viel Enttäuschung für Landwirthe und Ferienfrischler.

Die Schrecken der Ueberschwemmung waren vorüber, aber ihre Folgen und Schäden, größer als die Schrecken, zeigten die versandeten und unterwässerten Gebiete einem Körper gleich, der nach schwerer Krankheit nicht wieder zu Kräften kommen kann. So lagen die Dinge auf dem platten Lande, und die Sorge dafür, daß sie in Staat und Stadt, bei Regierung und Kommunen nicht etwas vergessen würden, ließ Roland sich angelegen sein. Mit Schrift und Wort und persönlicher Bemühung wirkte er

für seine gute Sache. Er glaubte an ihr Gelingen, und was mehr bedeuten will, er wußte diesen Glauben auch Anderen einzuimpfen.

„Christiane, wir wollen uns einen Feiertag machen, ich habe einen Hunger nach Strand und Seegeruch, der Befriedigung verdient."

Nach diesem Weckruf Morgens, wanderten sie jetzt im Dünensand und sättigten Brust und Sinne mit dem Hauch des Meeres.

Die Feiertagsstimmung hatte übrigens einen ganz realen Hintergrund. Vor wenig Tagen war Roland endgiltig und mit allen Ehren in das von König verlassene Amt bei der Stadtverwaltung gerückt. Seine Wahl hatte kaum auf Widerstand getroffen, denn die Bürgerschaft fühlte sehr wohl, wie viel vortheilhafter es wäre, den Mann, der seit Monaten als wirksamster Hilfsarbeiter unter ihnen thätig gewesen, in einen bleibenden Genossen zu verwandeln.

„Wie komme ich Dir vor, Christel?" fragte Roland und sah mit viel Uebermuth auf sie herab, die im Haidekraut und Thymian zu seinen Füßen saß.

„Etwas Respektsperson, will ich hoffen, angenehm sicher. Es wäre der Augenblick, vor mir selber den Hut abnehmen."

„Ja," sagte sie, mit den Muscheln und Blumen in ihrem Schooß beschäftigt. „Da Niemand in der Nähe ist, magst Du den Augenblick dazu benutzen. Ich sehe nicht hin."

Er faßte sie von rückwärts, daß ihr Kopf gegen ihren Willen an seine Knie sank.

„Du siehst nicht hin? Wenn ich fröhlich und durch und durch ein einziges Kraft- und Lebensgefühl bin, wie der Meeresathem hier, dann siehst Du nicht hin? Seit wann bist Du furchtsam?"

„Es wäre schon Grund dazu, wenn Du anfängst, Dich Deiner Kraft zu rühmen." Sie machte sich von ihm los.

Er lachte und versuchte es mit sanfter Zärtlichkeit.

„Nein, Du bist nicht furchtsam, aber gestehe es nur, Du bist es gewesen, arme Christel? In all' diesen Monaten sträflicher Unsicherheit, ohne Gewißheit, in einer richtigen „Vogel auf dem Dach-Existenz," da hast Du das Furchtsamwerden gelernt, Christiane?"

„Bewahre," sagte sie, „Du hättest auch Mühe, Roland, wolltest Du eine einzige Klage anführen, mit der ich Dich gequält hätte."

„Klage? O Christiane, die würdest Du alle-

zeit herunterschlucken, und wenn du daran ersticken solltest. Im Ernst, Du hast Dir keine Gedanken gemacht, wie dies Alles enden würde?"

„Niemals, Roland."

„Warum denn nicht."

„Weil ich Dich kenne, besser kenne als —"

„Als ich mich selbst. Darum willst Du auch nicht den Hut vor mir abnehmen."

Da warf sie rasch und lustig ihr Filzhütchen vom Kopfe und achtete es nicht, daß der Wind die blonden Stirnhaare verwehte.

Unter Gesprächen standen sie nach einiger Zeit auf und spazierten Arm in Arm am Strande. Das Meer flimmerte in den Lichtern des Abends und da kein Wellengang war, tönte das Lied aus seiner Brust mit sanft verhaltenem Laut.

In der Nähe des Strandhotels kam den Beiden eine kleine Gesellschaft entgegen, aus dem Konsul Oertel und dessen Familie bestehend.

Man mußte sich wohl begrüßen und hielt sich auch eine Strecke nebeneinander.

Oertel gratulirte Roland zu seiner Amtsstellung.

„Ich war angenehm überrascht, von diesem Schritt zu hören," sagte er. „Umsomehr, als ich fest geglaubt, Sie wollten nichts von uns wissen."

„Diesen Glauben oder eigentlich Unglauben hoffe ich kräftig zu vernichten," versetzte Roland. „Ich liebe diese Stadt wie nur Einer und lebe der Meinung, daß unsere alten deutschen Städte der Liebe eines Mannes werth sind. Wir würden tief in unser eigenes Fleisch schneiden, wollten wir ihre Pflege versäumen. Ihr Boden ist die Samen- und Baumschule für jene Stämme, welche der scharfe Athem Berlins verbraucht."

„Sehr schön!" sagte Oertel, „sehr richtig! Wenn das aber Ihre Meinung ist, so begreife ich den Umweg doch nicht, auf dem Sie bis zu Ihrer heutigen Wirksamkeit gelangt sind. War das nöthig?"

Roland lächelte darauf, stand aber von jeder Erklärung ab.

Soll und kann man den unversucht Geradlinigen je deutlich machen, was schwer verständlich ist; daß es Umwegsnaturen giebt, die ihre Entwickelung haben müssen und sich im Suchen und Fehlen erst selbst allmählich verstehen lernen? Sie steigen durch Irrthum zur Wahrheit, aber sie steigen.

Hinter den beiden Männern gingen die Frauen. An Christiane hatte sich Heidi gehängt; seit dem Tode Ilses übertrug das Kind einen starken Theil einer Zärtlichkeit auf Christiane und sicher nicht

zu seinem Nachtheil, denn der Einfluß Christianens verhieß der heftigen Natur des Mädchens Gesundheit, wo Ilse Gefahr und Ueberreizung bot.

Auf der Plattform vor dem Hotel trennten sie sich.

Roland und Christiane wäre der Tag und seine Feier entweiht erschienen, wenn sie ihn hier im Caféstil beschlossen hätten. Sie gingen grüßend vorüber.

„Wir stecken noch tiefer und gefährlicher in Weltabgewandtheit drin, als wir denken," sagte Roland im Weitergehen, aber Christiane schalt ihn. Ob ihr denn nichts gehören solle, fragte sie: Nicht einmal die Süße und Innigkeit seiner Erholungsstunden, da er doch so viel arbeite und schaffe.

Da blieb er mitten im Wege stehen und sah ihr forschend in die Augen.

Sie hielt den Blick aus.

Zu Hause ließ sie ihn allein in die Wohnung vorangehen, um selber noch eine Treppe höher zu steigen. Es war ihre Gewohnheit geworden, täglich für einige Minuten bei Minna Freyhold vorzusprechen. Die Muschel- und Pflanzenbeute des heutigen Ausflugs war ihr zugedacht.

Aus den Minuten wurde ausnahmsweise eine

Stunde, in welcher die Beiden in dem dunklen Zimmer zusammensaßen, ohne Licht zu machen; in ihr flüsterndes Gespräch tönte Geigenspiel hinein, dem sie lauschten.

Die Wohnung, welche Klaus König früher bewohnte, hatten jetzt Theresens Brüder inne.

Roland arbeitete schon, als Christiane zurückkehrte, und beinahe verlegen fragte sie, ob er etwas brauche.

Er hob das Gesicht, streckte den Arm aus und zog sie einen Augenblick an sich. Dabei sah sie, womit er beschäftigt war.

„Roland! Dein Geschichtswerk?"

Sie stieß die Frage in fast erschrecktem Ton hervor.

„Ja wohl! Ich glaube mich wieder damit befreunden zu können, ohne alle Gefahr. Noch mehr, es könnte mich jetzt bisweilen heilsam ruhig stimmen. Der Standpunkt ist ein anderer. Von meinem Heutewerk aus ist der Blick auf gestern ganz wohl erträglich. Nur nicht festgenagelt sein, Christiane, nicht versteinern bei lebendigem Leibe."

Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.

Niemann, Johanna.

Gestern und Heute

Leipzig 1892